Lebens-Ansichten.

Von

F. L. B.

Stuttgart
bei Gottlieb Haſſelbrink.
1814.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorwort.

Der Bücher werden täglich mehr, obgleich, wie die Einsichtsvollsten behaupten, das Beste schon lange gesagt ist. Das Unglück möchte auch wirklich so groß nicht seyn, wenn eine Zeitlang in dem Schreiben ein Stillstand gemacht, und die Lesewelt dadurch veranlaßt würde, zu dem alten Vortrefflichen zurückzukehren, dieses immer tiefer zu fassen,

inniger zu empfinden, ja zulezt wirklich, ſtatt blos zu leſen, — zu leben.

Wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, iſt freilich hieran nicht zu denken, und Schreibende und Leſende werden von einem gleichen innern Ungeſtümm fortgetrieben, den Uebelſtand täglich zu vergrößern.

Man könnte jedoch zweierlei Schriften unterſcheiden, die ſammelnden, die ein gewiſſes convergirendes Element in ſich tragen, und die zerſtreuenden, die eine divergirende Kraft ausüben. Wenn jene den um ſich greifenden Schaden zu heilen ſuchen, ſo verſchlimmern ihn dieſe täglich mehr. Ob es nun überhaupt der Mühe werth iſt, gegen-

wärtiges Werkchen unter eine dieſer beiden Arten zu reihen, und ob es etwa zu der erſtern gehören dürfte, dieß zu beurtheilen ſteht dem Verfaſſer nicht zu. Er wünſcht ſehnlich, billige Richter zu finden, die ihn hierüber zu Recht weiſen.

Denn ſo, wie Archimedes die Erde bewegen wollte, wenn man ihm nur einen Standpunkt auſſer ihr anwieſe, ſo würde auch im kleinen jeder Menſch ein ganz anderer werden, im Fühlen, Denken und Handeln, wenn es ihm vergönnt wäre, zuweilen aus ſich heraus zu treten, und ſich, ſamt ſeinen Beziehungen zu der Welt, gleichſam von ferne zu ſehen. Da dieß aber nicht angeht, ſo muß es ſchon erlaubt ſeyn, ſein Denken und Fühlen, ſo weit es geziemt,

bloszustellen, und, was man sonst allein und einseitig zu thun gewohnt war, so gut man kann, in die Seele des Allgemeinen zu thun, — Urtheil, Lob und Tadel zu erregen, und so, sei es auch auf etwas unsanftem Wege, zur tiefern Selbsterkenntniß zu gelangen.

Stuttgart den 16. Oct. 1813.

Der Verfasser.

Ueber:

Leben im Allgemeinen;

Erziehung;

Geſchichte, öffentliches Leben;

Kunſt;

Wiſſenſchaft, Studium ꝛc.

Religion.

„Und wenn es uns glükt,
Und wenn es ſich ſchikt,
So ſind es Gedanken!“

Die Thiere in Göthe's Fauſt.

I.

Aus dem Gebiet

des

Lebens

im

Allgemeinen.

Es geht dem Menſchen mit vielen Dingen, wie mit dem gewünſchten Beſiz eines muſikaliſchen Inſtruments. Er erhält es endlich, und findet bald, daß es ihm zu wenig und zu viel iſt.

Zu wenig, — der er hoffte, daß ſich ihm nun eine ganze muſikaliſche Welt aufthun werde, von der das Inſtrument der Träger wäre, und dazu kommt es ſo ſelten; zu viel — denn er vermag wirklich den Reichthum, der in dem Inſtrument liegt, an deſſen einzelne Akorde ſich ja ſchon eine Welt von Gefühlen anknüpfen läßt, ſelten zu genieſſen.

Da mein Wiſſen, meine Kraft, mein Geld, meine Liebe nicht auf die Zukunft ſich erſtrecken, warum ſoll es denn meine Sorge?

Es ist sehr oft der Fall, daß, wenn wir einen Gegenstand bei seinem freundschaftlichen Pol an uns ziehen, die Ungeneigten uns lieblos vorhalten, wie sich jener im Allgemeinen, und gegen die Welt verhalte. Sie nennen dann, wie Mephistopheles, das Gretchen unsers Herzens einen Grasaffen, oder wie Jarno, unsere Mignon ein zwitterhaftes Ding, als befaßten sich Zu- oder Abneigung mit irgend einer Classification.

Man sollte glauben, wenn in einer Gesellschaft lustige Histörchen, wizige Einfälle erzählt werden, so sollte dieß viel besser befriedigen, als die gewöhnliche Unterhaltung, wo jedes seine Anliegen, Freuden und Schmerzen vorbringt, und die gesellschaftliche Theilnahme anspricht. Der Erfolg lehrt aber das Gegentheil. Man geht viel befriedigter auseinander, wenn das Nächste, die Gegenwart besprochen worden ist; auch ist es die Gabe und Gewohnheit geistesverwandter, geistreicher Freunde, von den Beziehungen der Gegenwart auf die

tiefliegendsten Elemente des Lebens und menschlichen Treibens überzugeben. Das nämliche gilt auch von gesellschaftlichen Spielen; diejenigen sind die unterhaltendsten, wo jedes Mitglied seine Individualität und seine Beziehung zu den andern durch das Medium einer angenommenen Rolle darzustellen Gelegenheit erhält, wogegen die mehr sächlichen Spiele, ausgenommen es seyen Verstandes- oder Hazard-Spiele, nicht lange anziehend bleiben.

Wir sehen an unsern lebendigen und leblosen Besitzthümern nur den täglichen Entwiklungsschritt, und machen uns wenig aus ihnen. Der Fremde aber sieht ihre ganze Genesis, daher er uns oft so glüklich preißt. Wir sind es auch in solchen Momenten mehr als sonst, weil wir dann mit seinen Augen sehen.

So wie sich eine pittoreske Masse auf einem duftigen Hintergrund, auf einer warmen Ferne interessant abhebt, so beim Jüngling alles, was er erlebt, auf der

unbestimmten blauduftigen Zukunft. Hinter jedem Gegenstand fängt bei ihm das Phantasie-Reich an; der Mann ist sich zu sehr der gemeinen Causalitäts-Verhältnisse der Dinge bewußt.

Je weniger den Gatten das Leben ausgefüllt ist, destomehr füllen sie es mit Liebe oder Zank aus. Liebe ist das elektrische Leuchten, Zank das Funkenschlagen der Zwischenräume.

Man stille die erste Sehnsucht; die zweite ist nicht mehr so stark. Die Phantasie kann jene Extravaganz nicht mehr wiederholen.

Nüchtern sind wir lineare Menschen, und harmoniren mit allem, was Linie, Tangente, Radius, Parallele ꝛc. ist. Durch Wein erregt sind wir rund, und verstehen nun alles besser, was Kreis, Sphäre, Rhythmus, Undulation ꝛc. ist. Dort huldigen wir der Consequenz, hier lassen wir gewähren.

Mancher klagt, die Welt sei ihm zu eng, da sie ihm doch eigentlich zu weit ist.

Nitimur in vetitum.

Es ist eine alltägliche und allbekannte Erscheinung, daß wir das Verbotene, das uns Versagte, stärker wünschen, als das Erlaubte, und sich uns Darbietende; ja daß wir es oft nur wünschen, weil es ein verbotenes ist. Es ist nicht so ganz leicht zu sagen, woher diese Erscheinung rührt, da sie mit dem innersten Wesen der Seele zusammenhängt.

Wenn nicht gerade im Leben ein Gegenstand besonders hervortritt, und unsern Wunsch, unsere Begierde anspricht, so ist für uns alles Schöne und Interessante gleichsam in einem latenten Zustand, wir treiben das Gewöhnliche und haben die gewohnten Gedanken und Gefühle dabei.

Nun werde uns aber etwas verboten, so fühlen wir plötzlich unsere Freiheit in ihrer allseitigen Expansion gestört, und dagegen unsere Einbildungskraft zu einer ein-

seitigen Thätigkeit aufgeregt. Der verbotene Gegenstand tritt aus seinem latenten Zustand heraus. Die Phantasie isolirt ihn, und faßt ihn gleichsam in einen eigenen Rahmen. Er gewinnt schon hiedurch an Reiz und Interesse.

Wir ahnden uns nun in sein Wesen hinein, was er uns je war, was er uns in seinen schönsten Beziehungen seyn könnte; und diesen Genuß sollen wir nun der Welt zum Opfer bringen. Sie hat die Augen auf den Gegenstand gerichtet, sie lebt vielleicht darin, und wir sollen ausgeschlossen seyn!

Wenn uns ein Gegenstand in zwei Momenten am interessantesten ist, nämlich in der ersten Freude der Erwerbung, und in dem Augenblik, wo wir ihn verlieren sollen, so trift bei dem Verbotenen gewissermaßen beides zusammen; sein Besiz und Genuß ist doppelt reizend, weil jeder Schritt dazu einer feindlichen Welt abgekämpft werden muß, weil der Gedanke an den von uns geforderten Verzicht uns im Gegensaz den Werth des Gegenstandes fühlen läßt,

und durch ſein Erlangen die Sphäre unſerer Freiheit ſich wieder herſtellt.

Es iſt nichts ſo ſchwer, als eine Scharte auszuwezen, man macht oft leichter einen neuen Degen.

So nahe, wie unſer eigenes Kind, muß uns etwas angehen, wenn wir es recht lieben, recht verſtehen ſollen. — Wer kümmert ſich viel um anderer Leute Kinder? wer verſteht ſie?

Der Jüngling freut ſich auf Zeitpunkte, auf Ereigniſſe, auf Güter. Der Mann blos auf Entwiklungen, auf Werden, auf heitern Fortgang.

Sie.

Du tadelſt wieder dieß und das, weil du in übler Stimmung biſt.

Er.

Nein, Liebe! ich tadle, wenn ich in übler Stimmung bin. Du wirſt

einsehen, daß dieß ein großer Unterschied ist.

Zwei idioelektrische Menschen stossen einander ab.

Die Menschen folgen dem Nothwendigen; der Mensch ist frei.

Die schönste Welt kann uns ein einziger spöttischer Blik eines Mephistopheles entleiden.

Leute, die im Raths- Exerzier- Hör-Saal sich nicht sehr mannhaft zeigen, sind oft zu Haus die strengsten Herrscher. Dagegen sind oft Feldwölfe — Hauslämmer.

Wer seinen Gesichtskreis auch für seinen Wirkungskreis hält, der ist ein Narr.

Verſchiedene Zeit-Anwendung.

Es iſt bemerkungswerth, wie man einen Tag oder Abend, wenn ich ſo ſagen darf, ſo flämiſch, oder vegetirend hinbringen, — oder aber mit den eingreiffendſten Intereſſen ausfüllen kann.

An und für ſich iſt kein Tag verlohren, an dem man ſich ſeiner, und ſeines Lebens auf eine behagliche, vollkräftige Art bewußt worden iſt; aber es giebt viele Stunden, die zu den identiſchen gehören; andere, wo man unmerklich in der Lebenstiefe, Lebens-Innigkeit zunimmt, wo die nächſtliegenden Intereſſen ſich verſtärken, wo man ein beſſerer Gatte, Vater, Sohn oder Bruder wird; wieder andere, wo man Erfahrungen macht, die man ſo nur einmal machen kann, um welche man dann wirklich älter, geübter, klarer, kälter, dem Grab näher geworden; und endlich ſolche, wo man in eine intereſſante Objektivität hinein- und von ihr aufs kurzweiligſte fortgezogen wor-

den iſt, welches man ſtets dem dumpfen Hinbrüten, dem krampfhaften Ausſpinnen eines magern Zuſtandes, der verzehrend nagenden Einſamkeit vorziehen ſollte.

So möchte alſo die Einſamkeit, das Stillleben am beſten zu Austiefung unſers Gemüths, unſers Geiſtes, zu Bequemermachung unſerer nächſten Beſizthümer angewendet werden; Zerſtreuung im Objektiven aber, zur Erholung, Correktion unſerer Selbſtheit, Sammlung neuer Lebensintereſſen, und als nothwendiger Gegenſaz des engen Privatdaſeyns. Ereigniſſe endlich, Lagen und Erfahrungen, die gleichſam unſer bisheriges Leben abbrechen, mit denen für uns eine neue Periode beginnt, wie wenn an dem Baum ein neuer Trieb ſich anſezt, dieſe können wir zwar nicht leicht ſelbſt herbeiführen, es iſt aber räthlich, ſie zu ſuchen, wenn wir unſer bisheriges Leben und ſeine Intereſſen ziemlich durchgearbeitet und ausgeſogen haben. Durch jedes Neue wird zugleich auch alles Alte wieder aufgefriſcht.

Man ſage lange: Armuth ſchändet nicht! Unwillkührlich glauben wir doch von dem Armen, er habe entweder nicht Kopf genug, um, was doch alle Welt wünſcht, in die Claſſe der begünſtigten Erdenſöhne zu kommen, oder er ſei leichtſinnig, oder ſein Herkommen ſei von der einen oder der andern Art. Zum wenigſten ſuchen wir bei ihm nicht die guten Sitten und ſchönen Kenntniſſe der wohlhabenden Claſſe; deshalb befühlen auch die meiſten jeden an ſie kommenden zuerſt von Seiten ſeines Wohlſtandes.

Man gebe den Leuten Gelegenheit, ihr Solo zu ſpielen, dann wird man ſie zu allem willfährig finden.

Ich will lieber für eine Laſt keine Kraft, als für eine Kraft keine Laſt haben.

Dem Lehrling thut man Vorſchub, den Geſellen benuzt man, zum Meiſterrecht will man nicht gern jemand zulaſſen, aber der Virtuos findet leicht offne Hände und Herzen.

Wer entbehrt, um mitzutheilen, der genießt doppelt.

Wir ertragen leichter ein großes Unglük, das uns etwas zu thun giebt, als ein zehnmal kleineres, bei dem wir unthätig seyn müssen.

Man sollte sich nicht wundern, daß man oft so vernünftige Sachen träumt, sondern vielmehr darüber, daß es nicht öfter geschieht, da der Geist zu seinem Wirken die äussere Welt eine Zeitlang gar wohl entbehren kann.

Das Glük ist viel unpartheyischer als man glaubt.

Mache, daß dir immer etwas im Schlaf wächst.

Vergleichung.

Vergleichung iſt eine der reichſten Quellen der Lebens-Verſtärkung, aber auf der andern Seite auch der Lebens-Schwächung. Ich möchte viele Erſcheinungen aus der Welt des Denkens und Fühlens auf dieſen Begriff beziehen.

Wie reich wird eine Erſcheinung für uns, wenn wir ſie nicht blos an ſich, und als das eben ſo, und nicht anders ſeyende betrachten, ſondern als das, was ſie der Idee, der Tendenz, dem Wunſch und Willen nach ſeyn ſollte; was ſie geworden wäre, wenn keine heterogenen Weltkräfte ſie bei ihrer Verwirklichung geſtört hätten; wenn wir die ähnlichen Erſcheinungen anderer Zeiten, Nationen, Individuen, Orte ꝛc. damit vergleichen?

Es veredelt ſich unſer Anſchauen, es mildern ſich unſere Affekte und Leidenſchaften, wenn wir uns auf dieſe Weiſe bemühen, das Weben des Weltgeiſtes zu

ahnden, der all und überall ähnliche Bildungen, vom Sternenheer bis zum Wasser-Staub, von den denkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Nationen bis zu den unbedeutenden Vorfällen einer Familie, mit unerschöpflicher Fülle hervorbringt, einer jeden aber doch den Stempel der Eigenthümlichkeit aufdrükt.

Beim Einzelnen ans Allgemeine zu denken, muß jedoch auch sein Maß finden.

Wie sehr kann man sich den Moment vergellen, wenn man immer vergleichend bemerkt, wie unvollkommen alle Dinge im öffentlichen und Privat-Leben, in der scientivischen und künstlerischen Sphäre gewöhnlich ausfallen; wie fern sie ihrer Normal-Idee, ihrem theoretischen Entwurf, dem Ideal, das das Gemüth davon gutmüthig entworfen hat, bleiben; wenn man immer an die klassischen Zeiten und Orte denkt, oder an die günstigen Zeitpunkte, wo man ähnliches in weit höherer Vollkommenheit gesehen und genossen hat?

Wie beschwerlich werden uns, und sich selbst, Menschen, denen eine solche Verglei-

chungssucht, die Gewohnheit, die unmäßigsten Forderungen zu machen, eigen ist? Vor ihrem Blik verkleinern sich die schönsten Erscheinungen der Gegenwart, und sie erdrücken so zu sagen den Text der Natur und des Lebens durch die Last der Parallel-Stellen.

Eine große Vergleichungswuth scheint auch mehrere geistreichen Männer der neuern Zeit ergriffen zu haben.

Ihnen ist der Sternenhimmel eine gefrorne Musik, oder eine geronnene Mathematik. Mit der Ellipse, der Parabel, Hyperbel und Eiform wird der ganze Generalbaß des Weltall bezifert. Das geheime Weben der Elemente repräsentirt blos die Längen- oder Flächen-Tendenz, alle Geschlechter und Arten der lebendigen und leblosen Wesen werden unter sich paralleliſirt, es giebt kein Gebild, das nicht einem andern ähnlich wäre. Das Schönste, Edelste, Lebenslustigste wird auf einen kurzen, magern, leblosen Ausdruk gebracht; die Mythologie schwindet in die dürre Nomenklatur eines Kalenders zusammen, das Buch der

Zeiten wird in der Mitte aufgeſchlagen, und die eine Hälfte die reale, die andere die ideale Zeit genannt ꝛc.

Es wäre vielleicht gut, wenn jeder, der dieſe generaliſirende Anſicht nicht durch Genialität und ein tiefes Gemüth zu tragen vermag, lieber ſogleich das Reſultat aller dieſer Vergleichungen in die Hand bekäme: — daß das Weltall das ſich in all ſeinen Bildungen ins Unendliche ſelbſt abſpiegelnde ſei; wobei dann die Luſt und Freude am Individuellen, Charakteriſtiſchen, Eigenthümlichen, der Reiz des neueſten friſcheſten Lebens, die Ehrfurcht vor dem, was nun unter all dieſem Aehnlichen das Edlere, Schönere, Vortrefflichere, das Unvergleichliche iſt, — keine Gefahr liefe.

Eine Hauptquelle unſerer Freuden iſt die Vergleichung unſers Lebens in ſeinem Fortſchritt mit ehemaligen Zuſtänden. Das Gefühl der Entwiklung unſers innern Weſens, und der Erweiterung unſers äuſſern Zuſtandes wiegt bei weitem alle ſtürmiſchen Freuden auf. Daher der Reiz des Vater-

Orts, wo uns alles an die ahndungsvollen Jugendzeiten erinnert, wo wir in beſtändiger Vergleichung der Hoffnungen mit den Erfüllungen leben, und — was doch jeder vernünftige Menſch ſuchen ſoll —, durch Vergleichung des einſt und jezt unſers Privatlebens, und des öffentlichen, von dem jenes getragen wurde, zum möglichſt klaren Bewußtſeyn unſers eigentlichen Daſeyns gelangen.

Die Vergleichung ſeines Ich mit andern, die dem Thoren viele egoiſtiſche Freuden gewährt, ſchafft dagegen jedem im Uebermaß Strebenden viele heimlichen Leiden.

Wer von uns muß ſich nicht anklagen, daß er oft glaubte, ein ganz anderer ſeyn zu müſſen, ein viel beſſerer, ausgerüſtet mit allen Vortrefflichkeiten und Virtuoſitäten ſeines Zeitalters? Wer verſuchte nicht oft herauszutreten aus den Banden der Nothwendigkeit, aus dem organiſchen Geflechte ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeiner äußern Beziehungen?

Es freue ſich alſo jeder wo möglich ſeiner Lage, die ihn wohl einerſeits beengt, andrerſeits aber, wie keine andere, frei läßt: er achte ſeine Vorzüge, ohne gegen ſeine Fehler indulgent zu ſeyn, er ſtrebe nach dem Möglichen und Thunlichen, indem er die Nothwendigkeit verehrt.

Die höchſte und edelſte Uebung der Vergleichungsgabe bleibt alſo ohne Zweifel die rein-philoſophiſche, wo uns das Kleinſte ein Bild der Welt, das Geringfügigſte intereſſant wird, und das, was uns beſtürzen oder beherrſchen will, durch die Macht der Gedanken gebunden, in unſere Gewalt kommt; wo wir in jedem Gebild, in jeder Erſcheinung das ſich ewig ähnliche Leben erkennen, und doch uns deſſelben als eines neueſten, lebensfriſchen kindlich erfreuen.

Wer den Geſchäften, Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens die thätige Seite zukehrt, iſt ſanguiniſch, wer die träge — phlegmatiſch. Wer der Noth, dem Drang, den Beſchränkungen des Daſeyns die thä-

tige Seite zukehrt, iſt choleriſch; wer die träge — melancholiſch.

Es fiel mir oft auf, warum man dem einen Freund die Hand giebt, mit ihm Hand in Hand geht, und bei dem andern, vielleicht vertrautern, dieß nicht ohne ein widriges Gefühl thun könnte.

Ich meine bemerkt zu haben, daß ſich Freunde, die ſich objektiviren, die im Beiſammenſeyn gegenſeitig über einander denken, die Hände nicht geben, wohl aber ſolche, deren Gutmüthigkeit, deren Intereſſe an einander oder an dritten Sachen das gegenſeitige ſich beobachten überwiegt. Auch trifft ſichs oft, daß zwar die Seelen ſich anziehen, die Körper aber eine Art Scheu vor einander haben; ſo wie umgekehrt eine gewiße Neigung zu einem Körper mit Abneigung gegen die Seele verbunden ſeyn kann.

Gewiße Dinge und Zuſtände ſind wie die blauen Berge der Ferne; wir haben die ewige Sehnſucht zu ihnen, und ſind

wir nun nahe dabei, ſo finden wir gar nicht, was wir ſuchten, wir mißkennen ſie ganz; kaum entfernen wir uns aber wieder von ihnen, ſo entſteht die alte Sehnſucht.

Je näher man einem Beſiz kommt, deſto gebildeter muß man ſeyn, um ſich deſſen würdig zu finden.

Das Rauchen iſt eine ſo ausgebreitete, für das Volksleben ſo einflußreiche Gewohnheit, daß einige verlorne Worte darüber wohl hier Plaz finden dürften.

Die Raucher thun ſich ſelbſt Unrecht. Man hört oft die paſſionirteſten behaupten, „es ſei das Rauchen nur eine üble Gewohnheit, die ihnen eigentlich kein poſitives Vergnügen mache, die ſich etwa wohl ablegen lieſſe, und die vernünftiger Weiſe auch abgelegt werden ſollte, eben weil ſie keine direkte Luſt, und keinen Nutzen gewähre, indem ein rechter Raucher gar nicht mehr wiſſe, daß er rauche.“

Aber ſie ſollten erkennen, daß, ſobald ſie die Pfeife anſtecken, ſie in einen gewißen magiſchen Kreis treten, der ſie von

den feindlichen Mächten des Lebens abſchließt, ſo wie ſie mit dem Weglegen der Pfeife der Unendlichkeit des Lebens Preis gegeben ſind. Sie ſollten das Rauchen als Ruhe im allgemeinen Treiben, als Rhythmus, als Muſik, als eine Art Sprache, als eine Thätigkeit, an die ſich jede andere, in Gedanken, Wort und That ſehr gern anreiht — betrachten, u. ſ. w.

Die Weiber ſehen einander ſtets en détail, z. B. nach den Moden, nach einzelnen Stücken; ſie haben demnach ſelten ein rechtes Urtheil über einander als Ganze.

Der Morgen zeigt uns das einfachſte Werden des Menſchenlebens. Wir ſind verſtimmt, wenn wir die ſchöne Frühe verſchlafen, weil wir dann ſogleich zu den Verwiklungen des Gewordenen erwachen.

Die Liebe hat die Tendenz, ſich einem andern Weſen, und dieſes ſich zur gröſten Geſtalt zu machen.

Man ſingt, was man nicht hat.

Raum iſt äußerlich, und wird ein Ort, wenn er innerlich wird; daher dem Zurükkehrenden ſein Jugendort ſo klein vorkömmt, weil er ihm nun ein Raum in größern Räumen iſt.

Das erſte und lezte iſt immer — Verſtändniß der Gegenwart.

Der Magen und die Imagination ſind die zwei Pole des Lebens.

Regentage ſind gute Leiter für die Elektrizität, aber deſto ſchlechtere für die Phantaſie.

Wir ſollizitiren lieber für einen Fremden, als für einen Verwandten. Dort erndten wir Dank, hier wird es uns zur Pflicht angerechnet. Jenes bringt uns Ehre, heißt verdienſtlich, dieſes gehört zur Bettelei. Aber eben deshalb iſt gerade dieſes verdienſtlicher als jenes, weil es uns mehr Ueberwindung koſtet.

Hoffnung.

Die meiſten Menſchen ſehen die Hoffnung für einen Schatten an; nur der wirkliche Genuß, das Eintreffen des Gehofften hat für ſie einen Körper. Summt uns nicht täglich die laute Klage der ſentimentalen Herzen entgegen, das Leben beſtehe grö-ſtentheils aus unerfüllt bleibenden Hoffnun-gen und Erwartungen, und reife auch end-lich einer der tauſend Blüthenträume, ſo ſterbe er auch ſogleich wieder im Moment des Genuſſes!

Sollten dieſe Klagen nicht ungerecht ſeyn? Sollten wir wirklich, wenn von dem Werth des Lebens die Rede iſt, nichts in die Wagſchale legen dürfen, als den hand-greiflichen Beſiz und Genuß?

Man kann mit Recht fragen, ob denn der Genuß nicht ſchon da anfange, wo ein Gegenſtand mit unſerm Gemüth, mit un-ſerm Verlangen nach Annäherung in die leiſeſte Beziehung tritt? Nicht einfach nur

ſoll unſer Genuß ſeyn, ſondern deſto vielfacher, je mehr wir ihm Berührungs-Punkte darzubieten vermögen; wachſen ſoll er vom erſten Anſpinnen mit den zarteſten Fäden unſers Gemüths, bis zu dem innigſten Verein, gleichſam vom ſchüchternſten Augen-Blicken bis zum heiſſeſten Umarmen, mit jedem Schritt der Annäherung ein anderer, und andere Bande unſers Weſens löſend.

Wer läugnet, daß der erſehnte Gegenſtand meiſtens im Genuß für uns ſeinen Tod findet; nicht als hätte er nur in dieſem flüchtigen Moment uns gelebt, nein, ſondern weil er nun ſeine Lebensbahn, ſeinen Tagkreis in unſerm Sinn und Herz beſchrieben hat; und nur wenige Güter ſind es, die für uns etwas unerſchöpfliches, unergründliches an ſich tragen, und an die uns ein täglich ſich erneuerndes Bedürfniß und Verlangen kettet. Statt alſo mehr Realität vom Leben zu verlangen, ſollten wir im Gegentheil unſer Beſtes noch mehr in den Proſpekt legen, und ſtatt auf den Kern des Genuſſes zuzueilen, ſo lang als möglich in der ſchönen phantaſtiſchen At-

mosphäre deſſelben zu bleiben ſuchen. Jener iſt ſehr oft nur ein nothwendiges Uebel, und es wäre wünſchenswerther, in der Aſymtote unendlicher Annäherung verharren zu können, als die Tangente des Erlangens betreten zu müſſen.

Daß von ſo vielen Hoffnungen ſich nur wenige realiſiren, iſt übrigens, abgeſehen von unſerm Roman-leſenden und ſpielen wollenden Zeitalter, eben ſo natürlich, als daß von hundert Blüthen nur zehn Früchte werden, oder daß man von zwanzig Mädchen, in die man verliebt war, nur eine zur Frau nimmt. Hat man ſich doch des vollen Blüthenbaumes, und ſeiner Liebe gefreut.

Auch könnte man ſagen, mit vielen Hoffnungen ſei oft nur eines gemeint. Es wäre alſo hauptſächlich darum zu thun, in dieſem einen endlich Erlangten den Gegenſtand jener mannigfaltigen Hoffnungen wieder zu erkennen, und nicht auf Ithaka, wie auf einem fremden Eiland zu erwachen.

Der Mann verſteht ſich beſſer auf den Genuß des Lebens, als der Jüngling, aber ſeine Freuden haben viel weniger Atmoſphäre, als die des Jünglings.

Setze den Tüchtigſten auſſer thätiges Wirken und Mitwirken, ſo gilt er ſogleich in ſeinen eigenen und anderer Augen nichts mehr.

Nichts liebt der Menſch mehr, als identiſch fortſchreitendes Sammeln, morgen wie heut und geſtern, täglich das ähnliche ſuchen und finden.

Ich wüßte nichts ſchrecklicheres, als wenn man mir meine Zukunft voraus ſagte.

In den weſentlichen Lebensgenüſſen ſind die Menſchen viel weniger auseinander, als man denkt.

Eines der ſchwerſten Dinge iſt, dem Beiſpiele von ſeinesgleichen nicht zu folgen, nicht nach den Formen ſeiner Zeit, dem Gebrauch ſeines Standes zu leben.

Werden und Gewordenes.

Wir thun allem Werden Vorschub, dagegen wollen wir das Gewordene nicht anerkennen.

Jedermann freut sich des Kindes, und unterstüzt den anstrebenden Jüngling. So bald dieser aber etwas geworden zu seyn glaubt, und nun Hand anlegen will an den fortzuwälzenden Kloz des Lebens, so hat jeder Lust ihn wegzudrängen, oder hart anzulassen.

So steht der Mensch voll Gefühl vor den Blüthen des Baumes, so bald aber Früchte daraus geworden sind, versteinert sein Herz, und er sucht, wie er sie nur zu recht theuern Preisen los wird.

Es wird alle Sorge, Liebe und Mühe auf die Erziehung einer liebenswürdigen Tochter gewendet. Sie ist aber nicht so bald mannbar, so fährt ein böser Geist in die elterlichen Herzen, sie suchen ihr baldmöglichst eine gute Parthie, sei es auch,

daß ſie dabei ihr junges Leben vertrauern muß.

So lang der Tempel gebaut wird, ſizt alles voll Andacht unter den verbretterten Hallen, wenn das Gewölbe den Schluß-Stein erhalten hat, ſo läutet der Schlendrian zur Kirche, und die Langeweile fächelt die chriſtliche Gemeinde in Schlaf.

Man ſieht einem Kind oder Erwachſenen auf den erſten Blik, oder bei der kleinſten Aeuſſerung an, wie in ihm das Unbewußte, Unſchuldige, Gemüthvolle, Weiche, mit dem Bewußten, Anmaßenden, Vordringenden, Erſtarrten abgewogen iſt. Wo Lezteres überwiegt, da fühlen wir ſogleich Oppoſition, Widerwillen gegen das Weſen.

Behandeln nicht viele Menſchen das Leben, wie die Affen das Feuer? Sie freuen ſich deſſen, legen aber kein friſches Holz bei, und jammern dann, wenn es anfängt zu erlöſchen.

Kleines Abentheuer

auf dem Königssee in Berchtoldsgaden.

Im Oktober 1806.

(Da das Reisen ein potenzirtes Leben ist, so wird folgendes kleine Fragment hier wohl seinen Plaz finden.)

Der Tag neigte sich schon, als ich durch eine stille waldigte Gegend an den Königs-See kam. Der Wanderer wiegt sich, wenn es ihm wohl ist, in süßen Hoffnungen; so glaubte auch ich am Ufer sogleich jemand zu finden, der mich um ein geringes auf das Schlößchen St. Bartholomä führen würde. Ich täuschte mich aber; es war niemand zu finden, und ich sahe blos einige Kähne unter Schuppen, die in den See hineingebaut sind, angebunden, von den kleinen Wellen sanft geschaukelt. Ich überließ mich iezt der unangenehmen Empfindung, in einer einsamen Gegend rathlos zu

harren, und je gröſser die Natur um mich her war, deſto verlaſſener fühlte ich mich. Dieß hatte nicht lange gedauert, als ich einige lautſcherzende Mädchen durch die Gebüſche kommen hörte. Sie grüßten mich, ſahen mich an, und ſezten ſich mit ein paar kleinen Knaben in einen von den Kähnen. Ich fragte, wo ſie hinſchiffen: „Zu unſerm Vieh an den Hinterſee, erwiederten ſie. Ich bat ſie, mich doch mitzunehmen, entweder an ihren Beſtimmungsort, oder wenigſtens bis St. Bartholomä. Sie willigten gern ein. Die Jüngere davon ſchien nie aus dieſen Thälern gekommen zu ſeyn, die andere war ſchon einige Zeit in Salzburg bei Verwandten geweſen, und tadelte jene, daß ſie mich duzte.

Ich ließ mir von ihnen erzählen, wie ſie ihre Zeit am Hinterſee zubringen würden. Sie wollten die Nacht hindurch mit den Sennen und andern jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die ebenfalls ihr Vieh abholten, ſich luſtig machen, ſodann am folgenden Mittag zurükkehren. Da ich gern einem Sennhirtenfeſt beigewohnt hätte, ſo

drang ich in ſie, mich dahin mitzunehmen, ich verſprach, ſie in nichts zu ſtören. Von Anfang ſchienen ſie nicht dagegen, als unſer Kahn ſich aber dem Vorland, worauf das Schlöschen St. Bartholomä in ſtiller Einſamkeit ſteht, näherte, ſo ſtellten ſie mir vor, die Nacht werde kalt, ich finde kein Bett, keine warme Speiſe, und vielleicht auch an ihren Freuden keine Unterterhaltung.

Nicht ſowohl dieß, als vielmehr der Gedanke, daß es ihre Liebhaber, oder wer ihrer am Hinterſee wartete, vor den Kopf ſtoſſen könnte, wenn dieſe Mädchen einen jungen Mann mitbrächten, beſtimmte mich bei St. Bartholomä mich ausſetzen zu laſſen.

Sie ſchieden treuherzig, und verſprachen, am andern Tag mich wieder abzuholen. Denn anders, als zu Schiff, konnte ich nicht zurükkehren, da die Waldberge an beiden Seiten ſich ſo ſteil in den See hinabſenken, daß nur Gemsjäger auf gefährlichen Pfaden hin und her klettern.

Ich gieng um Betläuten auf das Schlöß-chen zu, das bei schon eingebrochener Däm-merung mir fast eher bezaubert als bezau-bernd vorkam. Als ich in die Stube trat, und um ein Nachtlager bat, fragte mich der Hausherr, ob ich die schriftliche Erlaub-niß von Salzburg bei mir habe, an die-sem Ort zu übernachten. Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit. So darf ich Sie nicht behalten, erwiederte er.

Ich stellte ihm vor, daß ich doch nicht wieder von hier hinweg könne, und auch mit einem Strohlager vorlieb nehmen wolle. Er wars endlich zufrieden.

Während des Abendessens gab ich den Leuten etwas von meinen Schiksalen preis,— was mich hieher geführt, und daß ich nach mehrjähriger Abwesenheit in mein Vater-land zurükzukehren gedenke, — und ließ mir dagegen ihre Lebensweise in dieser ein-samen — von der Menschengesellschaft durch unwegsame Gebirge und ein gefährliches Wasser abgeschnittenen Gegend schildern.

So wurden wir vertrauter, und das Mißtrauen, das besonders in neuern Zeiten

faſt überall dem Reiſenden entgegen tritt, war gehoben. Die Hausfrau verſprach endlich mir das Strohlager zu erlaſſen, und ein ordentliches Bett anzuweiſen.

Als die Zeit des Schlafengehens kam, ſagte der Fiſchmeiſter: „Sie werden ſich nicht fürchten, wenn ich ſie auch ganz oben hinauf führe. Wenn ihnen heute Nacht etwas zuſtoſſen ſollte, ſo dürfen ſie blos an der Glocke vor ihrem Fenſter ſchellen.“

Dieß ſtimmte gut mit dem Eindruk zuſammen, den dieſes einſame Gebäude beim erſten Anblik auf mich gemacht hatte. Ich wurde mehrere Treppen hinauf und über einen Gang in eine entlegene Kammer geführt.

Da ich nicht ſchlafen konnte, und mir die Einſamkeit etwas drückend war, ſo ſuchte ich mich mit der Erinnerung an die geſellſchaftlichen Freuden meiner Jugend zu unterhalten. Ich ſtellte mir die hellen Sonntage, die öffentlichen Vergnügungs-Plätze, die Freuden jugendlicher Liebesverhältniſſe vor, und wie ich bei meiner Wiederkehr in

die Heimat manche dieſer Töne wieder wekken wollte. So wiegte ich mich ein.

In der Nacht erwachte ich aus einem ſchweren Traum; auf dem Thürmchen ſchlugs 2 Uhr. Ich kann nicht läugnen, daß ich tief in die Seele hinab voll Angſt war. Es iſt ſonderbar, was im Hintergrund des Gemüths für Geſtalten ſchlummern, die drohend hervortreten, wenn man einige Zeit lang dem lauten Menſchenverkehr entzogen iſt. Man kann es nicht gerade Phantome nennen. Wir haben nur alsdann unſer Ohr näher an dem Verkehr der Geiſterwelt, an den Schreckenskräften der Natur, welche bei der Tageshelle die Geſchäftigkeit und der Kleinhandel der Cauſal-Beziehungen verhüllt und läugnet.

Das fühlte ich wohl, daß mich mein fieberhaftes Blut viel Schrekliches in den Ort, und in meine Lage legen ließ. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ich um Hülfe gerufen. Bleiben konnte ich nicht mehr, ich mußte mich durch eine beſtimmte Wirklichkeit korrigiren und wiederfinden. Ich gieng hinaus, und den Gang entlang.

Eine weibliche Stimme aus einer nahen Kammer rief mir zu, was ich ſuche. Ich tappte hin, und öfnete die Thüre. Das Mädchen erſchrak. Ich beruhigte ſie aber und verſprach, ihr nichts zu Leide zu thun, ſie möchte nur erlauben, daß ich mich an ihr Bett ſetzen dürfte, um mich von einem Schrecken zu erholen, den ich ſo eben gehabt.

Es war das Mädchen, das bei der Familie des Fiſchmeiſters ſich ſeit einiger Zeit auf Beſuch befand, und das ſich geſtern um die Kinder recht emſig bemüht hatte. Ich weiß nicht, war es Zutrauen oder Angſt, oder ſonſt etwas, was da machte, daß ſie mich nicht fortwies.

So, halb angekleidet, an ihr Bett gelehnt, entſchlummerte ich nach einigen Geſprächen, und erwachte erſt, als ſchon der Tag graute. Weil ich mich noch ermüdet fühlte, ſo gieng ich, nachdem ich dem Kind mit einem Kuß gedankt hatte, wieder in meine Kammer, die nun ganz freundlich und von den nächtlichen Geſtalten gereinigt ausſah.

Das Mädchen, wirklich eine recht hübſche, aufkeimende Natur, lächelte beim erſten Zuſammentreffen, als ſie mir das Frühſtük brachte, mit einem gewiſſen Stolz. Die ſonderbare Beziehung, in der ſie mit einem jungen Mann geſtanden, in der ſich beide brav gehalten hatten, kizelte ſie; ſie bewahrte ein kleines Geheimniß, das ihr keine Schande machte. Auch ich fühlte mich nach dieſem kleinen Abentheuer viel vertrauter mit dieſer einſamen Gegend, und hatte nun Luſt, die ſogenannte Eiskapelle, die mir kaum eine Viertelſtunde entfernt ſchien, zu beſuchen.

Das Gebirge des 7000 Fuß hohen, und auch den Sommer hindurch mit Gletſchern und großen Schneefeldern belaſteten Wazmanns bildet hier eine Schlucht, zu deren beiden Seiten die gräulich zerriſſenen Felswände unermeßlich hoch faſt ganz ſenkrecht abgeſchnitten ſind. Der Fiſchmeiſter gab mir einen Purſchen mit, wir nahmen Alpſtöcke, und ſtiegen mit lebhaften Schritten dem Eisſlek zu. Aber wir brauchten wohl fünfmal länger als ich dachte, bis

wir an das Ende der furchtbaren kaltfeuchten Felſenſchlucht gelangten.

Es ſcheint alles ſo nahe, weil die horizontalen Entfernungen gar kein Verhältniß haben zu der einfachen Größe der perpendikularen Gebirgs-Maſſen. Wir befanden uns nun in der ſchauerlichſten Oede, wo Felſenblöcke, Geſträuche, Baumſtrünke und Schutt verworren durcheinander lagen. Ich gieng unter das Eisgewölbe, durch welches ein Waſſer hervorrieſelt, wohl zwanzig Schritte hinein; die kalte Luft und der Gedanke an die Möglichkeit des Einſtürzens trieben mich aber bald wieder hervor. Das Eisfeld zieht ſich an der hintern Seite des Wazmanns hinauf, und mag immer einen Umfang von einer Viertelſtunde haben, welches freilich niemand glauben wird, der es das erſtemal in einiger Entfernung erblikt. Mein Führer hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir in der Nähe des Eisfeldes Gemſen antreffen würden, wir machten deswegen im Hinweg ſo wenig als möglich Geräuſch. Es zeigte ſich aber kein lebendes Weſen. Den Rükweg legten wir, weil

er ſich herabſenkt, in der halben Zeit zurük, indem wir mit Hülfe unſerer Alpſtöcke über Felſen und Baumſtämme ſezten.

Kaum war ich von dem Ausfluge zurük, und hatte mich etwas erquikt, als zwei Gemsjäger mit einer Gemſe, die ſie geſtern Abend erlegt hatten, ans Seeufer kamen. Es iſt einem ſonderbar, wenn man ein Thier, das ſeit Raffs Naturgeſchichte zu unſerer Phantaſiewelt gehörte, nun endlich wirklich ſieht. Die Gemsjäger bezeichneten mir die Gegend, wo ſie das Wild geſchoſſen hatten. Es war mir intereſſant aus dem Mund dieſer wilden Naturſöhne dasjenige beſtätigt zu hören, was ich bisher über die Gefahren der Gemſenjagd geleſen hatte; ihren Aeuſſerungen nach müſſen die Begierden und leidenſchaftlichen Gefühle bei dieſer Jagd denen beim Haſardſpiel ſehr nahe verwandt ſeyn.

Ich fragte den Fiſchmeiſter nach der Lage und Entfernung des Hinterſees, von wo nun die ſchönen Hirtinnen bald zurükkehren, und mich abholen ſollten.

Auf dem Weg dahin, nicht gar fern am jenſeitigen Ufer, oben um die Felsecke ſollte ein Waſſerfall herabſtürzen. Dieſe Nachricht veranlaßte mich, am Ufer einen Kahn (es ſind blos ausgehauene Bäume) loszubinden, und zu verſuchen, ob ich nicht das Ruder handhaben und die bezeichnete Stelle erreichen könne. Ich hatte zuvor wohl im Allgemeinen die Breite des Sees betrachtet; aber, — wie es zu gehen pflegt —, man lernt eine Sphäre erſt genauer kennen, wenn man anfängt ſich in ihr etwas zu ſchaffen zu machen, oder ſie beherrſchen zu wollen. Kaum hatte ich einige Minuten mit Anſtrengung gerudert, und das Ufer, jedoch wie alle ſchlechten Seefahrer, nicht zu weit, verlaſſen, ſo entſtand in meinem Aug plözlich ein ganz anderer Maasſtab für die Breite der Waſſerfläche. Ich bemerkte nun erſt, wie klein mir ein Haus, das am jenſeitigen Ufer ſtand, erſchien.

Ich that in Gedanken die Gebirge hinweg, und wo irgend der See ein Vorland hatte, das dachte ich mir als Stük einer flachen Gegend. Jezt konnte ich merken,

wie sehr aufgethürmte Gebirge über die waagrechte Entfernung täuschen. Ich ruderte noch eine Viertelstunde, als aber weder der Wasserfall, noch die Kähne mit den Hirtinnen erscheinen wollten, wendete ich, aus Furcht der See möchte bei etwa sich erhebendem Wind höhere Wellen werfen, mein Fahrzeug um.

Als ich, nach genossenem Mittagmahl, wieder ans Seeufer gieng, bemerkte ich, daß in ziemlicher Entfernung, und näher dem jenseitigen Ufer, einige Kähne fuhren; ich konnte, weil der See dort gerade besonders beleuchtet war, das Vieh darauf entdecken, und mußte vermuthen, daß es die ungetreuen Hirtinnen seyn möchten, die mich nun hier, von wo kein Pfad zurükführte, sitzen liessen. Ich klagte meinen Unstern dem Fischmeister, welcher mir tröstend sagte, daß in einiger Zeit die beiden Gemsjäger mit ihrem Fang abfahren, und mich gern mitnehmen würden. Dieß geschah auch. Ich nahm Abschied von meinem gastfreundlichen Wirth, drükte auch dem Mädchen, das die Schrecken der Nacht

von mir geſcheucht hatte, herzhaft die Hand, daß ſie über und über roth ward, und verließ, — mich den rauhen Gemsjägern und einem ausgehöhlten Baum anvertrauend, das einſame Vorland, worauf St. Bartholomä liegt.

In einem Stündchen waren wir an der Stelle des jenſeitigen Ufers, wo durch eine Felſenſchlucht ein kleiner Waſſerfall herunterſtürzt. Es ſind einige Anlagen dabei, welche mit der Wildheit der Natur einen angenehmen Contraſt machen. Wie gern weilt man hier unter den Spuren ordnender Menſchenhand ein halbes Stündchen!

Ich ſah, daß es dem Menſchen bei Natur-Verſchönerungen, wie anderwärts, am beſten gelingt, wenn er nicht ſowohl neu ſchafft, als vielmehr nur reinigt, aufhilft, bemerkbar macht, vereinigt.

Bei einem nächtlichen Wandel durch die Straßen drang ſich mir die Reflexion auf, wie oft eine dünne Wand Menſchen und Familien ſcheidet, die das heterogenſte Leben bearbeiten und fühlen, die nicht die

entfernteſte Ahndung von ihrem gegenſeitigen Streben haben; Himmelswonne und Höllenqualen trennt vielleicht eine Tapeten-Thür; das ſublimſte Denken des erſten Geiſtes ſeiner Nation und das geiſtloſe Manipuliren eines Handwerkers, der verfeinertſte Kunſtgenuß und ein troknes Abend-Brod ſind oft die nächſten Wandnachbarn.

Reſignation, Entbehrung verſezt uns oft in einen Zuſtand der Ruhe, und in ein Gleichgewicht mit dem gewünſchten Gegenſtand, in das wir durch den Genuß ſelbſt nicht gekommen wären. Die größere Hälfte deſſelben fällt nun in die Phantaſie, wir freuen uns ſeiner Atmoſphäre, ſtatt daß beim Genuß uns ſogleich der trockene Kern naht.

Wer immer auf Einem Standpunkt ſpricht, z. B. ſtets nur Worte des Verſtandes, der wird uns bald langweilig, endlich unausſtehlich. Der Gemüthvolle wechſelt, wie es die Sache giebt, den verſtändigen, vernünftigen, religiöſen Standpunkt.

II.

Aus dem Gebiet

der

Erziehung.

„Die jüngſten Kinder meiner Laune.“

Die meiſten Väter von Kindern, wenn ſie zugleich Väter von Büchern ſind, werden ſich auf die leztern mehr zu gut thun, als auf die erſtern. Wenn aber nicht wirklich ihre Bücher beſſer ſind, als ihre Kinder, wie ſich der Fall wohl häufig treffen könnte, ſo thun ſie meiner Meinung nach hieran ſehr Unrecht.

Ich ſetze voraus, daß man nicht bei dem bloßen Akt der Erzeugung ſtehen bleibt, als welcher freilich bei geiſtigen Kindern mit mehr Umſtänden verknüpft zu ſeyn pflegt, als bei leiblichen, ſondern ich verlange, daß man bei der Vergleichung auch das Horaziſche: nonum prematur in annum mit in die Rechnung nehme, und alſo ein Buch, an dem man neun Jahre gefeilt

hat, mit einem Kind von ebenſoviel Jahren vergleiche.

Ich frage Autoren, die zugleich Väter ſind, ob ſie nicht, um ein Buch zu ſchreiben, zuweilen blos eine einſeitige Fertigkeit, eine durch bloßen Fleiß errungene Gelehrſamkeit, ein gutes Gedächtniß, oder gar nur 9 oder 99 andere Bücher zu Hülf nahmen, um das 10te oder 100ſte zu machen.

Wie wenig ſind der Schriften, aus welchen das Gemüth, die Seele des Verfaſſers, nach Göthes Ausdruk, wie aus hellen Augen ſieht?

Wie viele Schriften ſind blos das Werk ſolcher Stunden, in denen ſich der Verfaſſer vom Leben abgewendet, und vielleicht um trokne, todte Verhältniſſe, um unerfreuliche Ausſpinnung irgend einer Einzelnheit bemüht hat.

Wie ganz anders muß ſich aber der nämliche Mann gegen ſein Kind verhalten? Muß er nicht in jedem Moment ein ganzer Menſch ſeyn? Muß er nicht all ſeine Lebenswärme und Liebe, ſeine Weisheit

und Geduld aufbieten, um ſeinem Kind ſein Ebenbild einzudrücken. Was hälfe ihn Verſtellung oder Täuſchung, und wie könnte er ſeinem Kind gegenüber beſſer ſcheinen, als er iſt?

Wie mancher Autor iſt noch viel gelehrter als ſein Buch, und hat doch als Vater nicht genug gelernt, um die einfachſten Fragen ſeines Kindes zu beantworten, z. B. was denn die Sonne, der Stein, das Licht ſei.

Was iſt endlich ein Autor, der das Publikum mit irgend einer Gabe aus der Sphäre der Wiſſenſchaft, Kunſt, Technik ꝛc. beſchenkt hat, gegen einen Vater, der in ſein Kind die Keime von Religion und Sittlichkeit, von Weisheit und Verſtand, von Fleiß, Ordnung, Takt, Reinlichkeit, niedergelegt, und die in demſelben ſtreitenden Triebe, Neigungen und Affekte unter ſich in Harmonie gebracht hat? Muß er nicht, wenn ihm ſein Kind keine Schande machen ſoll, abwechſelnd ein Jugendſchriftſteller, Volksdichter, Rhapſode, Bänkelſän-

ger, Schauſpieler, Tanz- Plaiſir- und Zuchtmeiſter ſeyn? ꝛc.

Jüngling! der du dich mit kaltem Magen in der Natur froſtig umtreibſt, und nach Gedanken und Gefühlen haſcheſt, ſitze mit ein paar Freunden zu einem guten Trunk und Biſſen zuſammen, und lies mit ihnen einen gediegenen Alten!

Der Tag erſcheine dem Kind nie anders, als unter der Form der Tagesordnung.

Es wäre gut, wenn wir alle, ohne Carthäuſer zu ſeyn, doch eine Art Ordensregel hätten, eine gebundene Form des Daſeyns. Dieſe iſt beſonders für junge Leute ſehr heilſam. Sie kommen oft an tauſend gute Dinge nicht, weil ſie nicht müſſen. Ueberhaupt würde man ſich viel mehr berühren, wenn man gleichförmiger lebte.

Die Halbreifen.

Knaben und Mädchen vor dem Eintritt des Geſchlechtstriebs zeigen ſich uns oft als widrige, ja mitunter als unausſtehliche Weſen; ſie kommen dadurch, daß ſie die darniedergehaltnen, die gehorchenden ſeyn müſſen, leicht zur Naſeweißheit; denn ſie verſtehen das Leben nicht, und haben wohl eher ein Bild von ſeinen großen Maſſen, als von der Behandlung des Details, und wie aus deſſen mannigfachen Verbindungen das Große entſteht. Sie ſind in Oppoſition mit den Erwachſenen, die ein viel unbeſchränkteres Recht zu den Genüſſen des Lebens zu haben ſcheinen; ſie fahnden auf deren Schwächen, und ſind voll Altklugheit und vorſchnellen Weſens.

Ganz umgewendet und gleichſam umgeſtülpt nun werden ſie, wenn ſie anfangen zu lieben; das Leben, das ſie bisher wie ein Panorama angafften, geht nun in ihnen ſelbſt auf, durch ſie hindurch; ſie müſſen

alle jene Forderungen nun an ſich ſelbſt machen; ſie lernen jezt einſehen, was es heißt, den Trieb mit der Vernunft, mit der Pflicht vereinigen, ſie werden mild, und fangen an, das Leben von dieſer, ja man darf ſagen, von ſeiner wahren Seite zu begreifen, weil ſie in die hier waltenden Tendenzen eingetreten ſind. Wenn ſie in der vorigen Epoche durch ihre Kälte und Zwitterhaftigkeit zwiſchen Kind und Jüngling oder Jungfrau oft unausſtehlich geweſen ſind, ſo kommt ihnen jezt das Gemüth wieder zurük, ſie werden beſonnen und tractabel.

Alle Geſtalten unter Lebensgröße vergißt man leicht wieder. Für das Kind haben auch ſeine Puppe, ſeine Bilder ſchon Lebensgröße. Man bringe alles unter dem gröſtmöglichen Augwinkel vor den Sinn des Kindes, mache daß ſein Gemüth es bezeichne, dann haftet es in ſeiner Seele.

Beschränkungen.

Wir jammern oft über Beschränkungen in unserer Ausbildung, wir machen uns Vorwürfe wegen verlohrner Zeit ꝛc. aber andererseits hängen gewiß unsere Vorzüge und Virtuositäten mehr als man gewöhnlich denkt und gewißermaßen durch eine organische Nothwendigkeit mit unsern Beschränkungen, ja mit unsern Fehlern zusammen.

Was uns gelingt, wenn wir uns aus engen, dumpfen, fehlerhaften, unwürdigen Zuständen herausringen, wenn wir gegen widrige, feindliche ankämpfen, das gelänge uns nicht immer auch im Zustand der Ruhe und des zufriedenen, behaglichen Daseyns. Jeder Lichtprozeß ist mit besondern Phänomenen begleitet, die ausserdem nicht stattfinden. Sollten wir aber deswegen Fehler und Beschränkungen suchen, oder auch nur indolenter gegen sie seyn? Mit nichten! Eben das Herausringen aus den Verwor-

renheiten, die im Leben eines jeden zahlreich genug sich finden, ists, um was es sich spricht. Man kann hiebei an die Farben denken, die nach Göthe Randerscheinungen sind, und aus einer Begegnung von Licht und Schatten entspringen. Es soll sich jeder bemühen, den unvertilgbaren schwarzen Strich in seinem Wesen durch prismatische Kunst in einen Regenbogen-Streifen zu verwandeln.

Man sollte die Maxime „der Lehrling trägt an nichts schwer," nicht so leichtsinnig aussprechen, und so in den Tag hinein befolgen. Man trägt an manchem Wissen sehr schwer, und wenn es viele giebt, die dadurch in Verlegenheit kommen, daß sie was rechtes zu lernen versäumten, so sind deren gewiß nicht weniger, die dadurch zu Halbnarren werden, daß sie etwas lernten, was in den Umfang ihres Lebens und Wirkens nicht paßt.

Man ſollte dem Kind nicht frühzeitig die Rükſeite der Welt zeigen. Es halte ſeine Eltern, Lehrer, Freunde, Verwandten, Obern, die berühmten Männer ſo lange als möglich für groß und gut. Es ſeyen ihm coloſſale Geſtalten, ehrwürdige Vorbilder. Nur zu bald wird das junge Gemüth vom Leben klug, vorſichtig, ja ſogar mißtrauiſch, verſtellt, lügneriſch gemacht. Von den Sachen gilt das nemliche; man richte den Sinn des Kindes auf das Große, das Bleibende, das tief unter dem unwahren, lügneriſchen, feindſeligen Getriebe fortwebende Wahre und Gute; man zeige ihm die Welt nicht als die kalte, ſchlechte. Kann man das Böſe nicht länger vor ihm verbergen, ſo laſſe man es in einer gewiſſen ſymboliſchen Geſtalt anſchauen, wozu die heiligen Schriften am beſten die Hand reichen; man halte Gutes und Schlechtes wie Himmel und Hölle auseinander, wie Reich Gottes und Welt. Die Religion bewahre ihm ſo lang als möglich dieſe ſchroffen Gegenſätze; ſo nähre man es mit der Bibel und den Alten; die hö-

here Welt mache man ihm so phantasiereich als möglich, und in der wirklichen bilde man es so fertig; geübt, emsig, häuslich, praktisch, und ordnungsliebend, als man kann.

Man frage nicht immer nur, wer hat ihn erzogen, sondern auch, was hat ihn erzogen?

Mit einer phantastischen Welt im Hintergrund sind Kinder und Erwachsene viel leichter bei guter Laune und manierlich zu erhalten, als mit den besten Vernunft-Gründen.

Der Culminationspunkt des Lebens tritt bey jedem Menschen dann ein, wenn er über die wesentlichsten Lebensverhältnisse nach seiner Weise endlich ins Klare gekommen ist.

Die gemeinen Naturen sind dann fertig; an neues Streben, an eine weitere Ausbreitung ihres Lebensbaumes ist nicht mehr zu denken. Morgen wie heut und gestern!

Der Erziehungs-Ort.

Nicht nur der Erzieher und ſein Unterricht und Beiſpiel erziehen, ſondern insbeſondere auch der Ort, wo erzogen wird. Wie viel hängt denn ab, ob der Zögling, wie Agathon, in den heiligen Hallen eines Tempels aufwächst, oder in dem Marktgewühl einer Handelsſtadt; im Angeſicht der hohen Alpen, auf der Einförmigkeit einer Sand-Ebene, oder in dem ſtillen Winkel eines Thales?

Wenn es bei der Erziehung darum zu thun iſt, daß der Geiſt des Zöglings die unendlichen Mannigfaltigkeiten des natürlichen, bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens auf große einfache Anſchauungen beziehe, ſo iſt gewiß hiezu ein Aufenthalt, der ſelbſt einfach große, und durch eine hiſtoriſche Tiefe ehrwürdige Maſſen darſtellt, am beſten geeignet; er gleicht einem Inſtrument, das durch einen guten Reſonanz die Beſaitung unterſtüzt, und weil

wir auch noch im Alter alles mehr oder weniger auf unſere Jugendjahre beziehen, ſo ſind die in dieſer Zeit erhaltnen Eindrücke von der höchſten Wichtigkeit. Da alle Extreme dem Menſchen, wenn er nicht durch ſein Leben einen einſeitigen Begriff, ſondern überhaupt ein reinmenſchliches Daſeyn realiſiren ſoll, ſchädlich ſind, ſo ſollte man, wenn von der Wahl eines Erziehungsortes die Frage iſt, die zu große Einſamkeit und eben ſo, ja noch mehr die Orte voll unruhigen Gewühls vermeiden, und einen ſolchen wählen, wo ſich ein reges Leben auf einfache, würdige Intereſſen des Menſchen bezieht.

Wer an der Anſchauung eines großen ſtädtiſchen Gemeinweſens aufwächst, der muß ſich in ſeinem ganzen Leben von jedem andern unterſcheiden, der die Formen einer Respublika, einer Stadt, und ihrer kirchlichen, politiſchen und commerziellen Verfaſſung nur durch Unterricht und Bücher lernt.

Ja, man könnte ſagen, der Menſch repräſentire mehr oder weniger ſeinen Ge-

burtsort, ſeine Stadt, und ihr lebendiges Weſen ſei ſeines.

Es ſind in einer ehrwürdigen Stadt vorzüglich zu bemerken die alterthümlichen Maſſen, um welche her ſich erſt die Wohnungen der Bürger gelagert haben. Es ſind die Veſten, die Klöſter, die Schlöſſer, die Kirchen, die Balleyen, die öffentlichen Anſtalten, die dem Kind groß, ahndungsvoll, unbegriffen, ehrwürdig, ernſt vor Augen ſtehen, und einen ſchäzbaren Reichthum von Ideen gewähren; Sie ſind die Hauptſyſteme dieſes organiſchen Leibes, und das Kind iſt ſchon um deswillen reicher an phantaſtiſchen Beſizthümern, weil ihm dieſe Gegenſtände ſo lebendig, ſo unüberſchwinglich ſind, die dem Mann oft ſo gleichgültig, ſo todt erſcheinen. Hat nicht ferner in einer Stadt jede Straße, jeder Plaz, jeder Thurm, Bronnen ꝛc., eine beſtimmte eigenthümliche und tiefe Beziehung zu dem Kind? Man nehme einmal einen Proſpekt, einen Grundriß ſeiner Vaterſtadt in die Hand, man erinnere ſich ſeiner Kinderjahre, und wie man damals alle dieſe Gegenſtände nach ihrer

charakteriſtiſchen Verſchiedenheit betrachtet, gefühlt, genoſſen, gelebt hat.

Was wäre erſt von den Volksfeſten zu ſagen, wo die junge Seele gewöhnlich in einem Meer von Wonne ſchwimmt?

So wird nun dem Jüngling die Idee des Gemeinweſens, der Kirche, des Staates durch dieſe verſchiedenen organiſchen Glieder zu Theil; Die größte Anſchauung, der ein Menſchengeiſt fähig iſt, wird ihm im Verlauf der Jahre eigen, und er iſt fähig, das Schönſte und Höchſte, was das Alterthum uns überliefert hat, zu genießen, und mit Hülfe des Maasſtabes, den er beſizt, zu begreifen.

Schön geformte Berge, die ſich in die Ebene verlieren, geben das heiterſte Bild der Cultur, und wenn ſie Schweiß und Mühe nicht verbergen, ſo vervielfältigen ſie auch den Ruf der Freude und des Genuſſes. Ein Fluß iſt ein unſchäzbarer Leiter vieler Kenntniſſe, Ideen und Gefühle, und wie er die Unſaubarkeiten der Anwohner mit ſich fortnimmt, und ihnen friſche Luft zuführt, ſo wirkt er auch gewiſſermaßen im

moraliſchen und intellektuellen reinigend, befreiend.

Sich durchkreuzende Straßen ſind eben ſo viele ſich ſchneidende Linien des politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Lebens, durch welche man, ſo wie durch einen Fluß mit dem fernſten in auffallend nahen und lebendigen Rapport kommt.

Wie erhebend wirkt nicht der Anblik der fernen Alpen auf das Gemüth, und man darf wohl ſagen, daß alle diejenigen Gegenden, denen jener Anblick nicht vergönnt iſt, einer großen Leitidee nach Italien, dem Land der Kunſt und unſerer Sehnſucht, ja nach der Welt des Südens überhaupt, und mittelbar auch des Orients entbehren.

Der Aufenthalt in einem ſchönen Seehafen gewährt aber endlich alles, was auf den Geiſt und das Gemüth erweckend, erhebend, und mannigfach bildend wirken kann, und ſeine amphibiſche Natur macht den Menſchen zum Vertrauten der Erd- und Waſſergötter. In einem Seehafen iſt man jedem Theil der Erde, und den wichtigſten Ereigniſſen der Geſchichte näher, und wenn

ein kürzerer oder längerer Aufenthalt an einem solchen Orte auf die Seele des Zöglings höchst wohlthätig wirken muß, so könnte sich auch ein schon halb erstorbenes Gemüth allda zu neuem Leben erfrischen.

Die Naivetät des Kindes besteht in einem heitern, klaren Benehmen desselben, in einer Sphäre, von der es nur einen kleinen Horizont übersieht, gleichwohl aber die Gegenstände der ganzen Sphäre in seiner gutmüthigen Unschuld nach dem Maasstab seines kleinen Gesichtskreises behandelt. Seine Unwissenheit in der Neben- und Unterordnung der Dinge, die Unbefangenheit, mit der es die Erscheinungen der Welt nach seinen kleinen einfachen Bedürfnissen ordnet und würdigt, die Täuschung, in der es rücksichtlich der Ueberschätzung seiner eigenen Kraft lebt, bilden oft einen lachenerregenden Contrast mit unserer Ansicht. Drollig wird das Kind dadurch, daß seine Lebendigkeit, seine Laune, seine Grazie beständig am Gebiet der Unbeholfenheit streift.

Die meiſten, größten und reinſten Freuden des Kindes ſind religiöſe Freuden.

Das werden die tüchtigſten Menſchen, die Gelegenheit haben, ſich wechſelsweiſe in allen Thätigkeiten, von der körperlichſten bis zur geiſtigſten zu üben und auszuſprechen.

Wenn der Jüngling ſich etwas aneignet, ſo geht er als ein anderer daraus hervor, nicht ſo der Mann, den nicht leicht etwas bedeutend zu verändern vermag.

Es iſt gut, wenn Kinder recht früh in die poetiſche Welt, z. B. in ein Kindertheater eingeführt werden, damit ſie mit ihrem kleinen Faſſungs-Vermögen doch bald ein Ganzes ahnden und anſchauen, und nicht das wirkliche Leben nach ſeinen proſaiſchen Einzelnheiten aufzufaſſen anfangen, wozu es noch früh genug kommt.

Kränkliche Kinder mögen wohl auch um deswillen geiſtvoller ſeyn, als die geſunden, weil ſie weniger zerſtreut ſind; weil

in der Ruhe des Zimmers, des Bettes viel leichter Gedanken ſich entwickeln, und unter ſich Verbindungen eingehen, als bey dem raſchen Lebenswechſel im geſunden Zuſtand. Endlich weil die Krankheit ſelbſt für ſie eine Quelle tieferer Erfahrungen iſt, durch die ſie einen Maasſtab für viele Verhältniſſe erhalten, der den geſunden fehlt.

Der Unterricht der Alten war thetiſch: Loblieder der Vorältern, Helden, Götter ꝛc.; der unſere iſt analytiſch und ſynthetiſch. Wir ſpalten, um wieder leimen zu können.

Ich fühle mich oft verſucht, das Kind in gewiſſer Hinſicht für vollendet anzuſehen. Seine Kräfte, ſein Thun und Leiden, ſein Haben und Wollen, ſein Wiſſen und Ahnden ſind oft ſo ſchön abgewogen, daß wir wünſchen, es möchte auf dieſer Lebensſtufe ſtehen bleiben können; wir Erwachſenen bemühen uns meiſtens umſonſt um ſolch ein Gleichgewicht.

Wollen wir die Kinder für nicht vollendet anſehen, ſo ſind wir es eben ſo wenig.

Iſt nicht gerade das Schönſte, was wir ſind und haben, ein noch offenes, unabgeſchloſſenes, erſt auf künftige Vollendung deutendes? Ja iſt nicht alles Schöne überhaupt ein ſolches unabgeſchloſſenes offenes werden?

Wer dir das Facit ſagt, dem wirf die Rechnung an Kopf. — Sind aber nicht unſere meiſten eingelernten Begriffe und Kenntniſſe ſolche Facit?

Menſchen bilden! das läßt ſich noch machen, aber es wäre Noth, man bildete auch die Umſtände.

Meiſtens erzieht die Mutter das Kind, der Vater höchſtens die Mutter.

Mache den Zögling möglichſt oft aus einem bloßen Hörer zum Mitſprecher, oder zum Lehrer ſelbſt. Bloßes Aufmerken iſt das ſchwerſte Geſchäft, das man dem Kinde, ja ſelbſt dem Erwachſenen zumuthen kann.

Erziehung iſt wohl zuerſt hauptſächlich ein Löſen der Organe, ihrer Funktionen, und alſo auch der ineinander verſchwimmenden Anſchauungen.

Wir werden mit den Jahren immer achromatiſcher. Den klaren ſcharfen Umriſſen opfern wir den farbigen ahndungsvollen Nimbus der Gegenſtände.

Das Kind ahndet die Tiefen der Dinge, weil es ſelbſt noch Tiefen der Seele hat. Beim Erwachſenen ſind dieſe eingezäunt, ausgepfählt, alles Land iſt vertheilt, jedes hat ſeinen Eigenthümer, ſeine Wirklichkeitsverhältniſſe voll Identität. Der Blick des Kindes ſchweift frey über die Auen des Lebens hin, bis an die blauen Berge, und ahndet nicht die zwiſchenliegenden Privatrechte, Verträge, Prozeſſe, den Haß, Neid, Mangel, und die lebenzerſtörenden Sorgen.

Die meiſten Menſchen würden, wenigſtens im Einzelnen, weiter gelangen, wenn ſie früher darüber ins klare kämen, was

die Natur mit ihnen will, was ihre Umgebungen und übrigen Verhältniſſe zulaſſen. Bis ſie zu dieſem Bewußtſeyn gelangen, geht viele Kraft verlohren.

Die meiſten tragen ſich mit dem Wahn, die Natur habe es auf etwas Bedeutendes mit ihnen abgeſehen. Es iſt freilich zulezt auch mein Leben, daß ich es ſo hoch zu verkaufen dachte. Hätte ich frühe die Unmöglichkeit vor mir geſehen, nach Amerika, nach Griechenland oder Italien, ans Meer zu kommen, ſo hätte ich wahrſcheinlich ſchon als Tertianer weniger nach den geographiſchen und hiſtoriſchen Stunden gefragt; und wer weiß, ob nicht ſelbſt bey großen Köpfen ihre ſchönſten Kenntniſſe ſich an ihre Wünſche und Luftſchlöſſer angeknüpft haben. Dieſe ſind ihnen oft zu Waſſer geworden, aber jene ſind geblieben, und haben die mannigfaltigſten Früchte getragen.

Mit jedem Menſchen wächst eine Unruhe auf, die ihn hinaustreibt, ein Trieb, die Gegenſtände ſeiner Sehnſucht, ſeines Intereſſe leibhaftig zu ſchauen, ſich an ih-

nen mit allen Lebenskräften zu verſuchen, ſie zu ergründen, zu beherrſchen. Und dieſe Unruhe ſtillt ſich nicht, bis er ſeinen Kreis durch die erſehnte Welt beſchrieben hat. Je mehr in ihm lag, deſto gewaltiger wird er umgetrieben. Er kehrt endlich — nicht befriedigt aber abgekühlt zurük, zuweilen zu einer wunderbar engen Sphäre, die oft mit ſeiner vorigen im umgekehrten Verhältniß ſteht.

Wer ſich an einen Menſchen bindet, der rechne darauf, daß derſelbe ein Produkt ſeiner Zeit, ſeines Volks, ſeiner Stadt, ſeines Standes, ſeiner Familie, ſeiner angebornen, anerzogenen Gewohnheiten ſeyn und bleiben werde.

Handelnd lernt man am meiſten. An das, was der Menſch will, hofft, thut ꝛc., knüpfen ſich die wahrſten, gediegenſten, unvergeßlichſten Kenntniſſe, und jeder hat ein gutes Gedächtniß für das, was ihn intereſſirt.

„Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens."

Dieſer Titel eines bekannten Buchs erzeugte bei mir folgende Reflexion: Das Leben iſt ſo lang, daß ſich eine unendliche Menge von Erfahrungen hineindrängen läßt. Der Erfahrne ſieht in jedem Moment tiefer, als der Nichterfahrne, und ſo ſcheint er in der Lebenserfahrung nach dem Quadrat zu wachſen, und ſich immer weiter von dem Nichterfahrnen zu entfernen.

Man kann aber doch fragen, ob denn derjenige, dem die Gelegenheit zu reichen Erfahrungen verſagt iſt, wirklich um dieſe Erfahrungen ärmer ſey? — ob das Erfahrungen-Sammeln keine Grenzen habe? ob alſo ein ſich ſo Umtreibender immer dem Nichterfahrnen vorlaufe, und ob der nemliche Menſch, wenn er mehr erfahren könnte, nothwendig größer würde? Die vollſtändige Löſung dieſer Fragen möchte ſehr ſchwierig ſeyn. Ich verſuche blos einige Beſtim-

mungen, denen noch manches zu nehmen, und zu geben bleiben möchte:

1. Der mit Ernſt Strebende wird ſich in ſich verſtärken, wenn ihm nach auſſen zu wachſen verſagt iſt. Ein ſolcher kann eigentlich auch durch das ungünſtigſte Geſchik von keiner Sphäre ganz ausgeſchloſſen werden. Er ſammelt in ſich Kraft des Anſchauens, des Erkennens, der Liebe ꝛc., und früher oder ſpäter muß ihm der Gegenſtand ſeines Verlangens begegnen, den er nun mit doppelter Wärme umfaßt.

2. Die Welt, das Leben ſind übrigens zu durchbrechen, und jeder Menſch wird nach ſeiner Art damit fertig, und dieß um ſo früher, je eher er die Hauptformen des Daſeyns durchſchaut, umgreift, und die weſentlichen Aufgaben und Räthſel löſt.

3. Es giebt viele Erfahrungen, die wieder gleich einem Nebel aus unſerer Seele ſchwinden, wenn wir nicht in der nemlichen Sphäre fortleben und erfahren.

Tragen nicht hunderte von ihren Reiſen ſo wenig davon, daß es wirklich lächerlich klingt, wenn ſie ſagen: „Auch ich war da,

auch ich habe es mitgemacht," als hätte das, was ſie geſehen und erlebt, ein Verhältniß zu der Unendlichkeit des Landes, der Nation, des Ereigniſſes, von dem ſie reden?

4. Viele Erfahrungen zerſplittern, divergiren uns, und thun der Einheit unſers Lebens wehe.

5. Oft iſt das noch nicht Erfahrene eine viel mächtigere Potenz in unſerer Seele, als das endlich mit Augen Geſchaute und Erlebte, und die Erfahrung macht uns ärmer. So ſollte man das, was tief genoſſen ſeyn will, lieber gar nicht, als unter ungünſtigen Conſtellationen genießen. Man tröſte ſich bei ſeiner Sehnſucht nach dem Anblik des Meeres, des Montblanc, der Raphaeliſchen Logen, der Antiken. Lieber ein blos neblichtes Bild, und die heilige Ehrfurcht für ſie, als eine Anſchauung, die uns nicht Herz und Auge erfüllt, und in unſerm Leben Epoche macht, indem von ihr gleichſam eine neue Bildungsſtufe für uns beginnt.

Eine ganze ſchöne Welt kann uns verdorben werden, wenn wir von der unvor-

theilhaften Seite her zu ihr gelangen; Der Weg zum Schönen muß selbst schön seyn.

6. Die meisten Menschen machen im Ganzen aus ihrem Leben dasjenige, zu was es nach der in sie gelegten Kraft, Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit angelegt ist. Dem gemeinsten wie dem geistigsten Leben liegt ein tiefes organisches Gesetz zum Grunde, welchem es so wenig, als den Verhältnissen und Beziehungen gegen seine äußern Umgebungen entfliehen kann.

Es ist zwar bey dem Menschen immer der Wunsch lebendig, bedeutende Reisen, interessante Erfahrungen machen zu dürfen; und die meisten glauben sich bey ihrem gewöhnlichen Leben stets in einem Zustand der Beschränkung, des Bannes zu befinden, wobey sie bedauern, von so vielem Großen und Herrlichen, durch dessen Erlebung sie unfehlbar selbst größer würden, durch ihre Verhältnisse abgeschnitten zu seyn. Es möchte aber nicht rathsam seyn, auf dergleichen Klagen jedesmal zu merken. Denn abgesehen davon, daß das Verlangen, schöne Erfahrungen zu machen, sehr oft nur ein

verhülltes Gelüſten nach Zerſtreuung und behaglichen Genüſſen iſt, ſo legitimirt ſich auch der Menſch nur dadurch zu der Würdigkeit, eine neue reiche Welt von Anſchauungen in ſich aufzunehmen, daß er ſeine bisherige genugſam theoretiſch-praktiſch bearbeitet hat, wobey aber gewiſſe Gegenſtände nun in bloßem Umriß, in theoretiſchem Entwurf, oder als neblichte, verjüngte Bilder, oder endlich als Aggregate in ſeiner Seele liegen, ſo daß es jezt für den geſpannten Geiſt Bedürfniß iſt, die lebendige Anſchauung, das leibhafte Erleben, die praktiſche Uebung zu ſuchen, damit der Umriß einen Körper annehme, der harte Schulbegriff das weiche Leben gewähren laſſe, damit die Geſtalten eine Haltung und würdige Größe erhalten, und das Zerſtreute ſich zu gemeinſchaftlichem Verkehr zuſammenfinde.

7. Die Zeit des Lebens iſt beſchränkt. Ein Jahr voll Irrfahrten, Genüſſe und Leiden kann uns weit von unſerm innern Lebensziel abführen, und wir können leicht ſo viel erfahren, daß wir unſer nachheriges

Leben, weil wir es nun um mehr als einen Mittelpunkt zu führen haben, nicht mehr in ſeinem runden Kreislauf erhalten können, ſondern zu Exzentrizitäten genöthiget werden.

Dieß aber ſollte jedem vergönnt ſeyn, möglichſt oft erfahrungsreiche Zwiſchenſpiele, als Gegenſätze in das gewöhnliche Leben zu verweben.

Kinder erinnern uns, wenn wir ſie anſchauen, ans ganze Leben; was will es mit ihnen? Beym Anblik der Erwachſenen denken wir umgekehrt, was wollen ſie mit dem Leben, mit dem unendlich kleinen Lebenstheil, auf den gerade ihr momentanes Streben geht? Daher wird der Anblik eines Kindes leicht rührend, der der Erwachſenen giebt höchſtens Gedanken, Reflexionen, oder Affecte.

Mit Reſultaten iſt dem Zögling ſchlecht geholfen, gieb ihm Daten.

III.

Aus dem Gebiet

der

Geſchichte, des öffentlichen Lebens.

Gewalt des Zeitgeistes, der Nothwendigkeit.

Die einen fodern, man soll den Zeitgeist, den Weltgang gewähren lassen, nicht gegen die Nothwendigkeit ankämpfen; die andern meinen, man könne durch den Glauben Berge versetzen. Jenen ist der Zeitgeist etwas objektives; diese fühlen sich in ihm; jene heißen ihn erwägen, diese — ihn bewegen. Es ist klar, daß wenn das eine oder das andere die Ueberzeugung aller oder recht vieler würde, so wäre auch die Ansicht selbst ganz legitimirt, denn sie selbst sind ja eben die Menschheit, an welcher sich Zeitgeist, Weltgeschichte, Nothwendigkeit und Freiheit darstellen.

Wie kommen wir aus diesem Zirkel, der sich dadurch, wie ein Saturnus- oder Allianz-Ring, noch in einen zweiten spaltet,

daß noch andere, wie z. B. Johannes Müller den leztern Grundſaz, daß der Menſch nur wollen dürfe, als Erzieher den ſinkenden Nationen zurufen, ſo daß das Aufnehmen oder Liegenlaſſen des Zurufs wirklich erſt Geſchichte, Zeitgeiſt, Nothwendigkeit oder Freiheit bilden hilft?

Wie wäre es, wenn wir uns ſo herauszuhelfen ſuchten:

Was eines Volks, oder auch des Einzelnen Kräften angemeſſen oder nicht angemeſſen iſt, das müſſen ſie fühlen und erkennen. Dieſes Gefühl, dieſe Erkenntniß giebt nur das Leben ſelbſt.

Mit was nun eine Nation, ein Verein, oder der Einzelne einen Kampf beginnen kann, in dem muß er ſo lange keine Nothwendigkeit anerkennen, bis ihn das Leben vom Gegentheil belehrt hat. Nothwendig iſt alſo für mich nur das, mit was ich nach reiflicher Ueberlegung und gewiſſenhafter Schätzung meiner Kräfte (wer dieß nicht kann, der ſpreche überhaupt nicht von Freiheit) nicht in Kampf treten kann. Es iſt Weisheit, hierüber je eher je lieber ins

Klare zu kommen, um das Nothwendige als ſolches gewähren zu laſſen, und ſeine Kraft auf dasjenige zu werfen, was ſich ihr beugen muß. Heißt dieß alles aber nicht Worte für Worte eintauſchen? Bleibt die Frage nicht noch immer ſtehen? Allerdings, aber ich wollte nur daran erinnern, daß ſie ganz im praktiſchen und concreten verſirt, und wenn ſie auch im allgemeinen unbeantwortet bleibt, doch im beſtimmten Fall von jedem (Gemein- oder Einzeln-) Weſen, dem es darum zu thun iſt, gelößt werden kann.

Wir wünſchen daß jeder Gegenſtand, der uns in der Natur, im Leben und in der Kunſt begegnet, die möglichſt größte hiſtoriſche Tiefe habe, und wir vermiſſen ſie mit Schmerzen, wo wir ſie vergeblich ſuchten. Das Neue verhält ſich gegen ein aus fernen Jahrhunderten herſtammendes, wie ein Ton an einem dumpfen Ort, gegen einen Accord, der durch ehrwürdige Tempelhallen fortwogt.

Der Menſch will oft nicht, was er doch muß. Er wählte ſich gern einen ihm ge-

mäßen Zuſtand, er entfaltete ſich, wäre thätig, ſchaffte ſich eine behagliche Exiſtenz, aber die Zeitumſtände leiden es nicht, ſo werden Tauſende wider ihren Willen zu einem beengten Zuſtand genöthiget.

Es iſt bald geſagt: „Wem es rechter Ernſt iſt, der wird ſich entfalten, wird eine harmoniſche Thätigkeit, wird Brod finden, ſo wie das Mädchen, das ſich tugendlich hält und in die Welt ſchikt, einen Mann findet.“ Das heißt doch wohl zu viel geſodert; Man kann dem gewöhnlichen Menſchen nicht mehr zumuthen, als daß es ihm, wie er nun einmal iſt, und durch Geburt, Erziehung und Umſtände es wurde, mit ſeinem Leben Ernſt ſey, aber einen größern Verſtand, eine größere Kraft, als dazu gehört, das Nächſtliegende ihm Gemäße zu ergreifen, fodre man nicht von ihm. Gäbe es überwiegend viele Menſchen, die auch das Entfernte ſich aneignen, auch mit dem ihnen urſprünglich Widrigen ſich befaſſen, und aus Grundſätzen beharrlich darin leben könnten, ſo wäre die Welt nicht mehr ſicher.

Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Nation.

1.

Man unterscheide das gelehrte Wissen von dem Bewußtseyn, das die Nation in ihren verschiedenen Sphären als Gemeinwesen, als Kirche, als Verein zu Künsten, Wissenschaften, Gewerben ꝛc., von sich selbst hat.

2.

Gewiß regiert der Geist, der in jeder Sphäre der Nation lebendig ist, diese Sphäre; Es ist stets das Bewußtseyn, was leitet und ordnet.

3.

Bei aufblühenden Nationen ist alles aus Einem Guß. Die Idee, die das Volk von einem blühenden, entfalteten, behaglichen, würdigen Zustand hat, sucht sich zu realisiren. Das Geistreichste, das Schönste, was es aufbringt, wird hiezu verwendet, und alle Virtuositäten bilden sich in diesem Sinne.

4.

Bei degenerirenden Nationen reiſſen die Wiſſenſchaften ſich los von dem Geſammtleben, und nehmen mehr den Charakter des Bewirkten als des Wirkenden an.

5.

Jemehr eine Nation ſich von ihrem Culminationspunkt, vom Gipfel ihrer Blüthe abwärts entfernt, deſto mehr geſtalten ſich die Verhältniſſe auf eine mechaniſche Weiſe; das Bewußtſeyn der Einzelnen ſammt und ſonders, vom Ganzen wird faſt entbehrlich; Die Abſicht Weniger regiert, und die Wiſſenſchaften haben das Zuſehen. Sie ſcheinen oft ſogar zu ſteigen, ſo lang die Nation in beſchleunigter Bewegung fällt; aber ſie ſind eigentlich nicht in der Nation lebendig, ſondern nur in einem Stande; die entfernten Verzweigungen des Baumes der Künſte und Wiſſenſchaften werden größtentheils beſſer gewartet, als das Nahe, was eigentlich Noth wäre, und den nächſten Bezug auf die Nation hätte. Es bilden ſich Virtuoſitäten aller Art, wovon jede, zum dienen zu ſtolz, den Charakter der Herr-

ſchenden annimmt, das Ganze des Lebens abzuſpiegeln verſucht, und ſo doch nichts, als eine Extravaganz wird.

6.

Jezt ſtellen ſich Einflüſſe von auſſen ein, die der mit Jugendkraft ſich eigenthümlich geſtaltenden Nation ehemals nicht beykommen konnten. Der Reiz des Ausländiſchen lokt, und Schlauheit benuzt dieſe Gelüſte zum Verderben der Nation. Man wetteifert mit fremden Nationen, in was zu wetteifern Unvernunft iſt; es werden materielle, protenſive Tendenzen rege; die Schranken des Alten ſcheinen dem Verſtand zu eng, und alle die dabei zu gewinnen glauben, bieten die leichtfertigen Reformationsmaximen aus, denn es gehört wenig Geiſt dazu das Ehrwürdige herabzuſetzen, und das Neue plauſibel darzuſtellen.

7.

Die Wiſſenſchaften nehmen in ſinkender Zeit ihren Flug auch nicht mehr ſo hoch; wie der Geiſt die großen National-Heiligthümer anzuſchauen erhält, ſo wird er auch ſeine wiſſenſchaftlichen Conſtruktionen einrich-

ten, und dieſe erſcheinen wieder mehr als Bewirktes, und nicht als Wirkendes.

8.

Es erſcheinen Menſchen und Ereigniſſe, die in ſich das Zeitalter repräſentiren, und insbeſondere deſſen Krankheiten in ihrer vollen Herrlichkeit darſtellen. Der Nationalgeiſt nährt ſich nun mit der Anſchauung dieſer Lebendigkeiten, und nimmt aus ihnen, als wären ſie die edelſten Quellen des Denkens, ſeine höchſten Begriffe.

9.

Der Staat kommt nun immer mehr dahin, mit allen Kräften einem materiellen Ziel zuſtreben zu müſſen, wodurch ſeine National-Eigenthümlichkeit ohne Schonung aufgeopfert, und der ſtätige Gang der Entfaltung aller Bildungskeime abgebrochen wird. Was alſo hier regiert, iſt nichts weniger als die Wiſſenſchaft, oder das Bewußtſeyn, das die Nation als Verein zu religiöſen, künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen, rechtlichen und wirthſchaftlichen Zwecken von ſich ſelbſt hat, (denn gegen dieſe muß oft gegen beſſer Wiſſen, wenigſtens der Weiſen der Nation

gewüthet werden) ſondern es ſind Abſichten, Leidenſchaften, Convention, Nachäffung, Noth und Drang.

Ziehen ſich nun die Wiſſenſchaften indignirend zurük, und bilden eine Oppoſition, ſo äußern ſie um ſo weniger einen durchgreifenden Einfluß aufs Leben, als ſie ſich, aus Furcht, ſich durch dieſes zu beflecken, möglichſt ſublimiren, und in die höhern Regionen fliehen, wodurch ſie leicht in Gefahr gerathen, eine Art philoſophiſche Wollüſteley und aeſthetiſcher Luxus zu werden.

10.

Jeder Staat entwickelt ſich alſo nach ehernen Geſetzen; es ſind nicht immer die Wiſſenſchaften und der geiſtigſte Theil der Nation, welche entſcheidenden Einfluß auf den Lebensgang derſelben haben. Die Wiſſenſchaften ſind urſprünglich mit dem Bewußtſeyn der Nation von ihren höchſten Gütern, Kräften und Intereſſen — eins; aber im Verlauf der Zeiten trennen ſie ſich; Das Allgemeingefühl, das wache Selbſtbewußtſeyn, fängt an zu erlöſchen, weil das National-Daſeyn mechaniſch ſich fort zu

erhalten weiß, die Wiſſenſchaften bilden ſich als ein eigenthümliches Leben fort, und verzweigen ſich in Virtuoſitäten, ſie bemühen ſich um Relativitäten, und helfen wohl gar, indem ſie dieſe durchforſchen und vors Bewußtſeyn bringen, das einfache große Bewußtſeyn von dem Selbſt der Nation noch mehr ſchwächen (ſo wie etwa ein Auge, das mikroſcopiſche Forſchungen anſtellt, zulezt die großen Licht- und Schattenmaſſen, den Wechſel der Farben, und den Zauber großer Formen nicht mehr zu genießen vermag). Statt der Phantaſie, der Weisheit, der Lebensfreude herrſchen nun Abſicht, Convention und Noth, und der edlern Wiſſenſchaft bleibt nichts als der Gram, ſich mißverſtanden, oder wohl gar von Taſchenſpielern zu Lug und Blendwerk mißbraucht zu ſehen.

Johannes Müller war in ſeinen frühern Jahren Lavatern in ſeinem Innern ganz opponirt. Dieſe beiden Männer ſcheinen auch ſich e diametro entgegengeſezt zu ſeyn, und doch drängt ſich mir eine Aehnlichkeit ihres Hauptſtrebens auf. Johannes Müller

wünſchte die Nation nach ſeinen Ideen von Staat, Verfaſſung, Sittlichkeit auf denjenigen Ausdruk zu bringen, auf welchem ſie Lavater nach ſeinen Ideen von Religion und Kirche zu erhalten ſich bemühte; Beide trachteten die alten Formen zu beleben und zu erwärmen. Freilich werden es die meiſten mit jenem halten, denn wenn von Realiſirung gewiſſer Ideale die Rede iſt, ſo wendet jedermann ſeinen Blik gern auf die Zukunft, und wähnt ſie durch ein kräftiges Handeln herbeiführbar, und wenige laſſen ſich glauben machen, daß der heilſame Zuſtand wirklich ſchon da ſey, je nachdem man die Gegenwart anſchaue und behandle.

Die claſſiſchen Zeiten unterſcheiden ſich beſonders auch dadurch von den unſrigen, daß damals der Menſch ohne viel Umwege zu ſeinem Ziel, ſeinem Lebensberuf geführt wurde, ſtatt daß wir an unzähligen Verſuchen unſere Kraft verſchwenden, und durch die Verzweiflung hindurch zu der Beſtimmung gelangen, der wir nicht entfliehen können.

Jene hatten aber auch etwas Sichtbares, Gegebenes, die Respublika im Aug, bey uns hegt jeder eine andere unsichtbare Welt in seinem Innern, die er vergebens zu verwirklichen strebt.

„Dem Schwindel ergeben seyn," hat im politischen einen umgekehrten Sinn, als im physischen. Wer dem politischen Schwindel ergeben ist, der überspringt die ungeheuersten Klüfte, und stellt sich keck an den Rand der schaurigsten Abgründe.

Der Moment ist selten sehr interessant, er kann es aber sogleich werden, so bald nur in uns die freie Leitung zwischen Vergangenheit und Zukunft, deren Zero der Augenblik der Gegenwart ist, sich herstellt. Der Augenblik ist nur ein Punkt, aber es hängt von uns ab, in ihm den Scheitel der interessantesten Lebenswinkel zu finden.

Der Mensch weiß nie was Morgen seyn wird, wie seine nächsten Interessen, sein Weib und Kind, seine Besizthümer, sein

Liebſtes ꝛc. ſich entwickeln werden. Wie könnte ich es zu der ſtoiſchen Abhärtung bringen, daß ich nicht hoffte, und nicht fürchtete!

Es wäre nicht gut, wenn die Volksklaſſe der Bauern in ihrem Leben und ökonomiſchen Treiben weniger unbiegſam wäre, weniger hartnäckig am Alten klebte. Selbſt das augenſcheinlich Beſſere können ſie nicht auf guten Rath, oder auf ein einziges Beiſpiel hin, ſich aneignen. Sie repräſentiren das Unwandelbare, daher ſie auch in der ganzen Welt die nemlichen ſind. Sie dürfen nicht ſo leichtſinnig in den Kreislauf eintreten, der die andern Volksklaſſen ergreift, und verdächtiger Cultur zuführt, wir möchten ſonſt zuweilen in den Fall kommen, nichts mehr zu eſſen zu haben.

Die Pſeudo-Geſchichtſchreiber meinen, es bleibe immer Geſchichte, man möge ſie in dem oder jenem Ton, auf dem oder jenem Standpunkt, breit oder verjüngt, erzählen, wenn nur den Begebenheiten ſelbſt keine Ge-

walt geſchehe. Als wäre an der Geſchichte nichts zu verderben. — Und doch iſt gerade nichts ſeltener, als der richtige Begriff von dem, was denn eigentlich bei den Begebenheiten geſchehen iſt.

So wie manche Eheleute hundertmal ſich zanken, hundert Unarten an einander rügen, und ſich deshalb noch nicht ſcheiden laſſen, ſo ſollten unſere neuern Staatskünſtler auch nicht alles Unebene ſogleich ganz wegſchaffen, ſondern, gleichſam damit verehlicht, es, wenn auch zankend, doch zu würdigen, zu dulden wiſſen. Eine ſchlechte Ehe iſt doch wohl beſſer, als eine geſchiedene!

Die politiſch Altglaubigen hängen gern demjenigen Staat an, der ihnen die größte hiſtoriſche Pfahlwurzel zu haben ſcheint; von dem Freiheitsbaum beſorgen ſie das Abfaulen und Umſtürzen.

Staat — Stadt. Ein Land iſt das auseinandergezogene Bild einer Stadt.

Das Schöne und das Gute.

Wir geben zu, daß das Schöne dem Menſchen nicht immer zu Gebot ſtehe, wir ſchätzen es in Leben und Kunſt als eine dankwerthe Gabe des Himmels, wir erfreuen uns ſeiner als einer flüchtigen Erſcheinung, vor und nach welcher das Gemeine, das Gleichgültige, ja das Unſchöne und Häßliche ſein Recht behauptet.

Ganz anders bezeugen wir uns gegen das Gute, dieſes glauben wir von Rechtswegen fodern zu dürfen, und treten deswegen, wo wir nur können, als Herſteller, Verbeſſerer, Lehrer, Zuchtmeiſter auf, denn das Gute, glauben wir, müſſe über kurz oder lang ſiegen. Wer iſt von dem Vorwurf frey, daß er nicht ſehr häufig mit dem Leben unzufrieden ſey, und gewiß nicht ſo oft, weil das gehoffte Schöne nicht eintrat, als weil ſich das Gute, das Rechte, das Zwekmäßige nicht realiſiren wollte? Für alle Verhältniſſe, Anſtalten und Sphären haben wir

ſchon unſere Begriffe, Anſichten, Normen, Ideale, und faſt nie will im Kleinen und Großen das Wirkliche ſich ihnen fügen. Iſt aber nicht das Gute eben auch ſeiner Natur nach ein Schönes, und der Erfolg einer günſtigen Conſtellation? Der Weltgeiſt, den wir ſelten begreifen, braucht die Erſcheinungen meiſtens zu höhern, weitgreifendern Zwecken, als wir glauben und ſehen können. Dieſe möchten wohl nicht auf das, was wir auf menſchliche Weiſe ſchön und gut nennen, gerichtet ſeyn, ſondern überhaupt auf das Inswerkſetzen des Lebens in den größten und herabwärts dieſen eingebildeten kleinern Sphären.

Die alten Geſezgeber gaben ſcharfſinnige, oft witzige oder humoriſtiſche Geſetze. Die neuern Staatskünſtler — verſtändige. Jenen war es darum zu thun, daß keine Extravaganz, kein Leichtſinn, keine Frivolität den Begriff des Staats ſchwäche, herabziehe. Sie dachten bei jedem Geſez an das Beſtehen der Verfaſſung in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit; die neuern Geſezgebun-

gen haben mehr das Gedankending — Vernunftſtaat — im Auge, mehr den Menſchen als den Bürger; auf die Formen kommt ihnen nicht ſo viel an, als den Alten, da ſie zunächſt nur an die Sachen denken.

Bei den Alten hatten die Dinge mehr einen Affectionswerth, die Neuern ordnen alles gern nach dem bloßen naturhiſtoriſchen. Daher der ſo beliebte Ausdruk, die Quelle von tauſend falſchen Anſichten: „Der Menſch, das edelſte unter den Thieren." Er ſcheint ſelbſt von einem veredelten Thier herzukommen.

A. Sprecht mir doch nicht vom Athenienſiſchen Volk! Einige Athenienſer warens, Helden, Weiſe, Künſtler. Das Volk hatte das Zuſehen. Es iſt aberall das nemliche; Athen, Paris, Hamburg, Reutlingen!

B. Das will mir nicht ein. Gerade als wenn man ſagen wollte, die Saiten am Violon wären alles, die Holzfaſern hätten das Zuſehen. Nicht alſo! durch die Saiten tönt der Violon, durch den Violon die Saiten!

Nicht dadurch war Athen — Athen, daß jeder Schuſter etwas von Staatsſachen wußte, ſondern daß er um des Staats willen gute Schuhe machte, ſo wie Perikles um des Staats willen ſchöne Reden hielt. Der Schuſter mag den Staat im allgemeinen auch nicht begreifen, wenn er ihn nur in Bezug auf ſeine Schuhe im Aug hat.

Jeder Begriff hat etwas Unendliches, Unerſchöpfliches an ſich; ſo alſo auch die Begriffe von Recht, Zurechnung, Schuld ꝛc. Könnte man unſerer Zeit nicht nachſagen, daß ſie dieſe Begriffe zu fein ausgeſponnen, und ſich ſo in Relativitäten verwickelt habe, welche ihre Anwendung erſchweren? Je mehr du den Fäden, z. B. in Betreff der Schuld eines Verbrechers, zu ihrem Urſprung nachgehſt, deſtomehr wird er dir ſchuldlos erſcheinen, denn du kommſt in das Gebiet der allgemeinen Cauſalverbindung der Dinge und der Nothwendigkeit aller Erſcheinungen der Welt.

Ich mag mir gerne das Leben einer Nation als einen Kampf mit feindlichen

Mächten, mit rohen Massen, als ein Formen des noch nicht Geformten, ein Erweitern der Enge, ein Zerstreuen der Finsterniß, ein Bestimmen des Grenzenlosen, ein Erforschen des Unerforschten ꝛc. denken.

Man versteht und begreift auch die einfachste Blume nicht vollständig; darüber ist man einig. Sind aber Verfassung, Religion, Kunst und andere Anstalten und Erscheinungen im Kreis der Menschheit nicht auch Blumen, und zwar nicht blos gleichnißweise, sondern wirkliche Gewächse höherer Art? Warum wollen wir nun diese ganz begreifen und durchschauen?

Man lege nicht zu viel Gewicht auf die einzelnen und einseitigen Tendenzen, z. B. gewisse literärische ꝛc. die in einem Zeitalter rege sind. Es läßt sie oft bald wieder fallen.

Darauf kömmt mehr an, wie die ganze Nation leben und lieben will, nach was sie strebt, welchem Ziel sie zueilt, ob es ihren Kräften angemessen ist; mögen sich einzelne

Parthieen des Auferweckens von Todten, andere des Aufputzens des Lebendigen freuen.

Es gab eine Zeit, wo es Verbrechen war, mehr als fünf Saiten auf die Lyra zu spannen.

Wir Modernen werden täglich saitenreicher. Wir haben nichts Arges daraus, wenn eine Virtuosität, sie heisse wie sie wolle, mit Ernst betrieben, mit Liebe ausgebildet wird, wenn ihr Gegenstand die Seele füllt, und den Bestrebungen anderer nicht im Wege steht. So kann es aber doch nach Verlauf einer Zeit bemerklich werden, daß die Einzelnen rücksichtlich ihrer Beschäftigungen, ihres innern Lebens immer weiter divergiren, sich als Glieder des Ganzen immer weniger berühren, dessen Begriff und angestammte Würde nach und nach sinken lassen.

Der Populus soll nicht thun können, was er will, sondern das wollen können, was er thut, und thun muß.

Disputirsätze
über das Sinken der Nationen.

1.

In schlechten Zeiten regieren Absichten, in guten — Zwecke.

2.

Degenerirende Nationen ringen und kämpfen mehr um das andersseyn, als um das besserseyn.

Man sage, was denn oft durch all ihre Anstrengungen und Opfer gewonnen worden sey?

3.

Der Schlendrian ist — ein Vorrücken der Dinge ohne Entfaltung, ein Fortleben ohne neues Leben, ein Abmachen der Gegenwart mit bloßen Formen und Formeln der Vergangenheit.

4.

Mancher Schulknabe weiß jezt Dinge, die ein Aeneas Sylvius ꝛc. nicht gewußt hat; aber Aeneas Sylvius wußte gewiß sehr große und tiefgehende Dinge, die alle

jetzigen Schulknaben zusammengenommen in ihrem ganzen Leben nicht lernen.

5.

Unsere Zeit erzeugt manch' herrliche Töne, aber ihnen fehlt so oft ein Resonanzboden.

6.

Der Verstand, wenn er da regiert, wo das Gemüth regieren sollte, führt dem Tod entgegen; denn ihm ist alles verdächtig, was er nicht beherrscht. Jede kleine Inkonsequenz scheint ihm ins Verderben zu führen. Er glaubt nicht an den Sieg des Lebens, an die ewige Heilkraft der Natur.

7.

Einem sinkenden Volk will nichts gelingen, es ist ihm aber auch mit nichts geholfen.

8.

Man kann die heiligsten Rechte verletzen, wenn man sich den Schein einer höhern Ansicht, eines generelleren Begriffs, eines freiern Standpunkts zu geben weiß.

9.

Wenn in immer Mehrern der Begriff vom Ganzen der Nation verlischt, dann ver-

ſtehen, berühren ſie ſich auch wechſelsweiſe immer weniger.

10.

Steigende Menſchen und Nationen ſind von der ſchönen Idee der Zukunft und des Erlangens erfüllt, und der Gegenſtand einer ſchönen Hoffnung, eines regen Strebens überglänzt alle andern Lebensgüter; Sinkende vergleichen ſich mit dem Beſſern aller Zeiten und Länder, und fühlen ſich hundertfach unglücklich.

11.

Es giebt ſchon um deswillen kein öffentliches Leben mehr, weil es keine öffentlichen Beſorgniſſe mehr giebt, ſondern nur Privatſorgen, und dieſe in ſolcher Menge, daß kein anderes Gefühl vor ihnen aufkommt.

12.

Oeffentliche Sorgen erhöhen öffentliches und Privat-Vergnügen. Privatſorgen trüben öffentliches und Privat-Vergnügen.

13.

Die erwachſenen Völker leben von den Broſamen, die von der Jugendvölker Tiſche fallen.

14.

In kraftvollen Zeiten ſchwebt oben der Geiſt, unten wohnt ein fröhliches Leben; in ſinkenden waltet oben die Abſicht, unten der Mechanismus.

15.

Ueber den geſunden Zuſtand läßt ſich viel weniger ſagen, als über die Zuſtände der Krankheit.

16.

Es iſt eigentlich immer ein und das nemliche Leben, nur macht die Zeit verſchiedene anamorphiſche Figuren daraus. Bald wird der Kopf enorm groß, bald der Arm, die Fauſt, dann die Füße dünn, der Leib wie waſſerſüchtig ꝛc.

17.

Wir erfinden immer mehr Maſchinen, und doch werden wir ſelbſt täglich mechaniſcher. Wir beſiegen die Natur, und haben täglich mehr von ihr zu leiden. Wir bemühen uns, immer geiſtvoller zu werden, und durch Vertheilung der Arbeit werden der geiſtloſen Beſchäftigungen täglich mehr.

18.

Die Zeiten ändern sich so, daß eine Nation dasjenige noch tugendhaft nennt, was in Zeiten strengern Lebens schon Laster und Schande war, oder daß sie dasjenige Laster und Schande nennt, was einst Tugend und Ehre hieß.

19.

Wir können nicht genau wissen, ob wir wirklich klein sind. Wir scheinen noch die alten Sachen und Worte zu haben; es entsteht uns selten ein Zweifel, daß es nicht mehr die nemlichen seyn möchten.

Wenn alles einschrumpft, so gilt dieß auch den Maaßstäben, ja dem Auge selbst.

20.

Nationen und Menschen haben den Hang, das Alte, Lästige, Schadhafte auszumerzen. Erst hintenher, wenn die Freude am Neuen etwas lau geworden, fühlen sie, daß sie ihrer Phantasie ein gewohntes Gut genommen haben.

21.

So wie ein Mensch am herrlichsten erscheint, wenn er an seinem Schiksal arbei-

tet, ſo ſind Völker am ſchönſten, ſo lang ſie an Wohnplätzen für ſich und ihre Gottheiten, an ihrer Verfaſſung, ihrer Stellung gegen andere Völker arbeiten. Das Fertigſeyn iſt oft ihr Tod.

22.

Nationen gleichen denjenigen Uhren, die ſich ſelbſt aufziehen, wenn ſie zuweilen eine kleine Erſchütterung erhalten, die aber bald ablaufen, wenn man ſie am Nagel ruhig hängen läßt.

23.

So lang bei einer Nation das Naturalien-Syſtem herrſcht, führt dieſelbe ein ſolides, zähes Leben; tritt das Geld-Syſtem ein, ſo geht der Lebensprozeß ſchon viel flüchtiger, ſanguiniſcher von ſtatten; kommt es aber endlich zum Papier-Syſtem, ſo geht es an ein Rennen, an eine Leichtfertigkeit, die keine Grenzen kennt.

24.

Man kann jeder Anſtalt, die nicht mit der größtmöglichen Oekonomie der Kräfte zu Werk geht, einen baldigen Untergang prophezeien.

25.

Es sollte schwer verpönt seyn, das, was der Sphäre des Großen, Uebersinnlichen, der Verehrung, der Ruhe ꝛc. angehört, — durch Vervielfältigung, Verjüngung, Nachahmung, herabzuziehen.

26.

„Den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen," ist meistens ein verdächtiger Ausdruk. Den großen Dingen sollten sich umgekehrt die Zeitbedürfnisse anmessen, und es wird jedermann zugeben, daß obiger Schild viel schöner für gewisse Häuser, als z. B. für Andachtsbücher paßt.

27.

Nur in Begleitung weiser Dinge ist die Weisheit, und es giebt keine andere, als eine lebendige.

28.

Ueber dem persönlichen Bösen schwebt meistens ein sächliches.

29.

Sollten wir nicht bald anfangen unsere sogenannten Reichthümer für Armuth zu halten, und dagegen unsere verkann-

ten Schätze, unſere Mutterpfennige zu würdigen?

30.

Eine Million kann wohl ſündigen, (im religiöſen Sinn) aber kein Verbrechen begehen (im politiſchen.)

31.

Warum fodert ihr ſo dringend, daß die Menſchheit im Ganzen fortrücke? Iſt es nicht ſchon genug, daß die einzelnen Staaten fortrücken, und, dem Kinde gleich, ihre ſchöne Jugend hingeben müſſen, um dereinſt in Altersſchwäche hinzuwelken?

32.

Ein Staat muß, wie ein Menſch, ein Gemeingefühl haben, wozu jedes Organ das ſeinige beiträgt, und daran Theil nimmt. Nur in ſo weit ein Staat dieſes Gemeingefühl hat, in ſo weit lebt er.

33.

Wenn in einem Gemeinweſen nicht von Zeit zu Zeit Ereigniſſe, Handlungen und Erſcheinungen vorkommen, die das Ganze angehen, und einen auch jedem Gliede fühlbaren Bezug darauf haben, ſo verliert daſ-

ſelbe ſein Selbſtbewußtſeyn. Nur im Regen und Bewegen wird jedes lebendige Weſen ſich ſeiner bewußt.

34.

Je ärmer die Völker werden, deſto mehr fühlen ſie Bedürfniſſe; ſo wie derjenige, der wenig Geld hat, immer lüſterner zu ſeyn pflegt, als der Wohlhabende.

35.

Es ſterben mehr Leute Hungers, als man glaubt.

36.

Bei den Klagen über die herabſinkende Zeit ſollte die erſte die ſeyn, daß nicht alle vereint klagen. Denn dann müßte man nahe daran ſeyn, ſich auch zu helfen. Die Klagenden ſind die Zeit.

Wäre aber troz dem keine Abhülfe denkbar, ſo muß der Schaden tiefer liegen. Die Mächte des Himmels tragen vielleicht die Schuld davon; Aber dann ſollte man nicht klagen, ſondern je eher je lieber ernſt und ruhig dem Möglichen und Thunlichen nachſtreben.

Wir klagen als Vergleichende.

37.

Das Sinken einer Nation drükt auch auf die einzelnen Entfaltungen herab; denn man halte auch die gemeinſten Naturen nicht für ſo roh, daß ſie nicht Theil nähmen an dem fröhlichen Grünen, oder dem traurigen Verfalben des Gemeinweſens. Das Wohlſeyn des Einzelnen erhöht ſich im allgemeinen Wohlſeyn, ſo wie jeder ſeinen Privat-Jammer doppelt fühlt, wenn er nicht am Anblik des Ganzen ſich ſtärken und erholen kann.

38.

Wenn wir uns fragen, was denn eigentlich im Ganzen geſchieht, wenn Nationen, Staaten, Städte und Gemeinweſen, Anſtalten, Geſellſchaften ꝛc. nach dem ſie ihren Culminationspunkt erreicht, wieder herabſinken, und blos in den Hülſen ehemaliger Kraft und Größe gleichgültig fortleben, ſo finden wir, daß die Urbilder des Heiligen, Erhabenen, Schönen immer verjüngter werden, ihr Glanz immer mehr erliſcht, und an dem, in die ehrwürdigen Orte eindringenden, Tageslicht verfalbt;

daß die Ideen immer wohlfeiler werden; daß der Begriff, den das Ganze von sich haben soll, allgemach entflieht, und in immer weniger Geistern gefunden wird. Die Strenge, wodurch allein die sittlichen, geistigen und künstlerischen Virtuositäten möglich werden, läßt nach; entgegengesezte Lebensformen suchen und vermischen sich buhlerisch; die Individualitäten schleifen ihr scharfes Gepräge ab. Das Bewußtseyn von den verschlungenen Lebensbeziehungen, die Klugheit — wächst, und der Sinn für die großen, einfachen, ursprünglichen Verhältnisse, die Vernunft — wird stumpf. Der Mensch verfolgt seinen Sieg über die Natur, und bildet sich tausend Krücken für seine Bequemlichkeit; so verliert er alles Vertrauen auf sein eigenes Knochengebäude. Es gelüstet ihn viel mehr die Welt zu kennen, als sich selbst, und er denkt auch öfter an ihre Beherrschung, als an seine eigene. Jeder möchte zulezt lieber alles andere seyn, als er selbst, lieber alles andere thun, als das nächste, und das Ganze, das zur Zeit seines Aufblühens und Wachs-

thums durch enthusiastische Freude an sich selbst zusammenhielt, würde jezt auseinanderfallen, wenn die Noth, die Langeweile, und das Unvermögen, etwas Besseres zu suchen nicht wären.

Wohnung.

Es hat auf den Charakter der Menschen einen sehr großen Einfluß, wie ihr nächster Besiz beschaffen ist, z. B. wie sie wohnen. Wie sehr unterscheiden sich hier große Städte, Residenzen ꝛc. von alten Reichstädten ꝛc. Wenn in leztern eine Familie oft seit Jahrhunderten dasselbe Haus inne hatte, und dieses so zu sagen an der Ehrwürdigkeit des Geschlechtes Theil nimmt, so findet in jenen meistens ein öfterer Wechsel der Wohnungen statt.

Die Theure der Miethzinse in großen Städten hat auf die ärmern Volksklassen den nachtheiligen Einfluß, daß sie schlecht, eng, unreinlich wohnen. Dieses muß sich ihrem ganzen Daseyn, ihrem Empfinden, Denken und Handeln mittheilen; es fehlt ihnen die erste und wesentlichste aller Le-

bensfreuden, die Freude an einem erfreulichen, heimiſchen, behaglichen, bleibenden Beſizthum.

In den ältern Zeiten waren zwey Dinge, die da verhinderten, daß nicht alle Grenzen des politiſchen und bürgerlichen Lebens einbrachen, daß ſo vieles Leben ſich neben einander regen, ſich lieben oder haſſen, unterſtüzen oder bekämpfen konnte, ohne daß ein Größeres über ſie kam, und dieſem wechſelnden Lebensſpiel ein Ende machte; nemlich die öffentliche Meinung, und eine gewiſſe glükliche Unbeholfenheit in Rükſicht auf Mechaniſation. So rollen größere und kleinere Queckſilbertropfen durch eigenthümliche Cohäſion ſo lange neben einander, bis ſie mit Eiſen, Gold ꝛc. berührt werden, wo ſie dann in einander zerfließen.

Das ſogenannte Mittelalter iſt jezt vielen eine Diſtel, deren nähere Betrachtung lehrt, daß ſie keine der häßlichſten Blumen ſei, und einen eben ſo merkwürdigen Bau habe, als die Roſe und Nelke.

Man hat Beispiele von wichtigen historischen Ereignissen, die aus ein Paar Handschuhen, oder einer einzigen Ohrfeige entstanden sind; ich wage aber doch zu behaupten, daß zur Ehre des Genius der Geschichte große Dinge nicht anders aus kleinen Umständen erfolgen, ausser nach den Gesetzen des Keims, des Wachsens —, wie wir einen Baum aus einem unbedeutenden Kern aufwachsen sehen, wenn dieser Jahre lang die ihm gemäßen Säfte an sich zieht; oder — nach dem Gesez der Explosion, wo ein kleiner Funken eine große Masse entzündet, wenn diese eben nur auf einen Funken wartet, um loszuschlagen. Der bloße Zufall herrscht weniger in der Geschichte, als manche glauben.

Große Naturumgebungen erweitern den Sinn, und sind oft Leiter für die Phantasie. So z. B. ein großer Fluß, ein imposantes Gebirg, eine hehre Ebene. Kleinliche Gegenden machen kleinliche Menschen.

Warum errathen wir so selten die Zukunft?

Unser Blik auf die Welt macht stets einen Winkel; das Leben läuft aber gleichsam zwischen zwei unermeßlichen Parallelen hin. Wie sollten wir je im Stande seyn, unser Seelen-Auge so weit zu öffnen, daß die Linien des Augenwinkels jene Parallelen decken würden?

Selbst bei Dingen, deren Wesen wir genau zu erkennen glauben, läßt sich höchstens nur so viel behaupten: Der ihnen inwohnenden Beschaffenheit nach werden sie sich so und so entfalten, so werden sie wachsen, so vergehen, wenn nicht heterogene Kräfte dazwischen spielen.

Aber die oft tiefverborgenen innern und äussern Feinde kennen wir schon weniger, und am wenigsten läßt sich der Zufall, obwohl selbst nur eine entlegenere Regelmäßigkeit oder Nothwendigkeit, berechnen.

Jedes Wesen hat seine eigene Zukunft, wir können aber bei unserer Frage wohl

nur die Zukunft des einzelnen Menschen, der Familien, der Nation, unsers Planeten meinen:

Je mehr ein Wesen im Verkehr mit andern steht, je mehr es von befreundeten Kräften seine Bildung nehmen, oder mit feindlichen in entscheidende Kämpfe treten muß, je mehr die verschiedenen Richtungen, die es nehmen kann, jedesmal von den ersten Schritten abhängen, diese selbst aber von einer unzuberechnenden Willkühr, desto schlechtere Wahrsager werden wir in Betreff seiner Zukunft, seines Schiksals seyn. „Es sind zu wenig Gleichungen gegeben!" Wir müßten jedesmal den Kreis der Kräfte vollständig kennen, die bei der Entfaltung, dem Lebensgang eines solchen Wesens ineinander spielen.

Was bekannten Naturgesetzen unterliegt, das können wir berechnen. So bestimmen wir den Sternenlauf, die Mondsfinsternisse ꝛc. Dagegen sind wir schon weniger gewiß, ob nicht einst ein Comet an unsere Erde anrennen wird, wiewohl die Sternkundigen die Wahrscheinlichkeit unendlich klein finden

wollen. Wir wiſſen in vielen Fällen, was Anſtalten, Krankheiten, Unternehmungen für ein Ende nehmen, wenn wir die Normen kennen, nach denen ſie ſich entfalten, und wiſſen, daß keine fremden Kräfte dazwiſchen treten werden, indem alle Faktoren zum Steigen oder Sinken ſchon gegeben ſind. Was aber einem Schikſal unterworfen iſt, das ſpottet häufig unſerer Divinationsgabe durch einen andern Erfolg. Das Leben iſt immer reicher, als wir glauben, wir nehmen alles zu eng, und ſtellen uns ſelten oder nie hoch genug, um ohne vorgefaßten Begriff, ohne einen durch Partheylichkeit beſtochenen Blik dem Walten des Weltgeiſtes zuzuſchauen, und zu ahnden, welche Geſtalten und Szenen er in das Tableau der Zukunft weben werde.

Die Witterung, das Schikſal der Nationen, der Lebensgang des Einzelnen werden ſtets vom Ganzen ihrer Sphäre gewebt, auf das ſie wieder zurükwirken. Ihr Daſeyn ſteht immer an der Spitze der Zeit und iſt ein Neueſtes, das zwar durch die Vergangenheit vollſtändig beſtimmt iſt, das wir

aber, ſo wie die leztere nie ſo klar durchſchauen, daß wir zu beſtimmen im Stand wären, wie bei den gegebenen Faktoren das Facit der Zukunft ausfallen müſſe.

Der Moment der Gegenwart iſt derjenige, wo das mit ſeiner Entwiklung beſchäftigte Weſen mitten in den lebendigſten Beziehungen zu der Natur und den Menſchen ſteht, wo es alle Kraft des Inſtinkts, des Bedürfniſſes, der Neigung, der Leidenſchaft, des Abſcheues, des Haſſes, der Liebe, des Ernſtes, der Erkenntniß ꝛc. aufbietet, um das Homogene an ſich zu ziehen, das Widrige zu entfernen. Daher kommt es auch, daß faſt niemand ſich im voraus die Wirkſamkeit zutraut, die im entſcheidenden Moment wie durch einen höhern Einfluß ihm zu Theil wird, und daß er eben ſo wenig hintennach von allem dem Rechenſchaft zu geben weiß, was ihn in jenem Augenblik bewegte und kräftigte, weil er das Detail jenes Anſchauungs- und Handlungs-Aktes nicht mehr vors Bewußtſeyn zu bringen vermag.

So ſteht aber das lebende und handelnde Weſen in jedem wichtigern Lebensmoment der Welt gegenüber, ſo werden mehrere freundlich oder feindlich mit einander Ringende ſich gegenſeitig zu guten oder böſen Mächten, ſie ſelbſt, obgleich ſtets die Belebteſten, wiſſen nie genau, wie ſie aus dem Kampf hervorgehen werden, und doch webt ſich die Zukunft eben nur durch die Reihe ſolcher Akte der Gegenwart zuſammen.

Wie ſollte alſo der fernſtehende kalte Beurtheiler, der den Vortheil des Ueberbliks nur da anwenden kann, wo die Zukunft eines Weſens ſchon durch ſeinen Keim und den Gang ſeines bisherigen Lebens determinirt iſt, bei ſolchen Entwiklungen, für die jeder Moment der Gegenwart einen andern Ausſchlag geben kann, ſich prophetiſch äuſſern können, ohne wenigſtens eben ſo oft zu fehlen als zu treffen?

Es giebt keine Verfaſſung, in welcher der Menſch abſolut frey leben könnte; in jeder fühlt er ſich nach einer andern Seite

hin frei. Nemlich, wohin er sich entwickeln kann, dahin ist er frei.

Frage: Kann ein Mensch grösser seyn, als seine Nation? Ist nicht jeder Große durch Nationalgüter groß? Und gesezt, es scheine einer seine Nation an Virtuositäten zu übertreffen, hat die Nation nicht immer noch eigenthümliche geistige Reichthümer, durch deren Aneignung er reicher werden könnte? Kurz, müssen wir nicht in jedem Fall die Nation, als geistiges Wesen, über jeden Einzelnen der Nation setzen, so daß also der Geistvollste genug zu thun hätte, den Geist seiner Nation auf irgend eine Weise darzustellen?

Es giebt Zeiträume in der Geschichte, die man blos biographisch behandeln sollte, weil sich alles Sächliche in einer gewissen Person spiegelt, und auch am faßlichsten und schönsten so dargestellt werden könnte; und dieß eben so in der politischen, als in der Literär- und Kunstgeschichte.

Die Philoſophie tendirt zur Geſchichte, denn das höchſte Menſchliche iſt dem werden, der Entfaltung unterthan. Die Geſchichte tendirt zur Philoſophie, denn das werden ſtrebt zum ſeyn.

Nichts befördert gewiſſe Studien mehr, als wenn das Volk, der Staat, das Gemeinweſen ſelbſt von einem, jenen Studien harmoniſchen Intereſſe erregt iſt. Dadurch werden ſie allgemein, lebendig, fruchtbar. Die Theorie der Schulen iſt todt, wenn das öffentliche Leben nicht die Praxis dazu handhabt.

Was man Kindern erzählt, das wird in ihrer Phantaſie mythologiſch. Mythologie pflanzt ſich bey Jugendvölkern fort, geſezt man erzählte ihnen auch Geſchichtliches. In ihren Seelen iſt noch keine Menge von Geſtalten, die erſten eintretenden breiten ſich alſo zu einer coloſſalen Größe aus, und theilen unter ſich den Olymp der Phantaſie.

Nur Vaterſtadt und Vaterland können wir zur gröſten Durchſichtigkeit für uns bringen. Jeder andere Aufenthaltsort behält für uns eine gewiſſe Undurchſichtigkeit.

Der Fernſtehende ſieht bei der hiſtoriſchen Perſon eine ganz freie, aus der unendlichen Zahl der Möglichkeiten herausgegriffene Wahl, wo der Näherſtehende eine Menge von nöthigenden Umſtänden und Beziehungen, und bei dem Handelnden höchſtens ein ſicheres Gefühl deſſen, was Noth, was thunlich iſt, findet.

So wie die zwei elektriſchen Flammen in der Röhre doch nur ein Stäubchen Waſſer geben, wenn der Prozeß vorüber iſt, ſo giebt auch all das Ahnden, Sehnen, Wollen, Empfinden, Träumen und Streben des Menſchen doch nur einen unmerklichen Ertrag für ſein eigentliches weſentliches Leben, und je weiter er gegriffen, mit deſto wenigerm muß er ſich nach Verhältniß begnügen.

Eben ſo ſind auch oft in der Geſchichte alle Kräfte der Nationen rege, es iſt nicht

anders als sollte eine neue Erde und ein neuer Himmel geboren werden, und nach all diesen Gährungen und krampfhaften Anstrengungen, wo jeder Theil das höchstmögliche anspricht, fällt doch meistens alles wieder in einen Zustand zurük, der nur erträglich ist, weil man die Unmöglichkeit, ihm zu entfliehen, einsehen lernte.

Ein großes unerklärliches Uebel versuche man aus einer noch größern Erscheinung zu begreifen. So z. B. den Krieg. Das ist noch wenig, daß zwei Heere kämpfen; es ringen die Nationen selbst feindlich mit einander, wenn auch nur im Geist. Aber eben durch dieses geistige Zürnen und Ringen wetzen sich oft die Scharten der Schlachtschwerdter wieder aus, denn das Gute, das hieraus entstehen kann, läßt vielleicht das Kriegselend ganz vergessen. Eben deswegen sollte es aber eigentlich keinen Krieg geben, ausser wo die Nationen selbst sich anfeinden.

Fäaken sind nicht so cultivirt, als mager lebende Völker. Das saftreiche Le-

den läßt keine Reflexion aufkommen, die lebendig erfüllte Nähe verhindert das Bewußtseyn der entferntern Lebensbeziehungen; die deutlich ausgesprochene Eigenthümlichkeit ihres Landes, ihres physischen Lebens, ihrer Verfassung und Sitten macht, daß ihnen das Daseyn, die Lebensweise anderer Nationen fremd und entgegengesezt bleibt. Ihr gemüthliches Versinken in die mannigfaltig wechselnden Zustände ihres Lebens, verhindert, daß dieses mit einer glatten Oberfläche erscheine. — Es fehl ihnen weniger an Verstand, Vernunft, Phantasie, Gefühl, als an Einbildungskraft für das Fremde, Entlegene. Ihre Unbeholfenheit und Unkenntniß zeigt sich hauptsächlich nur in demjenigen, was sie zunächst nicht angeht. In dem was Noth ist, wird sich der Fäake so verständig und weise benehmen, als der Cultivirtere.

Das Mittelalter ist eigentlich ein Anfangsalter.

Alt und Veraltet.

Was iſt das Alte, jedoch ewig Neue; und was veraltet?

Wo nur immer der innerſte Geiſt der Erſcheinungen und Ereigniſſe der hiſtoriſchen Welt dargeſtellt wird, da ſpricht er auch ſtets zu unſerm Geiſt.

Oft treten aber Zeiten ein, wo derſelbe ſchnörkelhafte, gekräuſelte, lebensdürftige Maſſen nach auſſen wirft, ſtatt gediegener, lebenskräftiger; wo ſich das Eine zur Langenweile hundertfach wiederholt, wo ein trokner Schlendrian in identiſchen, monotonen Verhältniſſen fortſchleicht. Eine ſolche Zeit verdient keine ausführliche hiſtoriſche oder künſtleriſche Darſtellung.

Wer möchte die unendlichen Streitigkeiten über Glaubenslehren in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung, wer die Kämpfe der Scholaſtiker, die Debatten über das Reichstags-Ceremoniel ꝛc. in einer ausführlichen Erzählung jezt noch leſen?

Dieſe und ähnliche Erſcheinungen ſind nun veraltet, es wäre Beleidigung der Jeztwelt, ſie wieder zu erwecken, und die vollſtändigen Akten derſelben haben blos für den Forſcher Intereſſe, der ſeine Lebenszeit daran wendet, um uns das Reſultat zu überliefern, daß es eine Zeit gab, wo der Weltgeiſt ſich in ſolchen Erſcheinungen mehrere Menſchenalter hindurch gefallen hat. So veraltet alles Formelnweſen, ſo veralten Moden, und mit ihnen alle Darſtellungen, die uns nicht das Rein-menſchliche, ſondern eine vorübergehende Laune der Zeit, oder eine bald wieder abgeſtreifte Hülſe des bürgerlichen oder politiſchen Lebens geben. Denn es iſt das Schickſal alles deſſen, was nicht auf die Baſis des Rein-menſchlichen ſich gründet, daß es nach einiger Zeit wieder einem andern eben ſo vergänglichen Plaz machen muß.

Aber wo der Weltgeiſt ſolche Erſcheinungen erzeugt, die noch auf ihrer Oberfläche das innere rege Leben, und den Gang einer einfach großen, ſtätigen Entwicklung ſichtbar darſtellen, da werden die Geſtalten

nie alt, ſie ſind in jedem Moment erwekbar zu friſchem Leben, der Schauende iſt mit einemmal in ihre Zeit verſezt, ja ſie ſind wohl gar die ewige Norm alles nachherigen, vielleicht nie wieder zu dieſer Simplizität und Gediegenheit zurükkehrenden Lebens.

Es iſt nicht gut, wenn man die Jugend und die lernende Nation zu ſehr und zu bald mit den Umriſſen, den Hinterſeiten der Dinge, und beſonders der hiſtoriſchen Erſcheinungen bekannt macht, ſo daß ſie gewohnt werden, ſogleich an das Entſtehen, Culminiren und Vergehen des Größten wie des Kleinſten zu denken; dieß ſollte nur der Geiſtesgang der höhern Genien ſeyn, die gemeinen gewöhnen ſich leicht an ein oberflächliches, verjüngtes, freudenloſes Anſchauen, an eine frivole Behandlung deſſen, was als ehrwürdig, dauernd feſt, unendlich, ewig ſollte erkannt werden. Wir unterſcheiden leider nicht mehr das Eſoteriſche vom Exoteriſchen! Die Vogelperſpektiv iſt eigentlich nur für die Adler.

Je nachdem wir das Nächste betreiben, je nachdem erscheint uns das Ferne. Haben wir böse Geschichten, so finden wir eine trübe Geschichte.

Der Erfolg in Leben und Geschichte wird stets anders, als die Handelnden es wollen: Es ist sehr natürlich; sie kommen mit Begriff, mit Absichten und Planen zum Leben; dieses will aber nur sich, und nicht diese Menschlichkeiten realisiren: Irgend eine Besondernheit, eine Conjunction der Umstände reizte sie zum Handeln, schien ihnen günstig, etwas auszuführen. Dieses Etwas sollte billig wieder nur eine Besondernheit seyn, sie machen aber gewöhnlich ein Allgemeines daraus; ein Begriff, ja sogar eine Theorie soll sich jezt in der praktischen Welt realisiren. Statt die naheliegenden Kräfte zu einem Erfolg zusammenzuleiten, wird alles Vermögen weit und breit in Bewegung gesezt; der Zeit ist es um eine flüchtige Erscheinung zu thun, und wir wollen etwas Dauerndes.

Lebensgang.

Auf der einen Seite scheinen oft geringfügige Umstände den Lebensgang eines Menschen weit hinaus so oder anders zu bestimmen, auf der andern scheint er sich nach gewissen Prädestinationen zu entfalten und zu bilden, die ihm als stehende Beziehungen, im Großen von aussen kommen.

Der Mensch wird, wie seine Zeit, seine Nation, seine Stadt, sein Stand, seine Eltern, seine Erziehung, seine Körperconstitution, seine Umgebungen es wollen und zulassen, und was seine Willkühr betrifft, so ist diese nur ein kleiner integrirender Theil der lenkenden Momente. Jene Verhältnisse sind gleichsam Hüllen, innerhalb welcher der Mensch webt, und die er nur in seltnen Fällen sprengt. Wo wir einen Menschen sehen, der mannigfach vom Zufall herumgeworfen wurde, da dürfen wir immer annehmen, daß er selbst in seinem innersten Wesen aus einer Menge von Zufälligkeiten zusammengesezt sey.

Die Freiheit des Menschen äußert sich in einzelnen Lebensakten, und wo dieses freie bewußtvolle geistige Handeln nicht herrscht, da tritt die Nothwendigkeit in ihre Rechte ein.

So auch bei Nationen; Sie haben ihren nothwendigen Lebensgang. Aus den unzähligen Freiheitsäußerungen der Einzelnen combinirt sich im Großen stets eine Masse von Nothwendigkeit, denn jeder Akt des einen wird dem andern, im Fall er sich demselben nicht frey entgegenstellt, eine Art Nothwendigkeit. Nationen sind also auch nur in einzelnen Gesammtakten als frei anzusehen. Wie vermöchte ein Mensch oder ein Gemeinwesen, eine Nation die ganze gleichsam schon in Nothwendigkeit erstarrte Masse, mit der, und auf die sie wirken, wieder aufzuregen?

„Es geschieht nichts neues unter der Sonne!" Man vergesse aber auch nicht, daß in anderer Rükſicht nichts, als lauter neues, nicht nur unter, sondern sogar an der Sonne selbst geschieht.

IV.

Aus dem Gebiet der Kunst.

Ueber die ſcheinbare Höhe der Objekte.

Gegenſtände von gleicher Höhe erſcheinen uns nicht jedesmal als gleich hohe, und es iſt oft luſtig mit anzuſehen, wie ſich Menſchen, die kein geübtes Auge haben, und das Objektive nach dem flüchtigen Eindruk beurtheilen, ſo unverhältnißmäßig täuſchen, daß man glaubt, ſie ſehen aus ganz andern Augen, als der Geübtere. Ich hörte einſt jemand äußern: ein gewiſſer Berg — er mochte bey 500 Fuß hoch ſeyn — werde nahezu höher ſeyn, als irgend ein großes Haus; einen andern: die vor uns ſtehende Tanne erreichte gewiß den Thurm in N. — einen der höchſten Teutſchlands —; einen dritten: in einer Stunde wollte er das Schneefeld erreichen, das wir in Graubünden auf einem vielleicht 7000 Fuß hohen

Felſengipfel glänzen ſahen. Selbſt Kundigere hört man behaupten, je ſchmäler ein Gegenſtand ſey, deſto höher erſcheine er dem Auge, da doch die Höhe am beſten bei einer gewiſſen Dicke des Objekts gewürdiget wird, wenn nur ihr beiderſeitiges Verhältniß ſo iſt, daß nicht die leztere als Breite erſcheint, in der die Höhe untergeht. Die ſchmalen Thürme erſcheinen alſo nicht als die höchſten, und Stangen nicht höher als Säulen.

Indem ich mir von den hie und da erhaltenen Eindrücken Rechenſchaft ablegte, kam ich in Bezug auf dieſen Gegenſtand auf folgende Bemerkungen:

Das zur Höhe aufſtrebende ſcheint uns höher als das todte Hohe.

Jemehr etwas mit Luft und Licht, mit der Himmelshöhe verwandt iſt, und ſeiner Natur nach ihr angehört, deſto höher erſcheint es uns, denn wir fühlen die Höhe zu ihm hinzu.

Das Ganze erſcheint uns höher, als ein gleich hohes Halbes.

Was an ſeinem Fuß einen faßlichen Maasſtab für ſeine Höhe darbietet, was ſich ſymmetriſch verliert, was ſich nicht zu fein zuſpizt, erſcheint uns in würdiger Höhe.

Eben ſo, was ſeine eigene Höhe in der Nähe nicht verdekt, wobei wir nicht zu entfernt ſtehen müſſen, um es mit dem Aug zu faſſen.

Was wir in ähnlicher Form gewöhnlich kleiner ſehen, das erſcheint uns in coloſſaler Form doch nicht groß genug.

Was in recht große, einfache, faßliche, in ſchönem Ebenmaaß ſtehende Formen getheilt, faſt ſo breit als hoch gebaut iſt, und deſſen Höhe die Umgebungen keinen bequemen Maaßſtab abgeben, das erſcheint bei weitem nicht ſo hoch, als es wirklich iſt, und als ein gleich hohes, das in kleinere Formen zerſchnitten iſt, die alle die Tendenz der Länge haben. So erſcheint die Peterskirche in Rom lange nicht ſo hoch, als ein gleich hoher gothiſcher Thurm, beſonders demjenigen, der ſie das erſtemal ſieht, und deſſen Aug und Ohr noch keinen Maaßſtab an und in ihr angelegt hat.

Besonders viel hängt von unserm Standpunkt ab. Die Gegenstände verkürzen sich oft, und erscheinen unter einem kleinern Augenwinkel. Von oben herab gesehen, heben sie sich gegen den Boden, die Ebene ab, welche die Höhe in ihre Horizontalität verschlingen. Anders ist es, wenn man von dem hohen Gegenstand selbst steil herabschaut; man ist um seine eigene Menschenhöhe doppelt höher als unten, man hat die unten befindlichen verkleinerten Gegenstände zum Maaßstab, der Gedanke an das Herabstürzen belebt gleichsam den Sinn des Auges, und erregt das Urtheil; unten an dem Gegenstand stehend, sehen wir ihn sehr verkürzt, und es kostet immer einige Anstrengung, zu seinem Gipfel zu dringen, und seine Höhe zu würdigen.

Man sieht eine Höhe besser, so bald man sie zu ersteigen anfängt; man erhält dadurch so zu sagen einen wandelnden Maaßstab.

Die Tiefe eines Dings müssen wir suchen gegen seine Jugend hinab; je tiefer

es in dieſer Richtung erregt werden kann, deſto mehr hat es Lebenstiefe. Was keine Jugend hatte, oder wenn ſie gleichſam unterbunden iſt, das iſt nur dumpfer Töne fähig.

Der Darſteller muß in dem ſtark ſeyn, was eine Sache iſt, der Denker auch in dem, was ſie nicht iſt.

Seele; Organ; und Schule. Iſt das nicht Anfang, Mittel und Ende aller Kunſt?

Kein Wunder, daß wir kein Objekt ganz verſtehen, ganz genießen können. Je inniger wir es uns aneignen wollen, deſto mehr zeigt es uns, daß es eine Welt, daß es eine Seite der Welt, ja gleichſam die Welt ſelbſt iſt, die nur durch dieſen Gegenſtand, als durch eine Spitze uns zuſtrömen will.

Es kommt mir vor, als könne nur derjenige eine gewiſſe Kunſthöhe erreichen, dem in ſeiner Kindheit und Jugend die Geſtalten des Lebens, jede in ihrer tiefen Eigen-

thümlichkeit, als das Normale ihrer Gattung, erſchienen, und ihm ſo die ſchönſten, klarſten, tiefdringendſten erſten Eindrücke, gleichſam lebendige avant la lettre gaben.

Wem die Objekte frühe in einer gewiſſen Pluralität, als Gattungen und Arten vorgeführt werden, der gelangt zu Begriffen, aber er verliert den poetiſchen Sinn.

Hakert beweißt, daß diejenigen die Beliebteſten ſind, die den Großen, Reichen, Gebildeten ihre Lebensſphäre zu idealiſiren, oder wenigſtens in verſchönertem Bilde darzuſtellen wiſſen.

Man bedenke, welch kleinen Umfang von Zeit und Ort die homeriſche Welt in der Ilias hat, und doch welch unausgeſeztes Handeln, welch raſtloſes Treiben! Dieß war nur dadurch möglich zu machen, daß Homer die Geſtalten ſo groß als möglich ſchuf, und ſo nahe rücken ließ als möglich. Wer iſt ihm hierin gleich?

Ueber das Heitere.

1.

Es bleibt immer ſchwer, ein Unendliches in einen Begriff zu faſſen, eine Eigenſchaft, eine Relativität, deren Grenzen ſich in unmerklichen Abſtufungen in das Entgegengeſezte verlieren, ins Wort zu bannen, und „was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt, mit dauernden Gedanken zu befeſtigen."

2.

Es iſt billig, daß wir beim Himmel beginnen, denn alle guten Dinge, worunter wir das Heitere gewiß auch zählen, kommen von oben.

3.

Wenn wir unſern Planeten in ſeinen cosmiſchen Beziehungen betrachten, ſo begegnet uns das Heitere zuerſt als Begleiter einer Jahrszeit — des Frühlings. Die grauen Winternebel weichen, die Himmelsbläue bricht durch, und nach und nach werden fröhliche Farben herrſchend. Das Reich des Tages breitet ſich aus; mannigfaltige Ge-

ſtalten treten lebensluſtig ſich regend, und das Leben von verſchiedenen Seiten darſtellend auf, und mit dem wachſenden Jahr ſcheint dem Gemüth nicht blos ein neuer, jedoch jährlich wiederkehrender Zeitabſchnitt, ſondern wirklich für alle ſeine Ahndungen und Wünſche ein glükliches goldnes Zeitalter einzutreten; Denn ſo iſt ja der Menſch! Eine trübe Stunde ruft alle Schreckensgeſtalten aus der Unterwelt herauf, eine heitere — alle Götter vom Olymp herab. Jedem aufſteigenden ſchönen Sternbild in Natur, Leben und Kunſt gegenüber verjüngt er ſich zum leichtglaubigen Kind, das auf den Sieg und die Herrſchaft des Schönen und Guten rechnet, — dem niederſinkenden nachblickend, wird er plözlich zum lebensſatten Greiß.

4.

Licht und Luft und der blaue Himmel ſind unerläßliche Bedingung heiterer Momente. Hierin ſind wir ganz den Pflanzen gleich. Unſer Gehirn iſt ein Baum, der ohne Licht und Luft weder Blüthen noch Früchte trägt, und deſſen Säfte, wenn jene

mangeln, gleich dem Roſenſtok, nur unförmliche Schlafäpfel anſetzen. Unter dem Einfluß von Licht und Luft treten unſere gefühligſten Organe aus ihren Hüllen hervor, und indem ſie gegen den friſchen Lebenshauch herausſtreben, vibrirt unſer ganzes Weſen im behaglichen Gefühl des Wachſens, und der Entfaltung.

5.

Wenden wir uns von dieſen allgemeinern Beziehungen zu der Form der Erdoberfläche, ſo finden wir, daß die Natur um die Vorberge, in mäßiger Erhöhung über die Ebene am heiterſten iſt. Man iſt der Monotonie der flachen Gegend enthoben, in der immer ein Objekt das andere verdekt, und wo die Parallel-Linien, der Tod alles Schönen, herrſchen, — und eben ſo iſt man noch fern von der kalten, verjüngenden Vogelperſpektiv der Berggipfel, die jedermann preißt, und doch ſo bald als möglich mit einem gewiſſen unbehaglichen Gefühl verläßt, das gerade das Gegentheil von der heitern Stimmung iſt.

In mäßiger Erhöhung über die Ebene, über ein nicht zu enges Thal ſpielt das mannigfaltigſte Leben um uns, und in die Verjüngung der Ferne wird das Auge durch die gegen den Vordergrund ſich vergrößernden Formen harmoniſch eingeleitet. Ja gerade dadurch, daß ſich die Ferne in ſchönen Linien verliert, und der Farbe des Himmels ſich nähert, wird ſie ein Gut der Phantaſie, und der Genuß nun zwiſchen Aug und Seele proportionirt abgewogen.

Auf ſolchen Standpunkten ſind wir eben ſo entfernt von der Spekulations- und Reflexions-Höhe der Berge, als von den Abſichten, der Empirie, dem kleinlichen Detail der Ebene. Wir verweilen gern in der nähern Umgebung, denn der Hinabblik zeigt uns ähnliche und größere Mühen; wir fühlen uns heimiſch, denn wir ſehen Schweiß und Lohn, Arbeit und Genuß, den Werktag und das Feſt; — Der Hinaufblik leitet unſer Auge zur höhern Befreiung, zum Geahndeten, zum Himmel. Wir umfaſſen das Daſeyn des Menſchen in ſeinen reinmenſchlichſten Beziehungen.

6.

Es kommt überhaupt viel darauf an, wenn wir das Auge öffnen, wie das Helle gegen das Dunkle, alſo im allgemeinen der Himmel gegen die Erde abgewogen ſey. In einem tiefen Thal ſehen wir zu wenig vom Himmelsraum, und dieß wirkt verdüſternd durch das Auge auf die Seele, man ſehnt ſich hinaus, wo ſich beide Gegenſätze im Horizont das Gleichgewicht halten.

7.

Wohnungen ſind heiter, wenn ſie neben einer heitern Lage und Ausſicht, wie ſie ſo eben beſtimmt worden, ſchon dem äußern Anblik zeigen, daß in ihnen für die reinmenſchlichen Bedürfniſſe auf eine zwangloſe Art geſorgt ſei; die den Bewohner gerade nur ſo viel als nöthig iſt, von der allgemeinen Natur abſondern, die dem Licht und der geſunden Luft freien Eintritt erlauben, und in ſymmetriſchen Zimmern die heitern Farben weiß und gelb, und an den Verzierungen das helle roth, blau und grün zeigen.

Hieraus ergiebt ſich auch, was heitere Städte ſind; in denen man aber doch das

geradlinichte und uniforme nicht unbedingt ſollte herrſchen laſſen, da es ſeiner Natur nach ein Unſchönes und Tödtendes iſt.

8.

Gärten ſind heiter, wenn ſie neben einer heitern Lage, deren Erfoderniſſe wir ſchon kennen, an ſich ſelbſt wieder im kleinen dasjenige darſtellen, was eine Gegend im Großen heiter macht. Eine Teraſſenförmige Lage wirkt ſehr erleichternd, ſie macht daß der Blik auf einmal ein mannigfaltiges Leben in einander ſpielen ſieht; dieſes beſteht entweder in der Nachahmung des Landlebens in ſeinen einfachſten freundlichſten Grundformen, wie bei engliſchen Gärten, oder es ſind Darſtellungen aus der mythologiſchen goldnen Zeit, die in ihrem Ganzen ſo ſehr den Charakter der ewigen Heiterkeit darſtellt, daß, nach einer oft gemachten Bemerkung ſelbſt das Schrekliche noch eine gewiſſe Grazie durchſcheinen läßt. In ſo fern ſind franzöſiſche Gärten eigentlich mythologiſche Gärten.

9.

Ehe ich zu der Erſcheinung des Heitern

im menſchlichen Leben übergehe, muß ich eine Bemerkung vorausſchicken: Das Daſeyn ſchwankt immer zwiſchen zwei Extremen, zwiſchen Leben und Tod, Wachsthum und Verfall, Wonne und Schmerz, Glük und Unglük, Anſtrengung und Abſpannung, Intereſſe und Gleichgültigkeit, Freiheit und Zwang ꝛc. Das Heitere iſt von allen dieſen Gegenſätzen gleich fern; es iſt eben nichts anders, als das zwiſchen denſelben in ewiger Gleichheit fortſtrömende Leben, das, ſo lange zur Seite das eine ſteigt und eine ſchwindelnde Höhe erreicht, das andere zerfällt und vom Schauplatz verſchwindet, — als wenn es dieſe Erſcheinungen nicht bemerkte, nur auf ſich ſelbſt bedacht, mit mancherlei in verſchiedenen Formen des Daſeyns ſpielenden Geſtalten ruhig fortwandelt.

10.

Das Heitere bei Geſellſchaften, Feſten ꝛc. hat folgende Merkmale: Der Menſch, der ſonſt meiſtens in einer einſeitigen Thätigkeit, wenn auch an einem noch ſo intereſſanten und fruchtbaren Gegenſtand, ſich abmattet, oder, einer Anregung entbehrend, in Un-

thätigkeit verſinkt, fühlt ſich nun in ein Element regen Lebens aufgenommen, wo ihm vergönnt iſt, gegen die andern Menſchen und die übrige Umgebungen die ihm angemeſſenſte Stellung zu nehmen, und ſich ſelbſt mit ihnen in reine Conſonanz zu ſtimmen. Er wird zur Mittheilung des lang in ſich geſammelten angeregt und zum Aufnehmen des lang entbehrten empfänglich gemacht; er wirft die Kruſte fehlerhafter Individualität, die Auswüchſe der Einſeitigkeit ab, oder giebt ſie der allgemeinen Laune und Ironie preis. Das Beſtreben jedes Einzelnen, nicht in ſich, ſondern in andern zu leben, bringt endlich das allgemein geltende, die höhern Beziehungen des Daſeyns, den Durchſchnitt des Lebens an die Oberfläche. Die Fülle der in die Mitte gebrachten Gegenſtände macht, daß keiner zu lange bearbeitet, daß an dem in die in Runde gehenden Becher der Luſt nur der oberſte Schaum abgeſchlürft wird. So wird dann das geſellſchaftliche Leben ein verſchönertes Bild des allgemeinen Lebens, das zwiſchen ſeinen Extremen ſich raſch und fröhlich fort

entwickelt, und zugleich die Garantie desſelben.

11.

Das Heitere iſt ſtets irgendwo, und wird auch in jeder Sphäre gefunden. Es giebt keine noch ſo düſtere Zeit und keinen noch ſo ſchauerlichen Winkel der Erde, wo nicht das heitere Element durchbräche. Es wäre Beleidigung des Weltgeiſtes dieß nicht anzuerkennen. Die Natur, das Leben ſind von unerſchöpflicher Heilkraft und Geſundheit, und überall, wo ſie durch die ſich anſetzende Rinde des Veralteten, Krankhaften, Verkümmerten, und der eigenſinnigen Mißbildungen durchbrechen, da erſcheint neues friſches Leben, und die Ausſicht auf ein freies Spiel desſelben.

Es giebt immer irgendwo ein Surplus über Abſpannung, Noth, Drang und Nothwendigkeit, eine reine Evolution, und wo dieſe hervortritt, da iſt Heiterkeit.

12.

In ſo fern das Heitere ſtets ein Relatives bleibt, wird oft dasjenige heiter genannt und empfunden, was eigentlich nur

ein sich erheiterndes ist. So findet derjenige, der durch die schrecklichen Schöllenen, über die Teufelsbrücke, durch das finstere Urnerloch in das Urserenthal eintritt, dasselbe ausnehmend heiter. Ganz anders würde es demjenigen erscheinen, der von einer freundlichen Ebene, mit mannigfaltigen Parthieen nicht überfüllt, herein träte. Ihn schrekten die unermeßlichen Felscolossen, die herabhängenden Gletscher, er vermißte Cultur und Vegetation, es erschiene ihm zu still und einsam, zu abgesondert von der übrigen Welt.

13.

Das Heitere im Allgemeinen ist also da, wo Licht und frische Luft und fröhliche Farbe herrschen, wo der Blik auf ein mannigfaltiges Leben harmonisch hinaus geleitet wird, wo ihm das Daseyn in seinen einfachen reinmenschlichen Verhältnissen begegnet, wo der Mensch in seinem Denken, Fühlen und sinnlichen Genießen harmonisch angeregt, eine ungestörte behagliche Erweiterung seines Lebens ahndet.

Das Einfach-Schöne erwekt die Selbstthätigkeit unſerer Phantaſie, und ſchafft ſich ſo ſeine Beiwerke ſelbſt. Das Gezierte, Prunkvolle, Bombaſtiſche will uns dieſer Mühe überheben, es will dasjenige äußerlich darſtellen, was wir im Nothfall ſelbſt hinzugedacht hätten, und erſchlafft uns, indem es uns überſättigt.

Man muß es den Moden ſchon erlauben, daß ſie toll werden, wenn ſie einige Zeit vernünftig geweſen ſind.

Das Abbild erſcheint kleiner, als der lebendige Körper. Puppen erſcheinen auf dem Theater, bei Licht, viel kleiner, als bei Tag auſſer dem Theater. Das Theater wird uns, wenn es in Action iſt, zu einem innern, es tritt wegen ſeiner verjüngten Geſtalt gleichſam ſo weit zurük, daß ſich für unſer Auge ſeine Verjüngung aufhebt, hiedurch verkleinern ſich auch die Figuren.

Bei den Statuen denken wir ſtets an das Coloſſale; wir finden in der Statuen-Welt wegen des gewohnten Maaßſtabes nur

das Uebergroße natürlich, also das Natürliche — klein.

Die Statue hat zum Maaßstab nicht die gewöhnliche tägliche Umgebung, wie die lebendigen Menschengestalten, sondern wir denken sie in öffentlichen großen architektonischen Umgebungen, dieß verkleinert sie, wenn sie auch schon noch in der Werkstätte steht.

Das äußerliche körperliche erscheint groß, was wir aber als ein innerliches anschauen, das verkleinert sich, es tritt vor dem äußern Auge zurük.

Hinter einem Rahmen macht sich alles zum Gemählde, durch einen Dachladen schneidet sich leicht ein schönes Stük Natur ab. Der Rahmen ist der Isolirschemel für die Materie des Schönen. Schon unser Auge, ja sogar unser Gemüth bildet eine Art Rahmen um die Gegenstände, ohne welche der Blik sich verschweifen, und der Geist nichts genießen würde. Oft trifft's sich auch, daß der Rahmen an dem schönen Gegenstand selbst ist.

Einiges über Kunſturtheile.

1.

Es iſt ſehr ſchwer diejenigen zu befriedigen, die bei viel Sinn und Bedürfniß, wenig Kenntniſſe vom Techniſchen, wenig Begriff von den Mühen der Kunſtausübung und wenig Literatur der Kunſt haben; — eben ſo auch ſolche, die einmal über das jugendliche Erſtaunen bei der Anſchauung einer ſchönen Lebendigkeit hinweg — und doch noch nicht bei der Gediegenheit eines geläuterten Geſchmaks angekommen ſind. Sie wollen, wie ehemals, durch jedes Kunſtwerk in einen Himmel auf Erden verſezt werden, und doch machen ſie tauſendfach mehr, und oft ganz unvereinbare Foderungen.

Am beſten iſts freilich, ſolche Gemüther im Sturm hinzureiſſen, denn, läßt man ſie zur Ruhe kommen, ſo geht nichts über ihre Zumuthungen, und „jeder iſt ein anderes (unerſättliches) Thier."

2.

Die Verneinenden, die kalten Abtheiler muß man selbst ins Spiel zu ziehen suchen; sie müssen Hand anlegen, dann sind sie die Billigsten, und mit jedem Erfolg zufrieden, denn er ist zum Theil durch sie bewirkt.

3.

Ein allgemeines Urtheil über einen Gegenstand fällen, ist leicht; ein detailirtes über das Einzelne, ein motivirtes ist schon schwerer, aber das schwerste ist wohl ein generelles, generisches. Das erste fällt unser Gemüth unwillkührlich, zum zweiten gehört Talent, zum dritten aber Genie, und es thäte Noth, man entwickelte mit dem Urtheil die ganze Theorie der Kunst und der einschlägigen Kunstgattung.

4.

Manche gehen in das Theater, als wäre es ein anatomisches.

5.

Der Schöpfer hatte Freude an allem, was er gemacht hatte. Der Mensch, der diese Herrlichkeiten genießen darf, ist oft sehr unzufrieden.

So ist überhaupt die Freude des Schaffenden, unter dessen Händen und Augen sich etwas entfaltet, sei es Statue, Gemählde, Gedicht, Park ꝛc. eine ganz andere, als die des Genießenden.

6.

Die Unzufriedenen sind oft sehr scharfsinnige Urtheiler. Es ist, wie wenn jedes Ding, das ihre innere Entzweiung nicht zu heilen vermag, darum herhalten müßte. Sie merken nicht viel darauf, was eine Sache ist, und seyn kann, sondern nur, was sie alles nicht ist.

7.

Man hört so oft den Gemein-Plaz: Es ist leichter tadeln, als besser machen!

Will man damit sagen, jeder solle nur über dasjenige urtheilen, was er selbst erfoderlichen Falls besser machen könnte, so ist dieß eine höchst unbillige Foderung.

Jeder Eindruk, von der zarteſten Berührung bis zum tief-innigſten Erregtwerden, vom leiſeſten Ahnden bis zum klarſten Schauen kann in einem Urtheil an den Tag gegeben werden. Und warum ſollte ſich

nicht jedes äußern dürfen, wenn es nur auch zugleich den Standpunkt bezeichnet, von dem aus es gefällt iſt? Es kann niemand verwehrt ſeyn, zu ſagen, wie es ihm iſt; ſo tadelt es jeder, wenn ihn der Schuh drükt, ohne darum einen beſſern machen zu können.

Die Kunſtkräfte arbeiten heraufwärts, ſie behandeln die rohe Maſſe, und veredeln ſie bis zu ihrer vollkommenen Erſcheinung, bis zum ſchönen Eindruk; das Urtheil macht den umgekehrten Weg, es fängt beim Eindruk an, und ſteigt gegen die Technik hinab. Man kann nicht fodern, daß es ihn ganz verfolge, wohl aber daß es keine Stufe vorſchnell überſpringe, ſondern richtig gehe, ſo weit es geht.

Ueberall alſo, wo unzureichende, unberufene und doch arrogante Kunſtkräfte ſich blicken laſſen, oder ſolche, bei denen unhaushälteriſch verfahren, und Zeit und Gelegenheit ſchlecht benuzt wurden, da tritt gerechter Tadel ein. Aber eben weil die meiſten Urtheiler immer nur durch die Erſcheinung des nach ihrem Sinn Vollkom-

menen, überraſcht ſeyn wollen, und auf das, was unter den gegebenen Umſtänden dem Künſtler möglich war, keine Rükſicht nehmen, ſo iſt jener zurechtweiſende Gemeinplaz aufgekommen, der den Urtheiler ermahnt, ſich in die Lage des Schaffenden zu verſetzen.

Die Kunſt iſt nicht unter der Natur, und nicht abſolut über ihr, ſondern die Natur ſelbſt, und das Leben, — aber ſo zubereitet, daß der Sinn, das Gemüth jedes Ding nach dem höchſten Ausdruk, deſſen es fähig iſt, zu genieſſen bekommt. Es kann das Gemeinſte durch Kunſt ſeine Apotheoſe feiern, aber hieraus entſtehen freilich nur Gelegenheits-Kunſtwerke. Die höhere Kunſt wählt aus dem Individuellen aller Art ſelbſt nur dasjenige, was die Weſenheit dieſer Individualität am edelſten ausdrükt, was gewiſſe Eigenſchaften und Vorzüge, die ſonſt vertheilt, und in längere Zeiten, weitere Räume auseinander gezogen und ſo zu ſagen verdünnt erſcheinen, in ſich concentrirt.

Man verzeiht einem Dilettanten, wenn er am productiven oder reproductiven Bilden und Darstellen des Einzelnen seine Freude hat, unbekümmert, ob es auf andere, die diese Schöpferlust nicht mit ihm theilen können, auch als Ganzes, einen erfreulichen Eindruk mache. Der Künstler fodre diese Nachsicht nicht. Eben so mag auch der Dilettant nur seine Lieblingsstücke geben, der Künstler aber sei Meister seines Fachs.

Wir tragen viel in uns, können es aber nicht an die Oberfläche bringen. Der Meister in einer Sache ist eben, der dieß kann.

Um von dem Reichthum des Lebens in uns etwas darzustellen, dazu gehört die größte Lebendigkeit der Anschauung, die durch keine Behandlung zerstört wird, die Fertigkeit des Manipulirens, des Worts, des Zeichens. In nichts täuscht sich der Mensch so auffallend, als eben darin, was er sich aus der Tiefe seines Gemüths an die Oberfläche zu bringen traut.

Man bekommt jezt überall so viel Musik zu hören, daß man verlegen wird, wo man in seinem Gemüth den Text dazu hernehmen will.

Nimm einem Dichter seine Jugend, so nimmst du ihm seine Poesie.

Man lernt aus keinen Schriften weniger als aus den satyrischen und witzigen, wenigstens in Betracht des oft so reichlich in sie niedergelegten Geistes. Dagegen sind die einfachen, naiven voll fruchtbaren Gedankenstoffs. Sie sind dem Brod zu vergleichen, jene dem Salz.

Man sagt von Mozart, er sei lebenslang ein Kind geblieben. Mußte er nicht gewissermaßen ein Kind bleiben, um so groß, so voll geistiger Durchsichtigkeit zu werden! Was würden wir leisten, wenn wir auch so kindlich bleiben und doch täglich wachsen könnten in unsern Virtuositäten! Was hilft es, besonders einem musikalischen Genius, die monotonen Identitäten und Parallellismen der gemeinen Welt kennen zu lernen?

Das Leben ſteht ſo überreich vor uns, aber wir wollen nur wenig. Nur in beſondern günſtigen Fällen geſchieht es, daß das Leben ſich coniſch ſtellt, daß Eines hervortritt, ſeiner Eigenthümlichkeit Plaz gewinnt, ſie entfaltet, und das andere in den Hintergrund zurükdrängt. Kunſt iſt in dieſer Hinſicht der Gegenſaz vom Leben, als welches nemlich alles in ſeiner bunten Vermiſchung hinſtellt, und durch Menge und Identität den Eindruk ſchmälert.

Verſuche nichts darzuſtellen, was du nicht mitgelebt, oder in einer verwandten Sphäre, die richtige Vergleichungspunkte darbietet, erlebt haſt. Es wäre der Mühe werth, bei allen Schriftſtellern, die über große oder tiefe Angelegenheiten der Menſchheit geſchrieben, nachzuforſchen, in wie fern ſie aus ihrem eigenen Leben die Vergleichungspunkte zu ihren treffenden Darſtellungen nehmen konnten.

Ueber Störungen beim Kunſtgenuß.

Es war eine Geſellſchaft von Verehrern der Kunſt verſammelt. Die Rede kam auf die ſo häufig eintretenden Störungen der Kunſtgenüſſe, die zum Theil von der Eigenthümlichkeit des Genießers, zum Theil von der Sache, und den ſie begleitenden Umſtänden herrühren. Man wurde darüber eins, daß jeder ſeine Klagen und Wünſche vorbringen, und ſeine Eigenthümlichkeit in dieſem Bezug preis geben ſollte, weil das Beſprechen das größte Uebel mildere, und auch etwa der erſte Schritt zur Abhülfe werden könne. Es iſt nicht zu läugnen, daß wir uns bei dem Ideal eines Kunſtfreundes alle dergleichen individuelle, zum Theil ſogar hypochondriſche Beſondernheiten entfernt denken müſſen; da aber doch mancher Leſer in der folgenden Galerie ſeinen Leidensbruder finden dürfte, ſo mögen dieſe nach der Reihe ſich hören laſſen:

A*. Ich läugne nicht, daß ich hundertfach durch die moderne Zeit in meinen Kunſtgenüſſen geſtört werde; nicht etwa durch beſondere Beeinträchtigungen von ihrer Seite, oder weil ſie in allen Branchen nur Schlechtes hervorbrächte und zu genießen gäbe, ſondern durch ihr Seyn und Weſen überhaupt. Ich kann in dieſer frivolen Welt zu keiner Kunſtandacht kommen, es riecht mir alles nach ihrem frivolen Dunſt. Ich könnte es mit einem Wort den Reſonanz des Schönen in eine hiſtoriſche Tiefe, in einen phantaſiereichen Hintergrund nennen, was ich leider überall vermiſſe. Ich wollte, wir lebten noch in den alten Zeiten!

B*. Mich treibt zwar ein mächtiges Bedürfniß zur Kunſt, aber mein eigenes Leben iſt mir doch Anfang und Ende. Homer und ſeine Helden haben gelebt, ich will auch leben! Ich begreife keine antike Größe, als wenn ich mich in meinem innern Selbſt ſo groß als möglich fühle; ich empfinde keine Schönheit irgend eines Zeitalters, und will keine empfinden, wenn nicht zuvor die Stellung in meinem eigenen

Leben ſchön und gut iſt; wenn ich etwas Würdiges treibe, ſo begreife ich die ähnlichen Beſtrebungen der ſchon lange in die Unterwelt Hinabgeſtiegenen, oder durch weite Räume von mir Entfernten; nur in meinem eigenen Daſeyn finde ich die verwandten Accorde für die Töne aller Zeiten und Länder; nur durch das Jezt iſt mir das Einſt, durch das Hier — das Dort; Sagt, ob mir nicht die Zeit Recht giebt? treibt nicht auch ſie in Wiſſenſchaft und Kunſt immer nur dasjenige mit Ernſt und Wärme, mit Liebe und Erfolg, zu was ſie durch die Intereſſen der Gegenwart, durch das, was im Völkerverhältniß, in Staat, Kirche und häuslichem Stand Bedürfniß und Noth iſt, angefeuert wird? Und daß ich es nur vollends herausſage, alles übrige, was nicht von dem Menſchen, dem Menſchenverein in gerader Aufſteigung ausgeht, und auf ſie zurükwirkt, und trüge es auch die glänzendſten Namen, ſcheint mir nur Kinderey, oberflächlicher Kitzel, vorübergehender Augen- und Ohren-Reiz, und Spielerey. Ihr ſeht nun ſelbſt, wie oft ich bei ſo be-

wandten Dingen in meinen Kunſtgenüſſen geſtört, wie ſelten ich befriedigt werden möge.

C*. Ich habe die große Tour durch Europa gemacht, das Schönſte, was Deutſchland, Italien, Frankreich und England darbringen, das habe ich geſehen und genoſſen. Und nun — das unſelige Vergleichen! Ich wollte, daß alles vollkommen wäre!

D*. Ich kann nur genießen, wenn ich ein ganz reines Gewiſſen habe. Die Kunſt muß mir ein ſüßer Lohn für den ſauern Schweiß des Tages ſeyn; auch mag ich die Koſten nicht gern von der Zukunft borgen. Kunſt iſt mir eine Art Luxus, den man nur vom Ueberfluß beſtreitet. Ich will ſtets das Recht zum Genuß haben.

E*. Ich fühle leicht Langeweile bei einem Kunſtgenuß, an welchem ich nicht zugleich Mitarbeiter bin. Ich will näher beſchäftigt ſeyn, als nur durch das Anſchauen, und ich habe eine bängliche Unruhe, ich fühle einen quälenden Kitzel, wenn ich mich zu einer Kunſtausübung geſchikt fühle, und unthätig da ſitzen muß. Ich möchte wo

möglich immer Künſtler und Zuſchauer zugleich ſeyn.

F*. Ein heiterer, freier Sinn iſt eine unſchäzbare Himmelsgabe. Ich bin leider ſo oft mißgeſtimmt! Es mag wohl zum Theil körperlich ſeyn. Ich gehe das einemal mit leicht rührbarem Sinn zu dem Kunſtgenuß. Ein Wort, ein Accord regt eine Welt von Gefühlen und Gedanken in mir auf, und trägt mich über die gemeine Wirklichkeit hinweg in eine ſchönere Lebens-Region. Das anderemal fühle ich mich ſtumpf, verholzt; und ärgere mich, daß mein Gemüth ſo gar keiner Vibration fähig ſeyn ſoll. Ich möchte dann den ſchweren Erdenleib abſtreifen können, um ganz Seele zu ſeyn.

G*. Ich hoffe nicht verlacht zu werden, wenn ich behaupte, daß unſer Verlangen nach Kunſtgenuß, wie andere geiſtige oder körperliche Bedürfniſſe, einem Geſez, einer Ordnung, einer Stufenfolge unterliege.

So wie wir in unſer phyſiſches und wiſſenſchaftliches Daſeyn Ordnung und Syſtem bringen wollen; ſo ſucht ſich auch unſer

aeſthetiſches, oft ohne daß es uns zu deutlichem Bewußtſeyn gelangt, zu regeln, und ich finde eine, ſo zu ſagen, coniſche Stellung als die beſte, und dieſem verborgenen Bedürfniß angemeſſenſte. A Jove principium! Die religiöſen Kunſtgenüſſe zuerſt, dann herabwärts zum heitern Weltlichen.

Ich höre z. B. nicht gern Muſik verkehrt, die Oper vor dem geiſtlichen Oratorium, den Walzer vor dem Choral; ja es will mir die ganze Woche kein Theater ſchmecken, wenn ich Sonntags nicht eine erhebende Meſſe von Mozart oder Hayd'n gehört habe.

Ich wollte, daß man vor allen Dingen mehr auf den religiös-aeſthetiſchen Genuß verwendete, denn erſt durch ihn erhalten auch die übrigen ihren gehörigen Ton und Farbe!

H*. Mich ſtören ſo oft die Privatverhältniſſe, das gemeine Treiben, der kleine Krieg des häuslichen Lebens. Es ſchwirrt und ſurrt und ſchnarrt mir ſo viel um die Ohren, ich werde von ſo verſchiedenen Seiten geſtoßen und gezogen, daß ich mich

ſelten auf den Iſolirſchemel retiriren, und die elektriſchen Ströme der Kunſt in mich aufnehmen kann.

Wenn ich Homer und Sophokles, oder Taſſo und Shakespeare in die Hand nehme, ſo iſt mir oft nicht anders, als ſollte ich die coloſſale Statue des Herkules oder Apollo in meiner engen Kinderſtube aufſtellen.

J*. Ich komme zu keiner Attention und Wärme, wenn ich nicht in einem Kreis harmoniſcher Freunde genieße; Es wird mir in Kirche und Theater bange, wenn ich kein der Wärme, des Enthuſiasmus fähiges Publikum die Bänke füllen ſehe, oder im Ermanglungsfall doch ein Häufchen Gleichgeſtimmter finde.

Ich muß mich zum Herrlichſten zwingen, wenn ich es allein genießen ſoll. Ich nehme alles zu eng; erſt wenn ich harmoniſche Gemüther vom nemlichen erhoben und bewegt ſehe, erweitert ſich auch das meinige, indem es zu ſeiner eigenen Wonne auch die geahndete der Uebrigen aufnimmt. Ich fühle mich nie tiefer befriedigt, als wenn ich ſehe, daß, was mich entzükt, auch die

Freude meines Zeitalters, meiner Nation, meiner Gemeinde, meines Freundezirkels iſt, — daß nicht nur ich, ſondern daß mit mir auch die Mitwelt ſo zu ſagen durch den Genuß hindurch geht.

K*. Ich bin ſo vordringlich, ich weiß zu viel, ich habe entſezlich viel geleſen! O könnte ich an mich halten, verweilen, mit kindlichem Sinne ruhen auf dem ſchönen Gegenſtand! Aber ſo iſt des Schönen ſo viel, daß es ohne Rükſicht auf Zeit und Ort auf uns losdringt. Was können wir anders thun, als geſchwind eine flüchtige Notiz davon nehmen und forteilen, um fertig zu werden? Wie eine Chriſtbeſcherung ſollte uns das Schöne ſeyn, leider müſſen wir es oft wie eine Muſterkarte behandeln.

L*. Wenn es beim Genuß der Kunſt auf lebendiges Hervortreten der Geſtalten in uns abgeſehen iſt, ſo wünſchte ich immer in dem eigenthümlichen Elemente zu leben, aus dem die Kunſtwerke entſproſſen ſind, oder in welchem ſie am lebendigſten genoſſen werden können.

Man muthe mir daher nicht zu, den Shakespeare blos zu leſen. Ich habe keine Kraft in mir, ſeiner Geſtaltenwelt Leben und Relief zu geben, wenn ich nicht mitunter eines ſeiner Stüke auf dem Theater von braven Künſtlern kann aufführen ſehen, oder wenn ich es nicht zum Gegenſtand einer deklamatoriſchen Uebung im Kreis vertrauter Freunde mache.

Ich weiß nicht, was ich bei den Antiken in den Sälen von Paris empfände, aber das habe ich gefunden, daß die von verſchiedenen Kirchen in eine Galerie verſammelten Altarblätter mich nie ſtark ergözten.

Man könnte mir vielleicht nachſagen, ich ſei froſtiger Natur, und müßte zuerſt durch die Atmoſphäre erwärmt werden, wenn die dem ſchönen Gegenſtand entſtrömende Glut etwas an mir verfangen ſolle; mir zu lieb werden doch wohl die alten Rhapſoden nicht wieder auferſtehen, und Homers Geſänge rezitiren ꝛc.

Dem ſei, wie ihm wolle. Auf den hinterſten Bänken im großen Amphitheater der Kunſt kommen mir leicht fremde Gedanken;

um recht zu ſehen, und warm zu fühlen, mag ich gern dem Proſcenium ſo nahe ſeyn als möglich.

M*. Verehrte Klagherren! laßt mich zum Schluß mein Bedauern darüber äußern, daß ich bei manchem göttlichen Kunſtwerk dadurch um allen Genuß komme, daß alle Welt mir zuruft, wie göttlich es ſei, und was ſie dabei empfinde. So ſtehe ich vor der Gruppe des Laokoon immer ſo kalt, daß ich über mich fluchen möchte. Ich ahnde aber woher es kommt. Ich hatte zuvor Winkelmann, Leſſing und Göthe darüber geleſen, und ſtatt daß mich das erſte Anſchauen bezaubert, erſchüttert hätte, und dieſes freudige Erſtaunen ſich beim wiederholten Anblik in milde Empfindungen, in fruchtbare Gedanken aufgelößt haben würde, ſo fiel jezt der erſte Eindruk in die ausgetretenen Fußſtapfen des aus Büchern geſchöpften Schattenbildes, es war an keine Entfaltung einer neuen Welt in meinem Innern zu denken, da mir ja das Beſte ſchon gegeben und bekannt war; dieſes nachzuempfinden, war ich aber nicht im Stande,

eben weil aller Gährungsſtoff in mir verbraucht war.

Eben ſo iſt mir der Monolog Hamlets: „Seyn oder nicht ſeyn" durch Bücher und Geſpräche rein getödtet worden, und nur ein großer Schauſpieler vermöchte ihn mir wieder ins Leben zu erwecken: und ſo noch manches andere, was ich nicht nennen mag.

Ich möchte alſo die geſammte Welt der Lehrer inſtändig um folgendes bitten: Prediget nicht theoretiſch über Vortrefflichkeiten irgend eines Dings, ſondern laßt ſie praktiſch ſelber finden. Lenket den Blik auf das Schöne, aber laßt es nicht merken, daß ihr lenket. Macht, daß eure Zöglinge nicht im Gedränge der Objekte, im Gewirre der Welt an dem Köſtlichen vorübergehen, aber wenn ſie es nun fixiren, ſo bringt ſie nicht um die Kraft und Luſt des Einſaugens, dadurch, daß ihr ihnen deſſen Werth eingießt!

Dichten iſt wirklich ein Verdichten des auseinander gezogenen Lebens.

In jeder Entfernung iſt uns der ſchöne Gegenſtand ein anderer, und macht eine andere Wirkung auf uns, denn er iſt Theil eines andern Ganzen.

Jedes Kunſtwerk ſollte ſich mit irgend einer Seite an die National-Intereſſen der Gegenwart anſchließen. Dieß wäre ein Leiter für die genießenden Gemüther. Daß dieß oft nicht der Fall iſt, bewirkt eine Kälte gegen vortreffliche Werke, von der man bei den Alten und unſern Vorältern keine Spur hat.

Wir erhalten in neuerer Zeit ſo oft Kunſtwerke und Kunſterſcheinungen, die von auſſen herein, von der Peripherie her gebildet ſind, ſtatt aus dem Centrum eines reichen Lebens hergequollen zu ſeyn. Da das Leben für Noth und Bedarf ſorgt, ſo wollen wir bei der Kunſt keine Dürftigkeit, keine krampfhafte Anſtrengung, ſondern eine Gabe, die auf innere Fülle ſchließen läßt.

Gothiſche Bauart vermählt das Ungeheure in Höhe und Tiefe mit dem Leichten,

Zierlichen. Sie geht auf das zugeſpizte, auf Verzweigung, auf Wiederhall, auf Hell-dunkel, welch lezteres ſchon der äußere Anblik erſcheinen läßt.

Alle künſtleriſchen Bemühungen verlangen einen tiefen phantaſiereichen Hintergrund des Lebens, welcher ihnen in gewiſſen Zeiten fehlt. Wie eine Zeit iſt, ſo ſind ihre Werke, und genau genommen kann nichts anders entſtehen, als der Zeit gemäßes. Insbeſondere hat der religiöſe Hintergrund den größten Einfluß auf die Kunſt, weil ſie zunächſt an dieſer Lebenswurzel liegt. Kinder ſind von Natur poetiſch, weil ſie religiös ſind. An unſere Inſtrumente iſt der Dämpfer der Zeit gelegt, dieß ſtört die ſchönſten Genüſſe, denn die Kunſt will uns ganz.

Jedes Kunſtwerk hat ſeinen erſten, wahrſten, beſten Ort in der Sphäre, in welcher es entſtanden iſt, und es gehört immer Zwang, es gehören gewaltſame Mittel dazu, einen ſolchen Gegenſtand nachher, in ande-

rer Verbindung, enthoben ſeiner Zeit, ſeiner Veranlaſſung zu ſchauen, zu genießen, zu begreifen.

Was iſt die Wirkung eines Altarblattes, wenn es unter tauſend in einer Galerie aufgehängten Bildern, ſeine Würdigung pro rata dieſer Unzahl erhält, gegen die Wirkung, die es an dem ihm anfangs beſtimmten heiligen Orte hatte? Frommer Sinn, geiſtiges Bedürfniß hatten es beſtellt, tauſende beſahen ſchon das halbvollendete Bild in des Künſtlers Werkſtätte, tauſende harrten ſeiner Aufſtellung, tauſende ergötzen ſich während ihrer Andachtsverrichtungen an ihm, und eine Menge von Künſtlern und Kunſtfreunden wallfahrtet zu der Kirche, die ein berühmtes Bild in ſich verſchließt.

Alle überreifen Nationen denken bei ihren Anſtalten und Schöpfungen an das Naturgemäße, Nothwendige, Zwekmäßige zulezt. Bei ihnen iſt für die Wolluſt vor der Nothwendigkeit geſorgt.

V.

Aus dem Gebiet der Wissenschaft, des Studiums ꝛc.

Was iſt Zufall?

So gerecht die Foderung iſt, daß man denken ſoll, ehe man ſpricht, ſo ungerecht wäre es, zu verlangen, man ſolle nie einen Begriff ausſprechen, ohne auch ſeine Definition in petto zu haben. Es würde augenbliklich hiedurch ein Stillſchweigen entſtehen, gegen welches das der Carthäuſer-Klöſter noch ein Lärmen ſcheinen könnte.

Man bedenke nur, wie wir überhaupt zu Begriffen gelangen. Von Kindheit an hören wir das Wort gebraucht, um im Zuſammenhange mit andern eine lebendige Welt von Dingen und Beziehungen zu bezeichnen. Unſer weicher, alles noch ineinander fließend ſchauender, Sinn vermag anfänglich blos dunkel zu ahnen, welche Dinge, welche Beziehungen dem oder jenem Worte gehören;

aber dadurch, daß das eine Wort immer ungefähr für den nemlichen Gegenstand gebraucht wird, rundet ſich für die wachſende Faſſungskraft die Sphäre eines Begriffs mehr und mehr ab.

Eine tauſendfache Wiederholung iſt's, die in dem bildſamen Geiſt endlich einen Begriff um den andern aus einem nebelichten kometen-artigen Weſen zu einem feſtern Kern ausbildet.

Mit körperlichen Dingen und ihren handgreiflichſten Beziehungen kommt die Seele früh in's Klare, und Jedermann kennt die Freude, mit der ſchon unmündige Kinder ihre Umgebungen benennen, und ſtets wieder erkennen. Nicht ſo aber bei allen tiefer liegenden Beziehungen. Ungebildete kommen häufig in den Fall, dieſelben unrichtig zu bezeichnen; die Gebildeten fühlen, daß ſie rükſichtlich ihrer Begriffe noch täglich und ſtündlich in jenem Abrundungs-Prozeß begriffen ſind, und ſelbſt der Philoſoph kann nicht läugnen, daß jede neue Erfahrung ſeine Theorieen bereichere, und daß er ſomit an jedem Tage ſeinen Definitionen etwas zulebe.

Der Begriff „Zufall" gehört hauptsächlich unter diejenigen, die bei den meisten noch nicht fertig, sondern erst im Werden sind, so daß wohl Jeder in vorkommenden Fällen instinktmäßig ausspricht, ob er ein Ereigniß für Zufall halte, oder nicht, ohne jedoch den ganzen Umfang dieses Begriffs beschreiben zu können. Gegen das feste Grenzenziehen jeder Sacherklärung verschwört sich der unendliche Gegenstand und die vieldeutige Sprache.

Folgende kleine Untersuchung möge also mit billiger Nachsicht gelesen werden.

* * *

Wenn Jemand mehrmals nach einander mit einem Würfel 6 Augen wirft, so werden wir aufmerksam, ob sich dieß auf die Construction des Würfels gründe. Ist lezteres der Fall, so ist auch für uns die Sache abgethan, wir zählen sie unter die durch mechanische Gesetze hervorgebrachten Erscheinungen.

Finden wir aber den Würfel gerecht, und auch sonst keine Taschenspielerei obwaltend, so nennen wir den Vorgang einen

Zufall, und ſetzen ihn in Gedanken allen bezwekten, oder durch phyſiſche Geſetze nach ihrem gewohnten Wirken herbeigeführten Erfolgen entgegen.

Denn, wenn ein Ereigniß durch irgend einen Willen gewollt iſt, wenn es zu einer organiſchen, oder ſonſt von Geſetzen beſtimmten Sphäre einen auf deren Natur ſich gründenden Bezug hat, ſo heißen wir es nie zufällig; es liegt ein Zwek, oder eine geſetz- und ordnungsmäßig wirkende Naturkraft zum Grunde.

Ein Menſch wirft nach einem Ziel, ein reifer Apfel fällt, ein Bliz zündet, ꝛc.

Gehört aber nicht jedes Ereigniß in der Welt zu irgend einer Sphäre, ſei es zu der eines Willens, oder einer geſezmäßig-wirkenden Natur? Wo bleibt ſonach der Zufall?

Auf einem gewiſſen Standpunkt kann freilich nicht vom Zufall die Rede ſeyn: das All iſt das Allnothwendige; jedes Sandkorn liegt vermöge der nothwendigen Geſeze des Seyns da, wo es liegt. Das Sonnenſtäubchen fliegt nicht minder geſezmäßig,

als ſich der Weltkörper auf ſeiner Bahn fortwälzt.

Aber unſere Sprache, ja unſer ganzes Weſen iſt nicht dazu geeignet, auf dieſem mehr erhöhten als erhabenen Standpunkt zu bleiben.

Der Chriſt kann als ſolcher auch nicht wohl einen Zufall anerkennen. Er ſieht bei jedem Ereigniß auf die Beziehungen, die es zu der Chriſtengemeinde oder zu einem einzelnen Gliede derſelben hat. Er findet in ſeiner Welt nichts, das nicht das Schikſal des Vereins oder des Individuums auf die oder jene Weiſe berühre, und ſo iſt er gewohnt, bei jeder Erſcheinung an das Walten der Vorſehung, an Leitung, Schikkung, Verhängniß zu denken, — alle caſuiſtiſchen Fragen aber, als außerhalb der Sphäre des ächten Chriſtenthums liegend, geradezu von der Hand zu weiſen.

Ein gerechter Würfel falle vielmahl nacheinander auf 6 Augen, ein Schüz treffe mit verbundenen Augen das Centrum, es gewinne Jemand mit einer lebhaft geträumten Nummer das große Loos, es geſchehe in der

Neu-Jahrsnacht mit dem Glockenschlage Zwölf ein Donnerstreich, so schreiben wir diese Zusammentreffungen dem Zufall zu, und abstrahiren hiebei augenscheinlich von der oberwähnten philosophischen und religiösen Ansicht, indem wir sonst diese Ereignisse für absolut nothwendig, oder für Schickung und Verhängniß ansehen müßten.

Was ist wohl das Gemeinschaftliche an ihnen?

Zwei Sphären berühren sich, es entsteht eine Wirkung, die durch ihre Bedeutsamkeit in uns den Gedanken veranlaßt, es finde ein der leztern proportionirter Verkehr zwischen jenen Sphären statt. Eine genauere Betrachtung zeigt uns aber, daß diese Sphären sich heterogen und rüksichtlich ihrer Causal-Beziehungen ganz eigenthümlich seyen. Nun wird uns die Erscheinung, die zuerst blos unsere Aufmerksamkeit erregte, erst auffallend, und, als ein gleichsam ohne Wurzel aufgeschossenes Gewächs, denkwürdig.

Je richtiger die Würfel gemacht sind, desto mehr haben sie, so zu sagen, Hang, mit allen Augen zu wechseln.

Dadurch, daß dem Schützen die Augen verbunden wurden, hat ſich die Sphäre ſeiner Willkühr von der des richtigen Scheibentreffens entfremden müſſen.

Was gehen die im Traum erſchienenen Nummern, und das rollende Lottorad einander an? Was der mathematiſch feſte Zeitabſchnitt der Neujahrs-Mitternacht, und die ewig hin und her wogende Elektrizität der Luft?

Dieſe ihrer Natur nach in keinem Wechſelverkehr ſtehenden Sphären haben ſich aber flüchtig berührt, und durch das Vorſpiegeln eines Cauſalbezugs unſer genaueres Anſchauen rege gemacht, welches dann das Verneinen dieſes Bezugs, oder den Begriff: „Zufall" ausſpricht.

Natur und Leben ſind voll von zufälligen Erſcheinungen, die aber meiſtens, ohne uns als Zufälle zu erſcheinen, vorübergehen.

Je mehr aber die ſich berührenden Sphären durch Eigenthümlichkeit contraſtiren, je unbedeutender die Aeußerung der aktiven Sphäre in Bezug auf ſie ſelbſt iſt, je bedeutender dagegen für die paſſive, — je

vielfacher die Möglichkeit bei der erstern war, statt des eingetretenen Bedeutenden, auch etwas Gleichgültigeres zu erzeugen, desto denkwürdiger ist der Zufall. Z. B. wenn ein Ziegel vom Dach den würdigsten Mann im Staat tödtet, wenn der Bliz gerade an dem Tage in den Pulverthurm schlägt, an welchem der Blizableiter ausgebessert wird, ꝛc. Der Contrast der zusammen treffenden Umstände bewirkt auch leicht das Lächerliche; z. B. wenn eine Gesellschaft im Speisſaale mit frohem Verlangen auf eine Lieblingsspeise wartet, mit welcher dann der Bediente zur Thür herein fällt.

Einige Bemerkungen über das Reich des Zufalls im Allgemeinen mögen hier noch Plaz finden. Da eigentlich bei Einrichtung der Welt auf den Zufall nicht gerechnet ist, so spielt er in ihr immer nur eine untergeordnete Rolle. Die vorurtheilsfreie Anschauung des Weltganges lehrt auch, daß alle nach großen Gesetzen sich evolvirenden Sphären ihre Laufbahn vollbringen, ohne daß ihnen der Zufall viel anhaben kann. Nationen, Anstalten, Individuen gleichen

im Zuſtand ihres Wachſens den Bienen, welche den günſtigen Stoff zu Honig und Wachs verarbeiten, das in ihren Stok eindringende Widrige aber überſpinnen und ſo unſchädlich machen. Die Zeit des Degenerirens iſt's eigentlich, die dem Zufall die Thore öffnet.

Niemand will gern ſein Gutes, ſeine Güter dem Zufalle danken; wer findet nicht lieber, daß er ſeine Lage, ſein Amt, ſein Weib ꝛc., mit Freiheit gewählt habe, oder wenigſtens durch eine gewiſſe Nothwendigkeit, die aus dem Verhältniß ſeiner Eigenthümlichkeit zur Weltumgebung hervorging, zu ihnen geführt wurde?

Dennoch iſt alles Mittelmäßige in dem Urtheil einig, daß das Große ohne günſtige Zufälle ſo hoch nicht geſtiegen wäre. Aber damit iſt eigentlich nichts geſagt. Denn wo ſoll dieſes Gewinnen durch den Zufall begonnen haben? Als die erſten Faſern zu dem herrlichen Keim ſich zuſammen webten? Oder wie dieſer das ihm angemeſſene Erdreich fand? Oder als der junge Stamm ſeine Wipfel in ein homogenes Ele-

ment hinaufrekte? Das Selbſt und die Welt ſtehen ſich eigentlich bei jeder Unternehmung, bei jedem Lebensgewinn, gleich und gleich gegenüber, und es giebt für keinen ein Glük, der es nicht zu benutzen verſteht. Wollte man ſagen, der oder jener große Held, Staatsmann, Künſtler ꝛc. wäre, unter andern Umſtänden geboren, nur ein groſſer Schuſter oder Tiſchler geworden, ſo heißt dieß ſchon Alles zugeben, denn es iſt ja eigentlich nicht zufällig, unter welchen Umſtänden man geboren wird.

Was hindert uns, die Sache umzuwenden, und ſtatt ungünſtigerer Verhältniſſe noch günſtigere anzunehmen, und dann, da jede Kraft ein beſtändiges Verlangen hat, im reinſtmöglichen Element ſich umzuthun, — zu behaupten, das Große hätte ſolchergeſtalt noch unendlich viel größer werden können. Man geſtehe alſo, daß man ſchon groß ſeyn muß, um Zufälle zum Größerwerden benutzen zu können; man leihe den Dingen nur keine phantaſtiſche Größe, ſo wird man auch nicht nöthig haben, was bei ihnen durch nothwendige Geſetze ge-

ſchah, zum Theil wieder dem Zufalle zuzuſchreiben.

Zuweilen wähne ich, die geſammte Bücherwelt ſei der Repräſentant der eigentlichen, jedes Buch ein Partikelchen des Ganzen, und ich ſtehe dann mit ſchwerem Herzen in einer Bibliothek, da mir jede Bücherdecke als die Flügelthür zu irgend einer Merkwürdigkeit der abgeſchiedenen Jahrhunderte erſcheint; ich leſe jeden neuen Büchertitel, jede Rezenſion mit dem ſtillen Vorwurf, daß ich an das Buch ſelbſt nicht kommen werde.

In beſſerer Stimmung finde ich aber in jedem einzelnen Buch die ganze Welt, und ich kann dann einſtweilen die übrigen entbehren.

Wir ſchleifen ſtets an unſern Gläſern, um ja die Welt recht achromatiſch zu ſehen; zu ſehen wie ſie an ſich iſt, ohne den dummen Farbenrand, der nur die Kinder ergötzen kann.

Ueber den Schein bei Zeit und Raum.

Es wird nicht leicht jemand entgehen, daß uns die nemliche Zeit bald länger bald kürzer erscheint. Eben so der Raum. Wer sich gern über die erhaltnen Eindrücke Rechenschaft ablegt, der findet wohl unter andern folgende nähere Bestimmungen dieser Erscheinung:

Die erfüllte Zeit, diejenige, in der wir recht innerlich leben, recht nahe beschäftigt sind, wo sich die Detail-Thätigkeiten und Anschauungen einer größern unterordnen, wo eine Stufenfolge, eine schöne Proportion der Massen zu einander statt findet, erscheint uns kurz. Wer eine Bravour-Arie singt, eine Predigt hält, eine Schlacht mitliefern hilft, dem fliegt die Zeit. Je mehr unsere Berufsarbeit uns interessirt, je mehr dabei die Idee des größern Ganzen uns bei dem Bewerkstelligen des Einzelnen vorschwebt, je mehr wir hineingezogen werden, so daß

wir über dem Gegenstand die subjektive Anstrengung vergessen, desto geschwinder verlaufen die Stunden. Dem Wartenden, dem Kranken, dem Mißgestimmten, dem Unglüklichen, jedem der in einer unbehaglichen Lage ist, dem wird die Minute zur Stunde. In solchen Fällen ist dem Menschen eine gewisse monotone Anschauung oder Empfindung aufgedrungen, von der er nicht loskommt, und die jedoch ihrer Widrigkeit wegen nicht zuläßt, daß er sich in sie vertiefen kann. Er hat an ihr selbst einen lästigen Zeitmesser; das Schleichen der Minuten und Sekunden kommt ihm vors Bewußtseyn, und eben das Bewußtseyn von der Zeit ists, was sie verlängert, so wie der Zeitvertreib dann mit Recht so heißt, wenn er sie wirklich aus unserm Bewußtseyn zu vertreiben weiß. Der Unglükliche und Unthätige geht gleichsam ermüdet auf einer endlosen einförmigen Ebene fort, der Glükliche und Thätige wandert voll Kraft heitern Berghöhen zu; wenn jenem alle Entfernungen zum erlahmen weit vorkommen, so erscheint diesem, er mag rük- oder

vorwärts schauen, alles sehr nahe; sein Eifer und die Größe der Gegenstände verhüllen ihm das Maaß des durchlaufenen Weges. Dabei ist aber zu bemerken, daß demjenigen, der in einer gewissen Zeit eine Reihe mannigfaltiger und interessanter Zustände, unter mehrfachem Wechsel des Raumes verlebte, hintennach doch eine größere Zeit verflossen zu seyn scheint, als demjenigen, der eben so lange ruhig an einem Gegenstande fortarbeitete, der ihn anziehend beschäftigte.

Was den Raum betrifft, so erscheint erfüllter Raum größer als leerer; zu bearbeitender, durchzudringender noch größer als blos erfüllter; Erfüllung, Durchdringung ist verbreiteter Maaßstab. Der leere Plaz eines englischen Gartens müßte viel kleiner erscheinen, als lezterer selbst, ja ein geist- und geschmakvoller Künstler ist im Stand, einem Raum von mäßigem Umfang, durch Anlagen, die sich so zu sagen in unserer Phantasie austiefen, eine täuschende Größe zu verschaffen; und ich möchte dieß wirklich einen Probierstein des Ge-

nius eines Gartenkünstlers nennen. Ein französischer Garten erscheint immer kleiner als ein englischer, eine Allee nicht länger, obwohl langweiliger als ein abwechselnder Laubgang. Des Nachts scheint jeder Ort größer als bei Tag, weil die Phantasie ihn ausweiternd bevölkert.

Woher mag es nun rühren, daß beim Raum, verglichen mit der Zeit, das umgekehrte statt findet? Ich möchte den Grund darin finden, weil die Tendenz unsers Geistes auf Vertilgung der Zeit, der successiven Anschauung geht, hingegen auf Erfüllung und Würdigung des Raumes; weswegen auch, wie eben angeführt worden, eine durch angenehme Raumveränderung ausgefüllte Zeit wohl kurzweilig abläuft, aber doch nicht kurz erscheint.

Da der Zwek des Lebens nicht darauf gehet, daß es uns so kurz als möglich erscheine, sondern da jeder ihm eine fühlbare Länge wünscht, so ist diejenige Zeit die schönste, deren Dauer wir wohl bemerken, aber doch erst, wenn sie vorüber ist.

Möglich, Wirklich, Nothwendig.

Dieſe Begriffe ſind in ihrem höchſten Ausdruk eins. Alles Wirkliche iſt nothwendig, denn es iſt ein allſeitig bedingtes; eben ſo iſt aber nur das Wirkliche möglich, denn was das All nicht ins Leben ruft, das kann es auch nicht hervorbringen. Zwar iſt vieles denkbar, das zur Wirklichkeit käme, wenn ſich die Lebenskräfte auf daſſelbe lenkten, aber eben dieſe entſtehen ihm. Wenn z. B. jemand fragt, ob aus dem Kloz ein Apollo könnte geſchnizt werden, ſo iſt man geneigt, unbedingt: ja! zu antworten. Aber einmal fragt es ſich, ob nicht in dem Kloz Hinderniſſe liegen, die wir nicht kennen, bis wirklich der Verſuch gemacht wird, oder ob jemand ſich fände, der die wirkliche Apollogeſtalt aus ihm bildete. Es läßt ſich denken, daß noch zuvor Kloz oder Bildhauer zu Grund giengen. Meinen wir alſo die wirkliche Ausführung, ob dieſe möglich ſei, ſo legitimirt ſich durchaus erſt das wirkliche als möglich; meinen wir aber den

bloßen Begriff, das blos Denkbare, so ist der in dem Kloz als enthalten gedachte Apoll schon ein wirklicher; es ist eben so, als wenn wir fragten, ob überhaupt aus einem Kloz von gewisser Beschaffenheit (nicht aus dem Kloz A.) ein Apoll gebildet werden könne, worauf uns die Wirklichkeit mit vielen dergleichen Bildern antwortet. Die Frage nach der Möglichkeit ist also oft nur eine versteckte nach der Wirklichkeit.

Soll etwas ein blos reinmögliches bleiben, ohne je ein wirkliches zu werden, so muß in der Verbindung der Dinge näher oder entfernter eine Ursache vorhanden seyn, warum es nicht wirklich wird. Liegt diese im Reich der Nothwendigkeit, so ist der Fall für sich klar, wie aber, wenn sie im Reich der Willkühr und Freiheit läge? so daß nach dem oben angeführten Beispiel es blos von der Willkühr des Künstlers abhienge, ob er aus dem Kloz einen Apollo bilden, oder ihn als Kloz liegen lassen wollte, in welch lezterm Fall wir dann ein Reinmögliches hätten.

Hier gilt nur der Saz, daß der Mensch in Rükſicht auf das Gleichgültige wirklich nicht frei, ſondern der pſychologiſchen Nothwendigkeit unterthan iſt, daß ſeine Freiheit blos aufs moraliſche geht. Eine Möglichkeit ohne Wirklichkeit gehört alſo blos in das Reich der Gedanken, im Concreten aber, in der Sphäre der Weltkräfte iſt nur das wirkliche — möglich. Das All geht mithin auf in dem Inbegriff aller Möglichkeit, — eben ſo in dem aller Wirklichkeit, — und eben ſo in dem aller Nothwendigkeit.

So wie der Einzelne mehr frei iſt, als Gemeinweſen und Nationen, als das Allgemeinere, ſo iſt auch am Menſchen ſelbſt mehr Freiheit in den einzelnen Dingen, als in ſeinen allgemeinern körperlichen und geiſtigen Beziehungen.

Man muß eben ſo wenig literäriſch ſich der guten Geſellſchaft entziehen, und anachoretiſch leben, als bürgerlich.

Wahrheit.

Man hat oft gefragt, ob Thiere oder Engel sich nicht etwa alles anders vorstellen, als wir Menschen, so daß also all unser Wissen nur eine hypothetische Wahrheit, nemlich eben die Menschen-Wahrheit habe, weil es aus einer blos subjektiven Vorstellungs-Art hervorgehe.

Nicht nur wahrscheinlich, sondern nothwendig verhält sich jenes erstere so, da die Vorstellungen jedes Wesens aus der Beziehung des Objektiven zu seinem Ich entstehen.

Ein Fliegen-Auge sieht die Welt anders, als ein Menschen-Auge; Gestalten, Farben, Licht und Schatten, Größe ꝛc. sind ihm andere, als uns, eben so alle andere Sensationen. Dieß gilt nun auch von vollkommneren Wesen, weswegen auch ihre Begriffe, ihre Erkenntnisse, ihre Sprache von den unsern verschieden seyn müssen.

Ein Pferd ist also für die Fliege ein Fliegen-Pferd, für den Menschen ein Menschen-Pferd, und so fort.

Damit ist nun nicht gesagt, daß andern Wesen dasjenige falsch erscheine, was uns wahr ist; so daß sie also zu unserm: A gleich B sagten: A größer B ꝛc. sondern unser A und B ist ihnen unverständlich, und sie ahnden nur etwa, daß wir damit ihr a und b meinen, welche — Welt gegen Welt — unserm A und B korrespondiren.

Dem Fliegen-Pferd, Menschen-Pferd ꝛc. liegt immer das Pferd zum Grund, ein Selbst, welches die Möglichkeit aller der verschiedenen Vorstellungen enthält, und das Centrum dieser Radien ist. In so fern ist jede Vorstellung nur ein Versuch, mit der Subjektivität das Selbst der Objekte zu durchdringen. Eine wirkliche Erschöpfung ist unmöglich, sie würde uns als anschauend zerstören. Man kann in diesem Betracht schon jeden Sinn für ein besonderes Wesen ansehen, dem sich die Objekte auf eine eigenthümliche Weise offenbaren. Wollten wir also z. B. den Wassertropfen mit dem Auge nicht blos sehen, sondern auch seine übrigen Beziehungen wahrnehmen, so würden

die in demſelben gebundenen Stoffe das Auge im nemlichen Moment zerſtören.

Laßt uns alſo geſtehen, daß jedem Weſen die Welt eine andere iſt, weil keinem ſich die Welt ganz, wenn ſchon (weil keine Grenze bei dem in durchgreifender Wechſelbeziehung ſtehenden All denkbar iſt) die ganze Welt offenbart.

Es iſt dieß der Wahrheit der Vorſtellungen keineswegs nachtheilig, und ſie können demungeachtet ſubjektiv und objektiv wahr ſeyn. Es kommt zulezt blos darauf an, in wie fern der Menſchen-Geiſt, oder jeder andere, aus ſeinen, wenn ſchon die Objekte nicht erſchöpfenden, Vorſtellungen doch die ganze Welt aufbaut; ob er mit dem All in ſolchem Rapport ſteht, daß ſeine Vorſtellungen in ihrem Stufengang der ſtätigen Geneſis der Dinge folgen, unter ſich ein ihr analoges Verhältniß haben, alſo auch ſchrittweiſe mit ihr zuſammentreffen, und er ſomit ein richtiger (aber gleichviel wie geformter) Zeiger des ewigen Getriebes der Natur iſt.

* * *

Ob wir die Dinge an ſich ſchauen? Sonderbare Frage! „Schauen" und „an ſich" ſind das entgegengeſezte von einander. Wir ſchauen, wie die Dinge zu uns ſich verhalten. Das Anſchauen iſt die Beziehung der Dinge zu uns, das Produkt aus dem Es zum Ich, und das iſt genug. Ein Ding an ſich ſchauen, hieße, es auf einmal in allen ſeinen möglichen Beziehungen ſchauen, deren Zahl doch geradezu unendlich iſt. Das All iſt das Seyn der durchgängigen Wechſelbeziehungen, alſo hieße, das an ſich eines Dings ſchauen, das All ſchauen. In ſo fern iſt jedes Anſchauen eine Offenbahrung des Dinges an ſich, eine Ausſtrahlung von ihm auf uns; Es iſt nicht das Ding ſelbſt, weil es nicht das Ding ganz iſt, obwohl der Rapport des ganzen Dinges zu uns als Ganzen.

Das an ſich des Dings iſt identiſch mit dem Inbegriff ſeiner Beziehungen. Das Seyn geht auf im Werden, die Materie in der Bewegung, der Stoff im Akt.

* * *

[3] Gegen das unendlich Kleine und gegen das unendlich Große hin verläßt uns die Erkenntniß. Wer vermag den Bestandtheilen eines Körpers, z. B. eines Pferdes ins Elementare hin nachzugehen? wer vermag ihre wechselseitigen Beziehungen vor sein Bewußtseyn zu bringen?

Eben so auf der andern Seite.

Wem werden die Eigenschaften, die Tugenden, der Nutzen des Pferdes ganz klar? wer sieht die Beziehung desselben zur Menschheit ganz ein? wer vermag endlich die Nothwendigkeit des Pferdes im allgemeinen, das Wesen des Pferdmäßigen in der Natur nach seinem generellsten Ausdruk nachzuweisen? Wo nehmen wir unsern Standpunkt, um zu überschauen, welche Tantieme die Pferdsphäre vom Weltganzen ausmache?

* * *

[4] Das Leben der Natur fällt zwischen unser annäherndes Wissen, und unser Nichtwissen. So ist eigentlich all unser Wissen von negativer Art. Wir kennen die genaue und wahre Entfernung, den Bau, die Gestalt, den Lauf, das Wesen und Leben der

Weltkörper nicht, wir kennen kein Thier, keine Krankheit ꝛc. denn jede gesezte Bestimmung müssen wir ins unendliche durch nähere Bestimmungen, durch eine ewige Selbstcorrektion wieder aufheben. Es bleibt stets ein unauflöslicher Bruch übrig.

Wie kommt es aber, daß wir doch die Welt und ihre Beziehungen mit unserm Wissen zu fassen, zu umgreifen glauben, da doch das Ding nie gerade das ist, also gerade das nicht ist, was wir von ihm sagen?

Das All ist ein Cirkel, die Wahrheit zieht Polygone innerhalb und ausserhalb an ihn, und so können wir behaupten, daß wir ihn besitzen, ohne jedoch seinem ewig umbiegenden Laufe anders als durch Sprünge folgen zu können. Wollten wir diese auch noch so klein nehmen, so ist bekannt, daß ein Vielek von unzähligen Seiten doch nie ein Cirkel wird.

* * *

Wohl würden wir nach der Erkenntniß jedes weitern Weltkörpers die Erscheinungen unserer Erde mit einem allgemeinern, höhern

Blik überschauen, und der Einsicht näher rücken, welche Quote des Weltall wir sammt ihr eigentlich seyn mögen. Es ist unserm Forschen und Fühlen dadurch eine Grenze gesezt, daß wir immer nur Erden-Berge, Wälder, Meere, Thiere, Menschen, Staaten, Schiksale untereinander vergleichen können.

So sehr dieß ein Naturphilosoph bedauern möchte, so ersprieslich findet es der Weise, denn der schönste und interessanteste Planet kann dem, um was es der Menschheit eigentlich zu thun ist, kein Jota zusetzen.

* * *

Jeder Begriff ist gleichsam schon ein philosophischer Versuch, ein Unendliches, ein Wissen, das an das Allwissen appelliren muß, z. B. Grün, Gold, Ehre ꝛc. Es ist ein Fragliches, das durch kein Wort, keine Erklärung fixirt, umgrenzt werden kann, dessen kosmischen Ausdruk niemand kennt. Jede Antwort ist nur eine Palliativkur, und vermag die Schmerzen der Frage blos zu lindern, nie aus dem Grund zu heilen.

* * *

[7] Die Grenzen der Vernunft sind nicht von der Art, daß innerhalb derselben Klarheit, ausserhalb ihrer aber Dunkel wäre, sondern schon jeder Begriff, jede Idee hat ihr Unüberschwingliches, das All ist um nichts räthselhafter, als jedes kleinste Ding.

* * *

[8] Kein Wissen befriedigt, denn wir wollen eigentlich die Gegenstände nicht blos wissen, sondern leben, erleben, durch sie uns hindurchleben. Da wir nun als Lebende an eine Stelle, einen Standpunkt gebunden sind, so läßt sich uns dasjenige, was wir auf einer andern Stelle, von einem andern Standpunkt aus leben könnten, nur in schwachen Umrissen geben. Der Wissensdrang ist mit uns gebohren, aber kein Gott kann ihn uns, wie wir wünschen, befriedigen. Es ist des Menschen ewige Sehnsucht nach dem All.

* * *

[9] Wenn irgend ein Begreifen der Welt im Großen, ein Verstehen der Menschheit in ihren Tiefen möglich seyn soll, so hat

von je her der Geist sich metaphorischer, symbolischer Denkformen bequemen müssen; die Zusammenstellung der großen Beziehungen macht, daß sie in ein Bild zusammenfließen, wie demjenigen, der die Wolken mit einem allgemeinen Blik anschaut, und nicht mikroscopisch als Bläschen, dieselben zu Gestalten werden; das nemliche gilt bei den göttlichen Dingen. Wir finden die Denk- und Sprachweise mancher Zeitalter, Nationen und Stände lächerlich, wir dringen auf das an sich der Dinge, das eigentliche ist unser Losungswort; wir spalten und seciren, und wenn uns auch unter der Hand das Leben entflieht. Wenn durch die unbildliche Darstellung ein Raub an dem Leben des Bildlichen entsteht, so dürfen wir jedesmal annehmen, daß über beidem ein höheres Leben schwebt, das sich durch das Bildliche uns so gut möglich zu offenbaren gesucht hat.

* * *

10 Je nachdem die Welt von uns interpunctirt wird, je nachdem sind alle unsere Ideen und Begriffe, unsere Gefühle, Freu-

den und Leiden, unſer Anſchauen des Größten und Kleinſten. So ſieht z. B. der Chriſt die Natur, das Sternenheer, das Grab, Liebe und Leben nach ſeiner ihm eigenen Weltinterpunction an, er fühlt und denkt ihr gemäß. Reich Gottes, Welt; Geiſt, Fleiſch; Sünde, Reue, Vergebung, Anſchauen Gottes ꝛc. Bei jeder veränderten Interpunction giebt das Buch des Lebens einen andern Sinn. Welches iſt wohl der rechte? oder welches iſt der beſſere?

* * *

Der Aufklärer. Was machen Sie da?

Ramsden. Ich ſuche das Teleskop zu größerer Helle zu bringen.

A. Und wie gehen Sie das an?

R. Ich verengere den Geſichtskreis, mache noch ein Paar Blendungen hinein, und ſchwärze das Rohr an.

A. Ei Sie obſcurantiſcher Mann! Ihrer Gläſer bediene ich mich nicht; da lobe ich mir meine geſunden Augen. Der Himmel iſt doch zulezt, wie ich ihn ſehe.

R. Sie können ſich immerhin am Anblik des geſtirnten Himmels ergötzen, nur

müſſen Sie bei aſtronomiſchen Gegenſtänden nicht mitreden wollen.

* * *

»Wir möchten eigentlich ſtets wiſſen, was denn der alltägliche endliche Gegenſtand, das irrdiſche Verhältniß, auch im unendlichen, überirrdiſchen Reich gelte. Wir fühlen, daß das Endliche nicht nur dieſes alltägliche ſey; Unſer Ahnden, Fühlen, geniales Denken eilt unſerm Wiſſen und Erkennen in jene Region voraus, es durchbricht die Rinde der Gewohnheit. Kommen wir z. B. durch Wein und Freude erregt im All auf einen höhern Standpunkt, ſo werden tauſend neue Beziehungen frey; es iſt, wie wenn wir auf einmal eine innigere und leiſere Fühlung all unſerer Bande bekämen, wir ſehen mit Bedauern der bald wieder eintretenden Dumpfheit des Alltagslebens entgegen.

Nach Sokrates iſt das meiſte Lernen ein ſich beſinnen auf das, was man ſchon in ſich hat. Es läßt ſich auch bei genauerer Erwägung leicht einſehen, daß der

Menſch, der ſtets eine Welt in ſich trägt, ſchon dadurch bedeutend weiter gebracht werden kann, wenn durch Socratiſche Kunſt ihm das Halbvergeſſene zurükgerufen, das Verſchwommene feſter begrenzt, das Verwickelte iſolirt, das Flache gehoben, das Schlummernde erregt, das Einzelnſtehende mit dem Verwandten in Rapport geſezt wird, wogegen ihm in der nemlichen Zeit keine Kenntniß beigebracht werden könnte, durch die ſeiner Größe etwas Bedeutendes zuwüchſe.

In weſſen Seele aber die Grundanſchauungen fehlen, bei dem kann freilich auch alle ſocratiſche Hebammenkunſt nichts verfangen.

Die Naturwiſſenſchaft ſchließt bei dem vortrefflichſten Organismus „Menſch." Hier fängt aber erſt die ächte Menſchen-Wiſſenſchaft an. Welche Blüthen, welche Früchte hat dieſer Baum „Menſchheit" getragen?

Wir ſind nicht metaphyſiſch — aber wohl ſittlich frey.

Nothwendigkeit; Freiheit.

Wie wäre es, wenn man den gordiſchen Knoten zerhaute: „Nothwendig iſt in der Welt alles, was nicht frei iſt!" Mit dieſer Beſtimmung ſcheint mir genug gewonnen zu ſeyn. Ich nehme alſo überall Nothwendigkeit an, wo kein reiner Akt der Freiheit ſtatt findet. Die großen Sphären wälzen ſich nach ihrem nothwendigen Gang fort, und verſchlingen ſelbſt die Kämpfe, die Opfer, die Beſtrebungen der Freiheit. Sie ſind wie gefräßige Raubthiere, die ſich vom Blut der Freiheit nähren, ohne bedeutend dadurch verändert zu werden. Ich darf alſo in Leben und Geſchichte nicht mehr nach dem unermeßlichen Feld des Nothwendigen ſchauen, ſondern ich orientire mich nach den ſparſamern Acten der Freiheit. Jede Freiheit klingt in der Nothwendigkeit ab, wie ein ins Waſſer geworfener Stein Ringe hinausſendet, die ſich in der Waſſerfläche verlieren, ohne daß man angeben kann wo? umge-

kehrt trifft auch jede Nothwendigkeit da oder dort auf Freiheit.

Es können ſich die Sphären der Freiheit ſo durchkreuzen, daß für mich und meine Freiheit die größere Sphäre einer andern Freiheit eine relative Nothwendigkeit annimmt.

Abſolut frei iſt nichts denkbar, denn der Gedanke, der Entſchluß, muß ſogleich in der Sinnenwelt einen Körper annehmen, den er ſich nicht ſelbſt frei ſchaffen kann.

Eine zur Nothwendigkeit, zum eiſernen Gang verhärtete Sphäre kann durch einen gewaltigen Geiſt wieder erregt, und mit Freiheit durchdrungen werden; in den meiſten Fällen iſt es aber nur ein Schimmer von Freiheit der Menſchen, der um den unaufhaltſamen Gang der Sphären ſpielt. Die unendliche Menge der Freiheiten bildet zuſammen nothwendige Sphären, nur die ſich wechſeldurchdringenden Freiheiten bilden eine höhere Freiheit.

Die Begriffe: Grund und Folge, Urſache und Wirkung ſind, endlich ge-

nommen, jedermann verſtändlich, ſo bald ſie aber ins unendliche geſpielt werden, ſo überſteigen ſie unſern Verſtand, und wollen gleichſam das All in ſich oder zwiſchen ſich nehmen. Denn es hat kein einzelner Grund eine einzelne Folge als ſein ausſchließendes Produkt; keine Wirkung geht blos aus einer einzigen Urſache hervor. Wir werden unaufhaltſam vom Einzelnen aufs Ganze, auf den Urgrund, die Ur — Urſache getrieben. Und ſo wären denn dieſe und ähnliche Begriffe nichts anders, als — in ein Wort gedrängte Räthſel, was Gott und die Welt ſei.

Gelehrſamkeit geht ihrer Natur nach auf ein Entferntes, Vergangenes, auf Wiedererweckung eines Hinabgeſunknen, auf möglichſt klare Beſtimmung deſſelben nach allen ſeinen Theilen, und endigt damit, die Verhältniſſe der Gegenwart daran zu halten, und darnach zu beſtimmen.

Weisheit dagegen fängt beim Nahen an, beim Jezt und Hier; ihr Anfangspunkt und Angel iſt das „Kenne dich ſelbſt"

deine Nächſten, und deine und ihre Beziehungen, durch dieſe lerne dein Gemeinweſen, deine Nation, deine Zeit kennen, und nun erſt andere Zeiten und Länder, und ihre Begebenheiten.

Es kann keine große Gelehrſamkeit ohne Weisheit, keine große Weisheit ohne Gelehrſamkeit ſeyn, ja in ihrem höchſten Ausdruk congruiren beide, nicht aber in ihrem bedingten Erſcheinen.

Ewig anziehend bleiben jedem diejenigen Schriften, die den reinen Gegenſaz von ihm bilden. Er ſteht in ihrer Sphäre, aber ihnen gegenüber. Weniger geleſen ſind die ganz mit uns congruirenden oder uns ganz heterogenen.

Die Sinne ſind wirklich protenſiv. Man ſieht und hört hinauswärts; nur der Verlangende, Wollende, Sehnende ſchaut; für wen das Objektive kein Intereſſe hat, für den iſt es auch nicht da.

VI.

Aus dem Gebiet der Religion.

Glauben. Wiſſen.

Dem Denken offenbarte ſich Gott, aber nur dem Denken, in ſo fern es der geiſtige Gipfel eines allſeitig blühenden Lebens iſt. Denn dieſes höchſte Gut, welches die Menſchheit nur durch den Einklang aller ihrer Kräfte erwerben konnte, das kann die Kraft des Einzelnen, oder eine einzelne — z. B. die Denkkraft nie erringen.

* * *

„Fühle den Gott, den du denkſt."

Schiller

Denn du denkſt ihn nicht wirklich, wenn du ihn nicht fühlſt.

* * *

Gott iſt nur fürs Leben, ſo wie er auch nur im Leben anſchaulich iſt. Entweder, wir haben einen Gott, den wir fürchten, lieben, anbeten, auf den wir trauen, oder — das All iſt Gott.

* * *

Selbſt wenn uns Gott erſchiene, ſo müßten wir ihn doch nur glauben; — glauben, daß dieſe Erſcheinung Gott ſei. Wir müßten ihn ſchon in uns haben, um ihn zu erkennen. Es fragt ſich alſo, ob er den Menſchen nicht wirklich ſo unmittelbar als möglich erſcheine.

* * *

Jede Sphäre hat einen andern Gott. Die Naturphiloſophie kann nur das Abſolute dafür erkennen, die Weltgeſchichte den Weltgeiſt. Die Nationen haben einen geoffenbarten Gott, d. i. einen Verheißer, Helfer, Lenker, Erlöſer ꝛc.

Zu welcher Sphäre man ſich bekennt, deren Gott hat man. Darüber kann keiner.

* * *

Die Veränderung der Baſis eines Obelisken verändert auch die Spitze; ein anderes Leben macht einen andern Gott.

* * *

Gott iſt — ein ewiges Suchen und Finden Gottes. Man iſt ein Atheiſt, ſo oft man kein Bedürfniß zu ihm fühlt.

* * *

Wie soll Philosophie der religiösen Ideen mächtig werden? Religion ist, wenn man so sagen darf, Urgeschichte und Herkunft des geistigsten und leiblichsten Daseyns, ist die unmittelbare Vereinigung von Einst und Jezt, von dem Höchsten, Vollkommensten, Reinsten, und dem Gemeinsten, Vergänglichsten, Nächsten; dem höchsten Denken, Ahnden, Empfinden, und dem gegenwärtigsten kräftigsten Wollen und Handeln.

Wie sollte Philosophie mit dem bloßen Denken alles dieses nachconstruiren, und beherrschen können?

So wie der Regenbogen das auseinander gezogene Bild der Sonne ist, so ist das religiöse Jahr das auseinander gezogene Bild des Lebens Jesu. Jahrtausende schon steht dieser aetherische Farbenkreis und wird noch Jahrtausende in mildem Schimmer glänzen. Wer vermag es zu denken, daß er verlöschen, und einem andern Meteor Plaz machen werde!

Man sollte noch in Gleichnissen predigen, dann würde die zum Grund liegende Wahrheit selbstthätig in dem Hörer entstehen. So aber giebt man ihm eine Menge Wahrheiten geradezu, die ihn ermüden, und übersättigen, weil er zu wohlfeilen Kaufs zu ihnen kommt.

Das Gewissen ist nicht ein geheimnißvolles orakelmäßiges Etwas in uns; das Gewissen sind wir selbst in unserer ersten, einfachsten, reinsten Beziehung zu einem Gegenstand, den wir in unsere innere sittliche Welt aufnehmen sollen; und nur, weil wir uns selbst im Ganzen nur selten begreifen, kommt uns auch unser Gewissen als etwas geheimnißvolles vor. Jeder Mensch trägt in seinem Innersten das Bild einer schönen harmonischen Welt, und ein Blik zeigt ihm, ob sich eine fragliche Handlung freundlich oder feindlich, als Wohl- oder Mißlaut zu ihr verhalte. Erst wenn der Verstand in die nähern Beziehungen der Sache eingeht, entsteht dem Menschen zuweilen Verwirrung seines ersten Gefühls.

Daß die Catholiken das Abendmahl unter einerlei Gestalt geben, scheint mir seinen tiefsten Grund in der Tendenz des ganzen Systems zu haben, alle Zweiheit zu verdrängen, und alles wo möglich von einer obersten Spitze abzuleiten. Repräsentiren Brod und Wein, Leib und Blut des Herrn, so sind sie stets nur Theile von ihm, und Relativitäten. Aber eines soll als Absolutes oben thronen, um dem Glaubigen die höchste Ehrerbietung einzuflößen, und alles Denken in dem Schauer frommer Andacht untergehen zu lassen. So wird mir begreiflich, wie das eine Correlat zurükgedrängt wurde, und das andere, die Hostie, sich so ausbreitete, daß sie und das Bild des Herrn im Aug des Catholiken sich decken.

Von vorne her ist die Religion unüberwindlich; wie wir als Kinder in sie hineinkamen.

Ihr müßt den Leib des Herrn genießen,
Wollt ihr den Geist des Herrn versteh'n.

Das Tragiſche in der Religion.

Während man das Tragiſche in der Kunſt fodert, und die griechiſchen Tragiker als die höchſte Blüthe der griechiſchen, mithin wohl aller bisherigen Bildung preist, beklagt man ſich, daß unſere Religion den Geiſt, das Gemüth verdüſtere; man findet etwas Widriges in der Stimmung, in den Gefühlen, der Denkungsart, die ſie fodert, und bietet alles auf, um ſie in ihrem innern Geiſt, wie in ihrem äußern Erſcheinen, ſo heiter als möglich zu machen. Es fragt ſich, ob man daran recht thue, ja ob man überhaupt den beabſichtigten Zwek erreiche.

Man kann zwar zugeben, daß das Tragiſche in der Kunſt von etwas anderer Natur ſei, als das in der Religion, aber doch bleibt ſo viel gewiß, daß das Größte und Tiefſte, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, ſeinem Weſen nach nicht heiter und fröhlich —, daß alles Pathos nur tragiſcher Natur ſeyn kann.

Man sage, was denn dem Menschen oder der Menschheit überhaupt für ein Glük begegnen könne, das in etwas anderm bestünde, als — in dem Finden des homogenen Elements, in der Gelegenheit zur ungehinderten Fortentwiklung ihrer Keime, Anlagen, Fertigkeiten, in der Garantie eines behaglichen, gesunden, freudenhellen Daseyns?

Man sieht, wie schwer es ist, den Menschen mit einemmal dauernd zu beglüken, und wie wenig sich das Glük ohne Gegensaz unter einer geist- und herzerhebenden Form durch Kunst darstellen läßt. Man nehme dagegen Beschränkung, Druk, Sehnsucht, Verlangen, Noth; man denke an die Schreckensgestalt — Unglük, an die Abgründe der Leidenschaft, des Verbrechens ꝛc. Wie leicht ists, daß der Mensch in einem Moment ein großes, geliebtes Gut verliert, um das sein Herz nun lange Jahre trauert; wie lebt er sich in Frevel und Sünde mit unbesonnenen Schritten unmerklich hinein, bis ihn endlich an einem Tage die strafende Hand ereilt, und er seine übrige Le-

benszeit, von Schande und Schmach gedrükt, sein Haupt unter den Menschen nicht mehr zu erheben vermag; oder ein Augenblik des Affekts reißt ihn zu einer That hin, deren Andenken ihn Jahre lang foltert, und die er gern mit seinem Herzblut wieder aus seiner Seele wischte, wenn er es nur vermöchte. Man denke endlich an den Kampf großer Naturen mit den feindlichen Mächten des Lebens, mit den bösen Dämonen, die unter tausend Gestalten die freie Erscheinung des Lebens zurükdrängen, und das Gute darniederhalten wollen.

Man ahndet leicht, daß schon in aesthetischer Hinsicht nur im Tragischen das Daseyn in seinen größten Tiefen sich öffne, und daß der Sonnenschein des Lebens nur durch die oft furchtbaren Nächte desselben recht gewürdigt werden könne.

So wird ja auch das Gute und Schöne durch Ahndung, Entbehrung, Sehnsucht, Hoffnung, also dadurch, daß es in die tragische Atmosphäre eintaucht, — größer; so weint die höchste Wonne Freudenthränen, weil das größte Glük auf dem dunkeln Hin-

tergrund des bedrängten menschlichen Daseyns sich abhebt.

Sind die größten Helden der Geschichte und Kunst — tragische Helden, wie viel mehr muß es der Held des großen Drama seyn, an dem die ganze Menschheit mitspielt? Denn man bedenke, daß er nicht sowohl der Stifter der Religion, als vielmehr der Gegenstand derselben ist, daß sein Bild sie nach allen Dimensionen ausfüllt; wenn schon andererseits nicht geläugnet werden kann, daß die Zeit hin und wieder zu weit gegangen, daß jedes Jahrhundert über eine andere Seite seiner Schmerzen und Leiden geweint, und dieselben an seinem eigenen Leben darzustellen versucht hat.

So viel bleibt gewiß, jedes große Vorbild umfaßt das Leben in seinen größten Gegensätzen, Finsterniß und Licht, Abgrund und Lichthöhe, und tausende ahnden und kennen den Umfang des Daseyns nicht, weil sie sich nur in der Dämmerung wohlbefinden.

Man könnte noch hinzusetzen: je frivoler und kälter unsere Todtenfeiern werden,

desto kahler wird das Leben! je dunkler dagegen die Passions-Woche, desto sonnenheller der Auferstehungs-Tag!

Das Ehrwürdige, das Große würde in den Erwachsenen sich nicht fortsetzen, aber dadurch, daß das Kind seine Jugendbilder so spät als möglich losläßt, und im höhern Alter wieder zu ihnen zurükkehrt, und auf ihrer Realisirung beharrt, dadurch wird der Welt das Heilige bewahrt. Je frühreifer, altkluger die Kinder werden, desto mehr schrumpft das Große ein. Eine lange Kindheit und ein heiteres Alter bei einem Volk befestigen seinen Besiz.

Ansichten

von

höhern Dingen

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Stuttgart,

bei J. C. Löflund und Sohn.

1829.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Entschuldigung.

Die Wissenschaften haben ihren Dilettantismus, wie die Künste. Dieser weiß wohl, daß er sich mit der Schule in dem, worin sie ihre Stärke hat, nicht messen kann. Wenn sie aber in vollem Selbstvertrauen behauptet, wer das Ganze nicht allseitig schulgerecht durchgreife, der begreife auch das Einzelne nicht recht; sie allein handhabe die Wissenschaft; diese giesse geistiges Leben aus in alle Theile des Wissens; ihr Geist regiere die Geister, diese das öffentliche Wesen, die Welt; ihrem Geiste sey nichts undurchdringlich, und nur er allein bestimme aller Dinge Wesen und Werth; so hält der Dilettantismus diese Selbstschätzung doch mehr für eine schöne Idee, als für eine wirkliche

Geltung in der erscheinenden Welt. Er sucht neben der Schule zu bestehen, wie man auch in der Kunst Virtuosen und Liebhaber freundschaftlich das nämliche Werk aufführen hört. „Ich denke doch so gut als sie — sagt er bei sich selbst — und wenigstens mit derselben Liebe, und weiß sie denn über die höchsten Interessen mehr, Besseres, Gewisseres, als ich? Ist nicht das Höchste Allen gleich nahe, ja mir im Leben vielleicht näher, als der umständlichen Schule? Wer schlägt denn eher Funken aus der Seele, als der tiefergreifende Moment, der unmittelbar an sie tritt? Sind nicht Bedürfniß, liebende Anschauung, Antheil, Lust, Leid, Schicksal die besten Erwecker der Gedanken? wirft nicht der Geist, durch sie erregt, tiefere Blicke ins Leben? Auch dem Meister der Schule kommt ja sein Bestes auf diesem Wege, und die Ausführungen in schulgerechter Form bedecken oft nur das Fragmentarische der wirklichen Erkenntniß und die natürlichen Lücken

menschlichen Wissens; die Worte sind dann mehr Grenzsteine an noch unbekannten Gebieten, als Wegweiser in sie. Jeder Virtuos im Denken ist doch nur Einer und versteht gewöhnlich sich allein am besten. Ein denkend-fühlendes Gemüth aber ist der beste Philosoph; Bücher hemmen oft das freudigfreie Forschen, den Sinn für die fruchtbaren Momente eigener Anschauung, und wer nicht das Beste, das Vertrautseyn mit ähnlichen Bestrebungen, zu ihnen bringt, versteht sie doch nicht."

Wir wollen nicht untersuchen, welche von beiden Stimmen mehr Recht habe, oder ob sich nicht etwa beide versöhnen lassen; aber so viel ist gewiß, daß von jeher Dichter und Weise zugaben, was Philosophen und Theologen nicht gern zugeben wollen, — daß es ein philosophisches und religiöses Forschen gebe, welches sich ausser dem Schulzwange frei bewege.

Wenn indessen auch jeder gute Gedanke auf

einer richtigen Idee ruht, dieſe aber ein Bauſtein eines philoſophiſchen Gebäudes iſt, ſo iſt doch beim praktiſchen Menſchen ſelten ein verbreiteter Zuſammenhang von Ideen zu finden, und wie er das Wort nach dem Takt des Augenblicks in paſſender Bedeutung anwendet, ohne den Umfang ſeiner Geltung ausſprechen zu können, ſo haben für ihn die Ideen auch nur einen ſpeziellen Gebrauch, und er kennt die in ihnen enthaltene Geſezmäßigkeit im Allgemeinen nicht.

Das Denken iſt Talent, das durch ernſte, angelegentliche Uebung zur Fertigkeit werden kann. Ein beſtimmtes Intereſſe heißt den Denkfreund auf ſeinem Gegenſtande ruhen und liebend Alles auf ihn beziehen, für ihn zu ſammeln. Er findet ihn unter der zerſtreuenden Mannichfaltigkeit des Lebens, wie der Liebende ſeine Freundinn in der gröſten Menge, immer wieder. Ein erhellender Moment leuchtet zu dem andern, die Licht-Bezüge erweitern ſich,

die unbeſtimmten Umriſſe helldunkler Partieen klären ſich zu Geſtalten auf. Endlich wird eine Anſicht gewonnen, in welcher nichts Weſentliches mehr dunkel iſt, und die der Denkfreund für's Leben die ſeinige nennen kann.

In einem ſolchen nie raſtenden und mit Antheil betriebenen Forſchen iſt eigentlich auch der Meiſter der Schule nur ein höherer Dilettant; ſo wie der freie Forſcher nicht ohne Schule bleiben kann und von den Reſultaten verwandter Geiſter Kunde nehmen muß. Für das Finden der Wahrheit, die Intuition der höchſten und tiefſten Dinge gibt es aber keine Theorie. Wie ein Tondichter zwar die Lehre von den Accorden und der Gliederung der Muſikſtücke inne haben muß, aber, als ſchaffend, ſich dieſer erworbenen Gelenkſamkeit nicht bewußt wird, und im Entfalten ſeines harmoniſch-melodiſchen Werks gleichſam ein unendliches Spiel von Theorieen entwickelt, wie der Aſtronom mit arithmetiſchen und geometriſchen Größen muß

rechnen können, aber bei seinem Calkul über die Bewegung der Weltkörper seine Kenntnisse als hülfreiche Instrumente auf geniale Weise handhabt; so muß auch der Forscher mit den Schulbegriffen vertraut seyn, um schneller denken zu können.

Wer aber in den Schulen, alten und neuen, sich umsieht, wird oft gerade dann sie am schweigsamsten und sich am verlassensten finden, wenn er von einem bestimmten Standpunkt aus sich über einen besondern Gegenstand recht umfassend unterrichten will. Es liegt im Wesen der Schule, daß sie sich an das allgemein Mittheilsame hält, daß sie Alles wo möglich auf erklärbare Begriffe zurückführt, daß sie sich der Wahrheit durch ein systematisches Netz und Fachwerk zu versichern trachtet, und durch die starre Würde des Positiven zu imponiren sucht.

Es kann sich aber treffen, daß der Wißbegierige auch bei den selbstständigen Meistern für seine Geistesanliegen den gewünschten Trost

nicht findet; denn obwohl alle forschende Geister denselben ewig wichtigen Gegenstand behandeln, so merkt er doch bald, daß das Buch des Lebens der verschiedensten Interpunktionsarten fähig ist. Kein Wunder, daß bei der kleinen Anzahl von Geistern erster Größe keiner ganz wie und was der andere gelesen hat.

Wenn es nicht zu scherzhaft klänge, könnte man sagen, jeder Philosoph mache den Rösselsprung auf den Feldern des Wissens nach eigener Weise.

Ob nun gleich das ganze Gebiet der Ideen nicht ausreicht, das weite Reich des Daseyns zu decken, so ist doch andererseits wieder jede einzelne Idee so fruchtbar, daß sie in ihrer größten Ausweitung zur Ansicht des ganzes Lebens werden kann; ein Bemühen, welches die Philosophen und Schulen gewöhnlich dem freien Forschen überlassen. Einen anspruchslosen Versuch solcher Art hat der Verfasser in diesen Blättern niedergelegt, und wenn er auch da-

mit den Ertrag ſeines Lebens, ſein Herzblut gegeben hat, ſo iſt er doch in dem Falle, ſtatt auf Dank zu rechnen, ſich entſchuldigen zu müſſen, weil er, des beſten Willens ſich bewußt, doch erſt erwarten muß, ob ſeine Leiſtung der Würde und dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaften, welche ſie berührt, angemeſſen erachtet werde.

I.

Was iſt Gottes Wille?

„In Seinem Namen, der den Glauben ſchafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft.“

* *

„Was wär' ein Gott, der nur von auſſen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen;
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.“

Göthe.

1.

Auf dem Vorsprunge der Höhen, welche als Ausläufer des Schwarzwaldes die Niederungen des Nekkars berühren, in einem Gewebe von Weinhügeln besaß Julius W. einen kleinen Landsitz in mäßiger Erhebung über ein Seitenthälchen, aus welchem sich eine Waldschlucht in den Berg hinein zog, die sich mit frappanten Felsenpartieen schloß.

Der Ueberschuß eines Sees der Höhe stürzte sich in malerischen Sprüngen über das Gewirre der Sandstein-Blöcke und Tafeln herunter, durchleuchtete diese schwärzlichen, bemoosten Massen mit seinen weissen, schäumenden Stralen — und wenn nun die Sonne oben die Wipfel der herrlichen Eichen und Buchen vergoldete, und ihre Streiflichter durch milde Wiederscheine die feuchten Schatten dieser schönen Verworrenheit erhellten, so konnte sich eine lenksame Einbildungskraft wohl in eine größere Ge-

birgswelt verſezt glauben, und, das konventionelle Leben vergeſſend, ſich freiern Regungen hingeben.

Ein Freund und Geiſtesverwandter von Julius, obwohl von andern Grundſätzen ausgehend, und andern Intereſſen zugewandt, ward durch ſeine Verhältniſſe in der Reſidenz feſtgehalten; wenn er aber das Landleben nicht in langem Zuge genießen durfte, ſo ergriff er dafür jede Freiſtunde zu tiefem Athemſchöpfen in den wechſelreichen Umgebungen der Stadt, nahm oft in der Morgenfrühe oder um Sonnen-Untergang in einem zugänglichen Beſitzthum Platz, dachte ſich als den Eigenthümer, und lächelte dann, wenn er im reinen Gefühl der Gegenwart ſich wohlgefällig ſagen konnte, daß vielleicht jener, durch Gewohnheit abgeſtumpft, ſein Gut wohl bezahlt habe, aber ſchwerlich deſſen Reize ſo zu würdigen verſtehe, als er.

Oefter jedoch verlor er ſich in wenig beſuchte, manchmal, nach momentaner Stimmung, in ſehr einſame, von ſeinen Freunden ſchwermüthig genannte Oertlichkeiten.

Eine ſolche war der vorhin erwähnte Fel-

ſenwinkel, den er, für ſich wenigſtens, einſt entdeckt hatte, als er, vordringend durch die Windungen der Bergſchlucht auf ſchmaler, von Erlen beſchatteter Bahn, durch die kleinen Fälle des Bächleins immer weiter gelockt, endlich zu der überraſchend wilden Schluß-Szene gelangte, die er nun als einen bleibenden Gewinn für künftige Wanderungen begrüßte.

Eines Abends ſuchte Gottwalt wieder einmal jene ſchattige Unterwelt, über welcher das roſige Licht in der reichen Vegetation der Höhe webte, und war verwundert, in einem männlichen Weſen, das auf einem der moſigt-feuchten Felſenſtücke, vom Nebel des ſtäubenden Baches überflogen, ſaß, ſeinen Julius, den Freund ſprachſeliger Geſelligkeit, zu erkennen.

Das Unerwartete des Zuſammentreffens regte Beide zu heiterm Redewechſel auf. Julius hatte den von Aktenſtößen umbauten Gottwalt geraume Zeit nicht geſehen, ihr beidſeitiges Leben hatte ſich indeſſen leiſe fortentwickelt, und, wie es bei befreundeten Gemüthern der Fall iſt, die gern immer in Wechſelanſchau-

ung ihrer Geſchicke bleiben möchten, gegenſeitige Theilnahme veranlaßte mancherlei Fragen über ihre Familien.

Ein Kind Gottwalts, ein hoffnungsvolles ſchönes Mädchen von ſechs Jahren, ſonſt kerngeſund, lag jezt an einer bedenklichen Entwicklungskrankheit darnieder. Julius erkundigte ſich nach ihrem Befinden; — „So Gott will, wird ſich's zur Geneſung lenken" — erwiederte tiefer aufathmend der Freund. Eine Erholungsreiſe nach Ober-Italien war für den kommenden Herbſt zwiſchen ihnen und noch ein Paar Bekannten, lauter Schul- und Jugendgenoſſen, verabredet worden. Sie wollten bei Genua oder Venedig das Meer ſehen, und auf dem Hinweg das Schweizerland, heimwärts Tyrol durchwandern. Julius fragte, ob es bei Gottwalts Zuſage bleibe; er hatte ihn im Verdacht, daß er gern temporiſire, und wollte ihn feſter binden, denn ſie Alle gehörten für dieſes Unternehmen nothwendig zuſammen, da Jeder ein anderes Feld bebaute und das Objektive nach ſeiner Weiſe ergriff, der Eine der Erdbildung, der Oekonomie und Technik,

der Andere, dem, was ſich der künſtleriſchen Auffaſſung darbot, der Dritte der Flora und Fauna ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, der Vierte endlich, eben Gottwalt nämlich, gern über ſittliche und hiſtoriſch-politiſche Bezüge reflektirte und dann die aufgenommenen Eindrücke wieder zum Gegenſtand ſeiner Beſchauung machte, — ſo daß dieſe Reiſe durch das gegenſeitige Wecken und Fixiren der Blicke ebenſo angenehm als fruchtbar zu werden verſprach. Sie reiſen alſo beſtimmt mit uns? — fragte andringend Julius.

Gottw. Ich bin es geſonnen, — ich will mitreiſen.

Jul. Sagen Sie lieber: Ich werde mitreiſen. Denn daß Sie jezt wollen, glaube ich Ihnen, aber das iſt mir nicht Garantie genug; es liegt mir ſo Etwas in Ihrem: Ich will — wie: Ich will, wenn die Umſtände es zulaſſen! und man weiß, was es mit den tauſend Hinderniſſen für eine Qual iſt, wenn nicht kategoriſches Wollen ſich über Verhältniſſe hinwegſezt.

Gottw. Ich werde mitreiſen — wenn es Gottes Wille iſt.

Jul. Schon wieder dieſe ſonderbare Redensart. Es wird wohl Gottes Wille ſeyn, wenn es nur Ihnen rechter Ernſt iſt. Es verſteht ſich, daß Sie nicht mitreiſen, wenn gebieteriſche Verhältniſſe den Entſchluß zu reiner Thorheit machen.

Aber ſagen Sie mir nur aufrichtig, was Sie mit dieſem ängſtlichen Beiſatz wollen, der Ihnen, wie ich ſchon oft bemerkte, ein Gewohnheitswort geworden.

Gottw. Das iſt es wohl eben nicht; ich bediene mich ſeiner niemals ohne Bewußtſeyn.

Jul. Alſo Pietät? ehrerbietige Demüthigung Ihres Wollens unter eine höhere Macht? Religioſität?

Gottw. Warum wollen Sie der Sache einen Namen geben? Ich hänge es gern an, wenn von Hoffnungen, Erwartungen ꝛc. die Rede iſt, von Entſchlüſſen und Planen, die von Leben und Wohlſeyn meiner und der Meinigen abhängen. Ich mag mir in ſolchen Fällen gern vorhalten, daß dieſe unſchätzbaren Güter von

einer höhern Gunſt uns geſchenkt ſind; ich mag nicht darauf bauen, noch weniger darauf trotzen.

Gerade wo das Herz wünſcht, hofft, erwartet, ſich freut, da offenbart ſich das Walten des höhern Willens oft auf eine frappante, rührende, nicht ſelten auch tragiſche Weiſe. Mir fällt unwillkührlich die Geſchichte jenes Königs und ſeines geliebten jüngſten Sohnes ein. Das Kind freute ſich grenzenlos auf das kommende Chriſtfeſt; am Vorabend aber ſtarb es jählings, und der König ſtellte die Leiche im Sarg unter den leuchtenden Chriſtbaum.

Ein ſolches Feſt voll Leid iſt oft der Tag, auf welchen wir uns lange gefreut. Ueberhaupt iſt es mir oft, als ſtänden wir zunächſt am Verluſt, wenn wir uns unſers Beſitzes laut freuen.

Jul. Darin finden Sie denn Gottes Finger? Das klänge faſt, wie das Wort der Alten: Die Götter ſind neidiſch!

Gottw. Das will ich nicht behaupten, denn wer will wiſſen, ob die ſich überhebende Luſt und Sicherheit und der Verluſt in einem

ſolchen Zuſammenhange ſtehen, den wir Schickung nennen dürfen.

Jul. Ich wollte Ihnen auch von ſolcher Auslegung der Ereigniſſe abrathen. Ueberhaupt mag ich nicht leiden, wenn man ſich viel Einſicht in die Cauſalität der Weltverhältniſſe oder Menſchengeſchicke zutraut, oder wenn ſo ein Mückenauge von Menſch die Faden, die aus dem Unendlichen ins Unendliche laufen, verfolgen will, wenn ſo eine Mückenweisheit da oder dort hinzeigt und ausruft, gleich als wäre ſie mit zu Rathe geſeſſen: Siehe, hier iſt Gottes Hand!

Gottw. Wenn ich nun aber behaupten würde, man könne hiebei nicht leicht fehlſehen, fehldeuten, weil Gottes Hand überall iſt?

Jul. Philoſophiſch genommen hätte ich deſtoweniger dagegen, je allgemeiner es verſtanden würde. Kein Einzelnes an ſich betrachtet iſt mir Gottes Wille, ſondern — das Schickſal der Welt. Wir können nie bei einem Einzelnen ſtehen bleiben, denn aus zuſammenwirkenden Zweien geht immer wieder ein Drittes hervor, aus Dreien ein Viertes und ſo fort

in unendlichen Combinationen. Auf den Einzelnheiten ruht das Ganze, und dieſes beſtimmt wieder jene, und ſo wüßte ich nicht, wo wir ſtille zu ſtehen und ein Fazit zu ziehen ermächtigt wären.

Gottes Wille iſt Gottes Walten, iſt der Organismus der Welt, inſofern dieſer nicht ſelbſt als das Höchſte und Lezte begriffen wird, ſondern — um es menſchlich auszuſprechen, — als von einem unendlichen, ewigen Gemüth getragen.

Gottw. Ich glaube Sie zu verſtehen. In ſolchen Dingen iſt es mehr darum zu thun, daß der Geiſt ſich ſelbſt begreift, als daß er ſich das Unbegreifliche faßlich macht, wo dann doch am Ende nur hohe Worte einen hohen Sinn repräſentiren.

Der Natur als abſoluter Selbſtherrſcherinn und ihrer eiſernen Nothwendigkeit, dem atomiſtiſchen Wirbeln der Staubwolken, Welt genannt, enthoben wir uns, aber auch dem dynamiſchen Spiel der Kräfte, inſofern dieſe nur unter einander und ohne höhern Sinn ſpielen;

ſonſt hätten wir gar nicht anfangen können, über dieſen Gegenſtand zu reden.

Jul. Wie halten Sie es aber mit der Natur, als Schöpfung, insbeſondere mit ihrem lebloſen und willenloſen Theil? Wie verhält ſie ſich zu einem höhern Wollen?

Gottw. So wie ſie urſprünglich der Quelle des Lebens entfloß, ſo iſt ſie noch von lebendigem Wollen durchdrungen. Alles, was darin geſchieht, nenne ich Gottes Willen. Er will die ewige Entwicklung der Welt. Alles, was wir Körper nennen, löst ſich meiner Betrachtung in Kräfte, in Akte auf; das Licht iſt kein Körper, ſondern ein Akt, aber auch der Granit und Marmor, der Diamant und das Gold ſind Kräfte und Akte, und alle Nennworte von körperlichen, ſo wie auch von geiſtigen Dingen, ſollten wir in thätige Zeitworte überſetzen. Ohne Bezüge des Körperlichen bis ins Kleinſte, ohne Spannen und Regen bis ins innerſte Mark der Schöpfung wäre das Gerinnen des All zum ewigen Tod eingeleitet; ſo wie im Tropfen Weingeiſt alles in beſtändiger Regung iſt, ſo iſt es auch im Starr-

ſten, was Sie mir nennen. Daher iſt mir die Frage nach dem Ding an ſich, abgeſehen von ſeinem Handeln und Erſcheinen, immer ſonderbar vorgekommen. Das Ding an ſich iſt eben nichts, als ſein Handeln, der Innbegriff ſeiner Akte; darunter iſt auch ſein Handeln auf mich, mein Anſchauen. Es läßt ſich aber ein Bezug deſſelben auf alle andere Dinge denken, und ſomit iſt ſein Weſen nie durch Denken oder durch Verſuche zu erſchöpfen. Jedes Ding iſt der Innbegriff deſſen, was es vermag, zu thun und zu leiden, die Summe ſeiner möglichen Beziehungen.

Die Naturforſcher matten ſich an dieſen Bezügen ab, ſie lernen, und das Gebiet ihres Nichtwiſſens erweitert ſich im Verhältniß ihres Lernens. Wir Andere aber ſehen die Natur für leblos und willenlos an, weil wir ſie in gewiſſen uns bekannten Formen und Geſtalten, wie in Banden gehalten, zu betrachten gewohnt ſind.

Ein Waſſertropfen iſt uns eine Erſcheinung, und wir fragen, was er denn wohl, wenn wir aus unſerer Subjektivität hinaus in ſein ob-

jektives Weſen eindringen könnten, was er an ſich ſeyn möchte. Iſt uns denn nicht daran genug gegeben, daß wir ihn ſehen, riechen, ſchmecken, hören, fühlen, daß er alle die Sinnenorgane zerſtören, daß er Gold und Diamanten ſchmelzen, daß er ſelbſt zu Luft ſich verflüchtigen könnte. Er könnte aber, in andere Beziehungen gebracht, noch unendlich viel Anderes. Wir fragen, was iſt Feuer? was iſt Luft? und ſo fragen wir bei jedem Einzelnen im Grund nach den Bezügen der ganzen Welt. Eins ganz kennen heißt das All kennen.

Jul. Laſſen Sie uns von dieſem Verlangen zu Erkennen, Hineinzuſchauen in die Combinationen der Schöpfung auf uns als Wollende, Handelnde zurückkommen. Sie ſagten, die Entwicklung der Welt ſey Gottes Wille; aber auch Sie ſind ja in ihr thätig; Sie benutzen, bekämpfen, fördern, hindern die Naturkräfte. Woher dieſe Befugniß? Sind Sie ein Theil der Natur oder Ihr Herr? Wie verhält ſich Ihr Wollen zu Gottes Wollen?

Gottw. Der Natur gegenüber ſteht meine Menſchenkraft, mein Wille, mein Verſtand, nicht

feindlich, ſondern als von Gott ſo geſtellt, jene Natur durch die meinige zu höherm Ausdruck zu bringen.

Jul. Dennoch ſehe ich Sie von Naturnothwendigkeit durchdrungen, und am Ende ſind Sie, Sie mögen ſich ſteigern und anſtrengen, wie Sie wollen, eben auch eine Natur, ein Tropfen des ganzen Stromes.

Gottw. Wende ich das Aug' auf mich ſelbſt, ſo entziehe ich mich dieſem Strome, fühle meinen feſten Kern, und erkenne mich in meinem Innerſten als frei. Alle jene pſychologiſche Caſuiſtik verkriecht ſich vor der Ueberzeugung von meiner ſittlichen Selbſtherrſchaft, und, je ſtärker das Bewußtſeyn von meiner Freiheit, deſto größer meine Freiheit.

Jul. Laſſen Sie mich ein Bedenken gegen die menſchliche Freiheit äuſſern, das ich mir nicht widerlegen kann. Der Menſch kann doch nur aus hinlänglicher Veranlaſſung, aus zureichenden Gründen handeln. Dieſe gibt er ſich aber nicht ins Unendliche ſelbſt, was er ſich gibt, lehnt ſich immer irgend an ein ihm Gegebenes an. Dieſe Motive ſind aber als

entscheidende ein Nöthigendes, und wenn ich mich psychologisch analysire, so muß ich handeln, wie ich eben nach meiner ganzen Constitution, meinem Blut, meinen Gewohnheiten, Maximen ꝛc. bin. Wenn ich recht bedenke, was an mir nothwendig so und nun einmal nicht anders ist, so kommt mir, was ich freie Regung des Willens gern nennen möchte, als ein unendlich Kleines und Schwaches vor; ja was mir vorhinein so scheinen könnte, wird mir, wenn ich nach der That zurücksehe, eben auch eine folgerechte Aeusserung meines in sich geschlossenen nothwendigen Wesens; ich tadle und kränke mich vergebens um dessentwillen, was ich doch nicht lassen konnte.

Gottw. Sie übersehen bei dem Getriebe in der Menschenbrust gerade den feinen Punkt, um welchen sich alles bewegt, auf welchen bei der Frage nach Freiheit alles ankommt. Sie sehen dieses Blut als ein auf Ihren Willen ausströmendes, ihn fortreissendes an, und mir ist es gerade umgekehrt ein von Ihrem Willen durchdrungenes, geschwängertes, aus tausend Akten der Freiheit so gewohntes. Sie lassen sich die

Glieder wie läſtige Gewichte an Ihr freies Bewegen hängen, und ich ſehe ſolche belebt vom Geiſt, und zur Handbietung gewöhnt zu vernünftigen oder thörichten, zu guten oder böſen Thaten. Inmitten dieſer körperlichen und geiſtigen Gewohnheiten und verjährten Eigenthume iſt das waltende Ich, und wäre auch noch ſo viel Nöthigendes in dieſem Umbau, es iſt Alles durch frühere Akte der Freiheit hindurch gegangen, ſo wie der neueſte Akt wieder als ein Funke der Freiheit das ganze Weſen durchleuchtet. Freiheit iſt, wenn auch nirgend, doch im Allerheiligſten des Ichs, und alle Zurechnung gehet ja eben nur darauf, wie der Menſch bei der Handlung ſeinem beſſern Ich, dem Reinmenſchlichen in ihm, ſo verhüllt, beengt, getrübt es auch immerhin ſeyn mag, Genüge geleiſtet habe.

Dieſen ſittlichen Mittelpunkt, welcher das Beſte im hochgeſtellteſten Menſchen iſt, und auch den Niedrigſten, Stumpfeſten noch zum Menſchen macht und, daß ich ſo ſage, konſcriptionsfähig und pflichtig für das Buch der Zurechnung

und Würdigung, dieſen Mittelpunkt wollen wir nie aus den Augen verlieren.

Jul. Wenn ich nun in Ihre Anſicht vom Verhältniß des Menſchen zur Natur, die ihm als eine willenloſe gegenüberſteht, aber auch bis auf den Mittelpunkt ſeines Weſens auf ihn andringt, eingehen will, ſo ſagen Sie mir noch beſtimmter, was iſt Ihnen Gottes Wille in Beziehung auf die lebloſe und willenloſe Natur?

Gottw. Ich nehme eine ſolche Stellung gegen ſie, daß ich ihre Entfaltung erſt dann für Gottes Willen anerkenne, wenn ich mit meiner Menſchenkraft, mit hellem Sinn und rechtſchaffenem Weſen nichts mehr daran zu bearbeiten weiß und vermag, denn ich lebe der Ueberzeugung, daß durch mich ſein Wille auch in der Natur ausgerichtet werden ſoll.

Jul. Wenn Sie nun aber ſolche Vernunft-Kraftanſtrengung einmal unterlaſſen, können Sie ſich nicht damit tröſten, daß Sie eben auch zur Natur geworden, und daß auch dieſe Hingebung Gottes Wille geweſen ſeyn möge?

Gottw. Ich fühle und unterſcheide wohl, wo ich der Natur folge oder meinem Ich; es iſt

ein Uebertritt mit Freiheit, keine Nöthigung. Ja, ich behaupte, wenn auch lauter Nöthigung wäre, wir müßten uns die Freiheit, den prometheiſchen Funken, aus dem Himmel ſtehlen, um die Natur durch Charakter zu beſtimmen. Sagen, daß unſere Ueberwältigung durch die Natur auch Gottes Wille geweſen ſeyn könnte, hieße ſich, bis die Scham vorüber, auf die fataliſtiſche Freiung zurückziehen.

Ich habe im angenommenen Fall den Willen Gottes, daß ich meine Vernunft brauchen ſoll, den Willen, der in der ganzen Geſchichte der Menſchheit ausgedrückt iſt, und ſich auch im beſchränkteſten Geiſt als ſolcher ankündigt, nicht erfüllt.

Jul. Wenn es nun aber angenommenermaßen nicht geſchehen iſt.

Gottw. — ſo ſteht das Geſchehene nun wieder als Natur, als ein Gegebenes vor mir, und die Aufgabe, künftig den Willen Gottes zu thun, gilt mir lebendiger, als je.

Jul. Es ſcheint Ihnen alſo das Vergangene doch gewiſſermaßen zu einer Naturerſcheinung zu werden.

Gottw. Mit der einschränkenden Bemerkung, daß wenn meine sittliche oder intellektuelle Natur der allgemeinen Natur einmal erlegen ist, ich nur destomehr auf jene zu merken, sie zu kräftigen habe. Nicht also entschuldigend und nachgebend soll ich die Gewalt der Natur vergrößern, sondern im Gegentheil meine Entschlüsse über sie setzen. Warum?

Jul. Es gibt aber unabwendbare Natur-Ereigniſſe; dieſe ſind Ihnen wohl eine Schickung Gottes?

Gottw. Es wäre nicht übel gethan, ſie immer ſo zu betrachten und zu behandeln.

Jul. Daran würde ſich aber ein Hindeuten auf urſächlichen Zuſammenhang mit menſchlichem Verdienſt, Verſchulden knüpfen. Wer aber gibt uns das Recht zu ſagen: Das iſt Segen für das, oder das iſt der Fluch für jenes? Wir würden wohl öfter von dieſem letztern zu reden haben, denn was dem Menſchen gedeihen ſoll, muß doch meiſtens durch ſtillen Fleiß, emſigen Anbau erworben werden; aber das Unheilſame fällt wie ein Wolkenbruch vom Himmel, ſtrömt wie ein Orkan ins Land. Aber

womit haben die Einwohner von Goldau verschuldet, daß ein Berg über sie stürzte und sie in Gedankenschnelle zermalmte?

Gottw. So möge ein Unabwendbares nicht gedeutet werden, es wäre denn, daß das Lohnende oder Strafende darin dem unbefangenen Menschensinn offen daläge. Denn wirklich, es gibt nichts fruchtbareres für unsern Geist, als dem organischen Walten, der gesetzmäßigen Ordnung in der physischen, wie in der sittlichen Welt nachzuspüren. Zuvörderst aber thue man das in der Sphäre seines eigenen Lebens, das man genauer kennt, und enthalte sich vorschneller Urtheile über die Schicksale seines Nächsten; man beobachte viel und entscheide wenig.

Oft herrscht ein bemerkungswerther Bezug zwischen der Natur und den Gesinnungen der mit ihr ringenden Menschenkinder. Ich denke an das Seeleben, an die Bewohner der Küsten, der Abhänge von Vulkanen und steilen Gebirgen, der Thalschluchten, wo Lawinen fallen, der Länder, wo die Pest haust, wo häufig Erdbeben Zerstörung bringen ꝛc.

Die obſchwebende Gefahr wird hier die Vertraute der Menſchen, ſie ordnet ihren ökonomiſchen und ſittlichen Haushalt, und wenn ſie eintritt, ſo findet ſie ſie nicht mit ſo bloßgeſtelltem Gefühl, wie wir es uns denken. Oft ſind Naturereigniſſe ein nach langem Warnen Eintretendes, eine ganze Generation hat ſich vielleicht mit der Beſorgniß getragen und beſchäftigt; ſo iſt dann die phyſiſche Gewalt für ſie eine intellektuelle und moraliſche geworden und wirkt als ſolche nach dem Unglück fort.

Auch uns, die Zuſchauenden, beſchäftigt ein ſolches Ereigniß, und wir können es nicht laſſen, nach dem Verhältniß des Phyſiſchen zu den Geſinnungen und Handlungen der Betheiligten zu forſchen; doch beſcheiden wir uns bald, daß wir kaum das Nächſte um uns her in dieſer Beziehung recht begreiffen.

Aber auch ungünſtige Ereigniſſe in der ſonſt ruhigen Natur, periodiſche Unfälle, z. B. Mißjahre, Hagelſchaden, Ueberſchwemmungen erhalten ihr Verſtändniß erſt durch den Verſtand und gottergebnen Sinn, ja ſie können jenen ſchärfen, dieſen ſtärken. Nur ein religiöſes Gemüth

weiß, was es aus der Natur und dem Spiel ihrer segensreichen und verderblichen Kräfte machen soll, und gestaltet und zersezt das kalte, leblose, eiserne, fatalistische Einschreiten zu Menschengeschick, zu einem Willen Gottes. Was als eine dunkle Gewitterwolke über ein Land und seine Bewohner verheerend hinzieht, das wird von Familien und Einzelnen als ein finsterer Geist aufgenommen, der mit furchtbartrüber Miene ernste Lehre und Mahnung ertheilt, als ein schrecklicher Gast, der in ihren Haushalt warnend hineinschaut.

Jul. Nun der kaufmännisch-vorsorgliche Geist unserer Zeit, der technisch-erfindsame weist diesen Würgengel durch seine Assekuranz-Zeichen vor der Thüre ab, und stellt ihm durch Blitz- und Hagelableiter spanische Reuter und Pallisaden entgegen. Bald wird jeder Hausvater gegen unsern Herrn Gott ins Fäustchen lachen.

Gottw. Diese Besorgniß theile ich nicht. Gottes Segen ist überschwänglich, aber wo er zurückhält oder nimmt, da reicht keine menſch-

liche Ausgleichung hin, uns ſein Walten in der Natur vergeſſen zu machen.

Jul. Oft ſezt des Menſchen Schickſal oder Beruf ihn in eine Sphäre, wo ſein Daſeyn einer faſt wie Naturgewalt wirkenden, vom Einzelnen weder zu berechnenden noch zu beherrſchenden Macht, hingegeben wird, — ich denke an das Kriegsleben zu Land und Meer, an Völkerwanderungen, Kreuzzüge, Reformationen, Revolutionen, und andere große Erſcheinungen, Unternehmungen, wo der Einzelne in der unendlichen Maſſe mit ſeinem Geſchick verſchwindet. Wenn er nun aber doch als ein Geſchöpf und Kind Gottes nach deſſen Willen fragt, was ſoll, was kann er ſich antworten?

Gottw. Auch hier iſt das Verhältniß der Geſinnung zu der Entwicklung einer unendlich großen Maſſe bemerkenswerth. Wer ſich einer ſolchen Sphäre verſchreibt oder wer im Umtrieb eines unſtäten, zufälligen Lebens ihr anheimfällt, der begibt ſich der ruhigen, freien Beſtimmung ſeines Lebens; er will der unbemerkte Theil eines Ungeheuern werden, und

wie kann es ihn befremden, wenn dieſes im ſchlimmern Fall zu einem verſchlingenden Ungeheuer wird?

Auch ſeine Gefühle verlieren ſich in dem Gemeingefühl der Maſſe und wir dürfen ihn nicht mit uns vergleichen, die wir unſere leiſeſten Empfindungen behorchen, unſere kleinſten Schritte ſittlich berathen, das Beben unſerer feinſten Fibern wahrnehmen, und aus der täglichen Entfaltung unſers Stilllebens mit geſchärfter Empfindlichkeit Freud und Leid die Fülle nehmen.

Jul. Wer aber gezwungen in das Fortrollen oder in den Umſchwung eines ſolchen Menſchenweltkörpers hineingezogen wird?

Gottw. Je ſinniger er iſt, und der Genöthigte iſt es ſtets in gewiſſem Grade, deſto mehr wird er in dem unaufhaltſamen Lauf des eiſernen Rades eine waltende höhere Hand beobachten, und in Beziehung auf ſein Selbſt wahrzunehmen Gelegenheit haben, wie auch in dem ungeheuern Umſchwung des Ganzen ein rechtlich-feſter Sinn und richtiger Blick eine relative freie Bewegung der eigenen kleinen

Sphäre ſich zu geſtalten weiß; er wird alſo auch hier, wie in der willenloſen Natur, nur dasjenige in Beziehung auf ſich für Gottes Willen erkennen, was er, auch mit Anwendung ſeiner beſten Kräfte, nicht zu ändern vermag.

Jul. Wenn aber nicht Naturgewalt, nicht Drang öffentlicher Verhältniſſe, großer Maſſenbewegungen ein höheres Walten in ihren willenloſen Selbſtbeſtand zu verſchlingen trachten, — wenn vielmehr Menſchen, einer oder mehrere, thörichte, böſe, die Ordnung der Welt ſtören und damit auch Sie und Ihre Ordnung verletzen, nehmen Sie wohl dieß für Gottes Willen?

Gottw. Es gilt mir in Beziehung auf mich für eine Naturerſcheinung, ein Ereigniß, das mir zur Bearbeitung gegeben iſt.

Jul. Ich möchte überhaupt wiſſen, was Ihnen das Böſe in der menſchlichen Natur iſt; wie es ſich zum Beſtand der Welt, zu Gottes Willen verhält.

Gottw. Das Böſe iſt nur durch die Idee der menſchlichen Freiheit und Selbſtbeſtimmung

zu begreiffen; ohne dieſes gibt es weder Böſes noch Gutes, ſondern nur Wohl und Weh in der Schöpfung. In Beziehung auf den Handelnden iſt das Böſe bös, ein praktiſches Verneinen des allgemeinen Wohls, der erkannten Weltordnung durch das Setzen ſeines eigenen Wohlbefindens; ja noch öfter ein Setzen ſeines augenblicklichen und theilweiſen Wohlbefindens mit Aufopferung ſeines eigenen Gemein-Wohlgefühls.

Dieſes freie Bewegen zwiſchen den zwei Polen: Selbſtheit und Gemeinde, Trieb und Ueberſchauen, momentanes Gelüſten und Lebenswohl, innerhalb des eigenen Daſeyns und im Zuſammenſeyn mit der Gemeinde begründet Menſchenthum und Freiheit.

In Beziehung auf den Handelnden und die mit ihm Verbundenen iſt alſo das Böſe eine Richtung auf das Selbſtiſche; dem Willen Gottes erſcheint es als ein Akt in der Reihe der Welterſcheinungen, in ſeiner Hand wird es ein Mittel —

Jul. Ja — eben ſeine Hand — dieſe iſt und bleibt uns doch immer eine unerforſchliche.

Was der Mensch frey wählt, thut, oder zu wählen, zu thun meint, das wird, wie Sie andeuten, in Gottes Hand ein Mittel zu höhern Zwecken. Sie ahnden doch wohl, welche Zweifel der Spekulation sich hier aufdringen? An die oft aufgeworfene Frage: wie meine Freiheit gedenkbar ist, wenn ich von einem höhern Wesen ganz berechnet, ja mehr als berechnet werde, wenn ich mit all meinem Wollen und Thun seiner Allmacht dienstbar bin, — will ich nur erinnern, ohne Antwort zu verlangen. Eine andere Betrachtung leitet auf den Skrupel, daß, was ich im kleinen Gesichtskreis mit meiner gewöhnlichen Haustugend gut zu machen glaube, in seiner weitern Verbindung, in einer allgemeinen Sphäre, übel seyn, — daß aber in einer dritten Potenz das Uebel der zweiten wieder zum Heil des noch höhern Ganzen ausschlagen kann. Dasselbe Umschlagen des Guten und Uebels, nur auf umgekehrte Weise, darf ich auch bei einer ursprünglich bös gemeinten That annehmen.

Wenn ich z. B. meinen Sohn zu einem aufgeweckten, geist- und gemüthreichen Men-

ſchen zu erziehen trachte, ſo können Zeitereigniſſe ihn zum Erreger oder Weiterführer einer Volksbewegung machen, die, ſo gut es der Warmblütige in ſeiner Idee damit gemeint hat, dennoch ungeheuern Jammer mit ſich führt. Als beſchränkterer, oder auf ſeinem eigenen nähern Thun ruhig beharrender Geiſt hätte er dieſe Ereigniſſe nicht veranlaßt. Gleichwohl, wie es geht, kann der Umſchwung der Verhältniſſe für die Nation, nachdem ſie durch die Raſerei und Verzweiflung hindurchgegangen, zu unſchätzbaren Erfahrungen gedeihen, und einen Zuſtand gründen, der dieſe furchtbaren Zwiſchenakte vergeſſen macht.

Das Umgewendete kann geſchehen, wenn wir eine Erziehung nach entgegengeſezter Maxime annehmen.

Bei der Bildung der Töchter können wir im engern Kreiſe bleiben. Aber auch hier, wer weiß, was der Vater thut, wenn er ſeinem Kind eine ſorgfältige Erziehung ertheilt, wenn er an ihm feinere Talente ausbildet, es für zartere Gefühle empfänglich macht, ihm höhere Intereſſen einpflanzt, und dann das holde Ge-

ſchöpf der rohen Männerwelt bloßſtellt, die doch bald an alle dem ſich ſatt gefreut hat, und nun nichts mehr, als die ſorgliche, derb dreingreifende Hausmutter in der früher Angebeteten ſehen will?

Welche Leiden ſind vielleicht der Zarten bereitet? Aber auch dieſe können ihr Heilſames haben, und ihren eigenen Töchtern zu gut kommen.

In demſelben Fall iſt Jeder, der in Wort oder That Etwas von ſich in die Welt kommen, an ſie ergehen läßt, was Folge hat, was erziehend, bildend, geſtaltend wirkt. Er weiß nie, in welche Hände die Maxime ſeines Handelns fällt, wie ſie aufgenommen, verſtanden, angewendet wird. Er reizt, unterhält, lehrt und befördert doch die Ausbildung ſeiner Nation, er meint es gut, und beſchleunigt ihr Sinken. So könnte man ſagen: die Guten arbeiten zuweilen dem Unheil in die Hand; aber auch: die Böſen dem Heil, beides ohne ihr Wiſſen und Wollen.

Ich wollte in dieſen Beiſpielen nur daran erinnern, daß jede Handlung ins Unendliche

greift, daß jede Wirkung ihre Ringe ohne Aufhören ins Leben hinauswälzt.

Gottw. Gerade in Ihrem Zweifel liegt auch die Lösung desselben. Eben weil der Mensch nicht weiß, was absolut, und fürs Wohl der ganzen Welt berechnet, das Beste ist, darum muß er das beziehungsweise Gute, nämlich das Nächste, das Beste, vollbringen, und das Uebrige dem Zufall, wenn wir einen solchen wollen gelten lassen, dem Glück, der Organisation der Welt, der höhern Macht, oder wie Sie das Unberechenbare für jezt noch nennen wollen, überlassen.

Die Frage: was ist denn Gottes Wille? ist für mich vor der Hand blos eine subjektive Forschung, nicht aber eine Spekulation im Objektiven, welcher ich die Welterscheinungen unterstellen will. Den Willen Gottes zu finden, ist mir, dem individuellen Menschen, ein sittliches, ein praktisches Anliegen. Mir also — und in dieser Stellung kann ich mir jeden Mitmenschen denken — kann nur dasjenige für Gottes Willen gelten, was da erfolgt, wenn ich meine höchste und beste Kraft an die Welt

geſetzt habe. Weiter brauche ich aber auch nicht zu ſehen und zu forſchen.

Jul. Ich ahnde, was Sie wollen, und folge gern Ihren conſequenten Schritten auf ſtrenger Bahn. Sollte denn aber dieſe Formel wirklich Alles enthalten, was Sie über Gottes Willen zu ſagen wiſſen? Sollte mein Blick wirklich nur auf meine nächſte Gegenwart beſchränkt ſeyn? Sollte mein Auge nur über meiner nächſten That offen ſtehen? Alles Geſchehene ſollte ich ſtumpf anbetend für Gottes Willen anerkennen, allen Unſinn, alle Gräuel der Vergangenheit, ſo ſie nun einmal durch das Element menſchlicher Freiheit hindurchgegangen ſind, für ein Werk ſeiner weiſen Leitung halten?

Gottw. Ihr Einwurf kommt mir nicht unerwartet; aber — blicken wir um uns, die Schatten werden dichter, es fängt ſchon an hier unten zu dunkeln, die Sonne beſtreicht nur noch die obern Zweige der Baumwipfel. Die Wärme unſers Geſprächs hat mich vergeſſen laſſen, daß mich die kalte Feuchte des Orts

durchschaudert. Lassen Sie uns die Höhe gewinnen und das freundliche Licht.

So kletterten die beiden Freunde den steilen Abhang hinauf und freuten sich in lauten Aeusserungen der hellen, erwärmenden Luft, die sie in dem herrlichen waldigen Raum umfing. Sie schlugen den Rückweg ein, auf welchem sie sich gegenseitig auf die majestätischen Stämme, die zufällig kunstgerechten Baumgruppen, und so manchen malerischen Durchblick auf die noch sonnige Ferne aufmerksam machten.

Als sie aber diese reizende Einsamkeit im Rücken hatten, und bei ihrem Heraustritt aus dem Forst in dem Bereich der gewöhnlichern Spaziergänge sich fanden, nährte sich an dem Ueberschauen des im warmen Abendton schwimmenden fruchtbaren Unterlandes das Interesse für den vorhin besprochenen Gegenstand wieder wach.

2.

Wenn die Natur, — ſagte Julius — dem Menſchen mit ſo holdlächelndem Antlitz in ſeine Augen blickt, da mag er gern die Thorheiten und Gewaltthaten ſeines Geſchlechts in allen Zeiten und Räumen vergeſſen. Ein wohlwollendes Anſchauen der Schöpfung und des Menſchenthums drängt ihn aber, ſich zu ſagen: Das Gute, das Schöne, das Wahre und ſein Herrſchen im größtmöglichſten Maße iſt Gottes Wille. Sollte er dieſes poſitive Bedürfniß nicht befriedigen dürfen und ſich nur immer in Ihrer negativen Enge halten müſſen? „Gottes Wille iſt mir, was ich nicht zu ändern vermag.“

Gottm. Ihr Einlenken gefällt mir. Wenn, wie ein alter Spruch will, Furcht die Götter geſchaffen hat, ſo lehrte die Liebe Gott kennen. Ja ich behaupte: Jeder Menſch iſt in dem Grade Gotteslängner, als er nicht liebt, als er feindſelig gegen die Welt geſtellt iſt, als er ihre Ordnung, die ewige Fülle und

Heilkraft der Natur, den Trieb zum Edeln und Schönen im Menſchen nicht anerkennt.

Jul. Wer möchte, der Lichtſeite des Lebens zugewendet, Ihnen widerſprechen? Aber leider ruft ſie in uns unwillkührlich ihren Gegenſatz hervor. Wie erklären Sie das unendliche Weh und Elend in der Menſchheit?

Gottw. Mich ſchreckt die Nachtſeite des Lebens nicht; ſie müßte mich an meinem eigenen Leben zuerſt ſchrecken. Ich ſehe auch in dem tiefſten Schwarz noch Farbentöne ſpielen, ſehe das Weh der Menſchheit durch Thätigkeit, durch Verſtand und Scharfſinn, durch Rath, Troſt, Hoffnung und Geduld, und wenn es nichts Beſſeres mehr gibt, durch Gewohnheit und Apathie, bis in die kleinſten Theile zerſezt. Das „menſchliche Elend" iſt ſo alt, als das menſchliche Geſchlecht und wird nur mit dieſem enden; es iſt die Schattenſeite, ohne welche keine Lichtſeite gedenkbar wäre. Es iſt ein ſchreckender Begriff, ein Ungeheures im Zuſammenfaſſen; im Einzelnen arbeitet ſich faſt jeder über ſeine Schmerzen empor, athmet über dem erſtickenden Qualm Lebensluft und empfin-

det ſeinen Theil Daſeynsluſt. Ich ſehe, wie nach Gottes Willen jede Creatur täglich und ſtündlich ringt, die Empfindung des Wohlſeyns über die des Wehes hinaufzuheben und durch den Moment die Laſt eines ganzen Lebens zu bezwingen.

Jul. Bin ich Ihrem Ideengang recht gefolgt, ſo hätte alſo Gott zufriedene Menſchen ſchaffen wollen; ſie könnten es aber nur dann werden oder ſeyn, wenn jeder von ihnen wieder an ſeinem Theil Gottes Willen auszurichten trachtete. Dieſer Wille kündige ſich nun Jedem als ſeine nächſte Pflicht an, und ſowohl dieſe in ihrem Erfolg, als auch das übrige Unabwendbare, habe der Menſch für Gottes Willen zu nehmen.

Gottw. Dieß iſt allerdings meine Anſicht von einem Verhältniß des Beſchränkten, Endlichen zu einem Unbeſchränkten, Unendlichen, von einem Zeitweſen, dem ein Ewiges in jedem Moment ſich kundgeben ſoll.

Jul. Aber während der Menſch, wie Sie wollen, ſtets das Nächſte, das Beſte thun, und, um Gottes Willen zu erproben, zuſehen

ſoll, was er in Rechtſchaffenheit an den ungeheuern Weltkräften, mittelſt ihrer und gegen ſie, ausrichten mag, hat er doch gewiſſe Beſtände der Welt, eine Ordnung in kleinen und ſich erweiternden, einander durchſchlingenden oder umſchließenden Kreiſen im Auge; während er auf ein Nächſtes ſieht, blickt er doch darüber hinweg auf ein fernes Ziel; während er mit Abſicht ein Wirkliches behandelt, trägt er ein Ideelles, Allgemeines, einen Zweck im Herzen, und er bekümmert ſich deſtomehr um die höhern Mächte, jemehr er Charakter hat, das heißt mir, jemehr er würdevolle Zuſtände mit feſtgehaltenem Vorbilde herbeizuführen befliſſen iſt. — Geben Sie dieß zu?

Gottw. Recht gern! Jeder drückt die Sache nach ſeiner Weiſe aus.

Jul. Iſt dem ſo, dann müſſen wir auch annehmen, daß gewiſſe Beſtände, Bildungen, Inſtitute im Kreiſe der Menſchheit Gottes Wille ſeyen, ſonſt hätte der Charakter, der beſſere Menſch im Menſchen, keinen Antrieb, auf ihre Gründung und Erhaltung hinzuarbeiten.

Gottw. Mit Freuden laß ich mich von

Ihnen zu einer Erweiterung meines Begriffs treiben. Mit gleichem Recht nenne ich die ſchönen, wunderbaren Bildungen im Kreiſe der Natur und diejenigen in der Sphäre der Menſchheit, Gottes Werk. Es ſind die Leztern nach allgemeinem Ausdruck: Gewächſe, Blumen, Blüthen, Früchte, durch welche der Weltgeiſt Größeres als das Daſeyn geſunder Menſchheit in einer Unzahl von Einzelnweſen, durch welche er das Größte, die Ahndung ſeiner, des Allwaltenden, ſelbſt zur Darſtellung gebracht hat.

Schon in dem Reich der Thierwelt dämmert bei Geſchlechtern, die in größerm Zuſammenſeyn und Verkehr leben, ein Edleres herauf, aber bis zum Menſchlichen iſt eine Kluft, die den in unſerm naturhiſtoriſchen Zeitalter ſo beliebten Ausdruck: „Der Menſch iſt das edelſte unter den Thieren“ uns zu gebrauchen verbietet.

Laſſen Sie uns ohne Zaudern behaupten: Es iſt der Wille Gottes, daß dieſe Bildungen, ich heiſſe ſie: Ehe, Familie, Geſelligkeit, Gemeinde, Staat, Kirche ꝛc. werden und auf Er-

den beſtehen ſollen. Die Welt iſt eine Offenbarung Gottes, die ſchönſten Geſtaltungen darin ſind ſein ausgeſprochenes Wollen; er iſt derſelbe in den Einzelnheiten und in den Totalitäten.

Jul. Halten Sie ein! Wir werden unterſcheiden müſſen, ob er dieſe Bildungen nur in der Idee gewollt hat, oder auch die beſtimmten, ins Seyn getretenen, Formationen.

Wie vermöchte ich alle die Thorheiten, die Gräuel, den Wahnwitz, welche in manchen dieſer Inſtitute, oft wie ihnen ſchon im Beginn eingeboren, Jahre, Jahrhunderte lang im Schwange geweſen, mit dem Willen Gottes zu ſtempeln?

Gottw. Wie vermöchte ich anzunehmen, Gott laſſe thörichtes, unſinniges Weſen ſo lange und breit in ſeiner Menſchheit herrſchen, damit nicht nur die Einzelnen um ein natürlich gutes Daſeyn kommen, ſondern daß der Menſch in den größten Maſſen und in höherer Potenz gleichſam methodiſch darum gebracht werde?

Jul. Das eben frage ich ja auch!

Gottw. Ich frage aber in einem andern

Sinn, als Sie; denn ich antworte mir ſelbſt, daß alle dieſe menſchengeſchichtlichen Zerrbilder in der Nähe betrachtet eine andere, vielleicht darf ich ſagen — gotteswürdige Geſtalt gewinnen.

Jul. Ich bin neugierig zu ſehen, wie Sie dieſe Anamorphoſen zurechtlegen.

Gottw. Ich habe die Bildungen im Kreiſe der Menſchheit Gewächſen verglichen, und ſo will ich auch die grotesken Formationen, wie wir ſie durch Geſchichte und Völkerkunde kennen lernen, ſolchen Gewächſen vergleichen, die uns durch ihre ſonderbaren Formen auffallen. Unter den exotiſchen kommen gerade die wunderlichſten vor; doch wer weiß, ob nicht auch Bildungen, die uns nahe liegen, die wir gewohnt ſind, fremden Augen ebenſo abenteurlich erſcheinen, wie uns jene?

Dieſe völkerthümlichen, religiöſen und bürgerlichen Geſtaltungen ſind Pflanzen der Menſchheit, geformt nach der Art ihres Keims, gemäß den zeitlichen, klimatiſchen, örtlichen Einflüſſen; organiſche Gebilde, nur aus ſich ſelbſt zu erklären, und nur in der Nähe, vom Mit-

lebenden zu begreiffen. Es nimmt das Erſtaunen ab mit dem tiefern Hineinſchauen in den Organismus ſolchen Lebens.

Jul. Wenn ich mir auch Ihre Vergleichung gefallen laſſen will, wozu ſoll ſie führen?

Gottm. Zu der weitern Betrachtung, wie dieſe Bildungen in ihrem innerſten Weſen niemals ſchlecht, menſchenverderblich ſind, daß ſie ſtets das Schöne als Blüthe, das Gute als Frucht hervorbringen wollen, und wenn auch die Geſchichte von noch ſo widerwärtigen, bizarren Erſcheinungen, den Folgen bedingender Umſtände, zu erzählen weiß.

Bedenken Sie, daß wir ſelten erfahren, was denn eigentlich geſchehen iſt, daß Worte und Namen Dunſt ſind, daß Perſonen, Sachen, Verhältniſſe im Nebelbild uns vorſchweben, daß nicht von dem einzelnen Geſchehenen, der geſchichtlichen Notitz und Tabellen-Merkwürdigkeit die Rede ſeyn kann, ſondern von der intereſſanten Entwicklung eines Volkslebens oder von der einflußreichen Rückwirkung eines Ereigniſſes, einer Unternehmung oder That auf daſſelbe. Nehmen Sie das barokeſte Volk vor

ſich, wandeln Sie in Gedanken unter, und, ſo weit ihre Einbildungskraft es vermag, mit demſelben, und ſehen Sie, wie das, was Ihnen wunderlich, wo nicht unſinnig vorkommen wollte, für dieſe Menſchen überſchwängliche Größen, erhebende Aufgaben für ihr geiſtiges und ſittliches Weſen ſind. Gerade die groteskeſten Nationen haben gewiſſe Seiten der Humanität beſonders ſchön ausgebildet, auf einen Grad, den unſere beliebte harmoniſche Ausbildung niemals erreichen kann, ja für welchen wir kaum in den beſten Momenten ein ahndendes Gefühl in uns aufbringen.

Denken Sie an alles Schöne und Erhabene, was aus den aſiatiſchen Reichen zu uns gekommen, und was noch jezt im Orient neben zahlloſen Verſchränkungen Großartiges beſteht, — denken Sie an ſo manchen, ſeinen himmelanſtrebenden Kirchen vergleichbaren, geiſtigen Aufbau des Mittelalters, und daß eine ſolche Großes geſtaltende Symbolik ſich nicht vereinigt denken läßt mit einem verſtandesmäßigen Hellſehen, einer aufgeklärten Elementarbildung, einer philanthropiſchen Familiarität, wie wir

ſie ſo gern allen Völkern auf Erden gönnen möchten.

Jul. Ich kann im Allgemeinen wohl zugeben, daß das Allwaltende, ſo gut es den Stamm will, der den Wipfel trägt, jene umfaſſenden Bildungen, jene geſelligen körperlich-geiſtigen Vereine wolle als feſte Stützen der Humanität; aber dabei wird mir ſchwer, ſo ungeheure Anomalieen, wie ſie die Geſchichte der Völker uns mit den grellſten Farben malt, dieſe monſtröſen Carikaturen von Wahn im ruhigen, von Wuth im bewegten Zuſtand, mit jenem höhern Willen zu vereinigen. Was ich auf dem Standpunkt der bloßen Reflexion, im Sinne des Naturforſchers, als eine eben ſo und nicht anders aus natürlichen Zuſammenwirkungen ſich geſtaltende Erſcheinung in der Reihenfolge des Wirklichen erklären würde, das weiß ich auf dem religiöſen, wo in dieſem Wirklichen ſtets ein höherer Sinn walten ſoll, wenn auch nur als Zulaſſung doch nicht recht zu begreiffen.

Gottw. Manches von dieſen Carikaturen des Menſchlichen, von dem unſere Geſchichten

und Reiſebeſchreibungen voll ſind, und mit welchen übertreibende Bilderbücher die Einbildungskraft unſerer Kinder überreitzen, lebt eigentlich gar nicht mehr im Sinn und Gefühl jener Stämme und Nationen, iſt veraltet oder wird nur als leere Form fortgeſchleppt. Haben doch auch wir eine Menge ſolcher hohler Gebräuche ohne Lieb und Leid. Vom Aergſten finden wir die Analogieen bei uns ſelbſt. Vor Menſchenopfern, Selbſtverbrennen Indiſcher Wittwen ſchaudern wir zuſammen, und laſſen mit heiligen Gefühlen Jünglinge und Jungfrauen langſamen Tod in Klöſtern ſterben, und dgl. mehr.

Jul. Sollte es denn dem Weltgeiſt — möchte ich fragen — nicht möglich geweſen ſeyn, ſeiner Menſchheit überhaupt ſolche traurige Zerrbilder und Mißſtände zu erſparen und war der Allmächtige an dieſe Schranken gebunden?

Gottw. Laſſen Sie uns allem dem unläugbar Auffallenden, Anſtößigen, ja Urtheil und Glauben Verwirrenden gegenüber eine beſonnene Stellung annehmen. Was dem Weltgeiſt möglich geweſen, überſteigt natürlich die Ahndungen und Begriffe des Menſchengeiſtes,

der Mühe hat, in dem Vorhandenen ſich zu orientiren, und dem, wo er keine Vergleichungs-Punkte mehr hat, die Gedanken ausgehen.

Es wird alſo gerathen ſeyn, anzunehmen, die Schöpfung ſey der Inbegriff ebenſo aller Möglichkeit, als aller Wirklichkeit und aller Nothwendigkeit, und gehe ganz auf in dem erſten, wie in dem zweiten und dritten, ſo daß alles Mögliche auch wirklich werde, und alles Wirkliche ein Nothwendiges ſey, von dem Standpunkt aus geſehen, wo ſelöſt alle Freiheit in die ewige Nothwendigkeit des Daſeyns aufgenommen iſt.

Jul. Ihnen wäre demnach die Welt eben das nothwendige Wirklichwerden alles Möglichen?

Gottw. Nicht anders! — wie ſie nach einem andern Ausdruck der Inbegriff, das Reich aller Poeſie, Phantaſie, Ideale, Theorieen, Wünſche, Forderungen, ſo wie aller Proſa, verſtändigen Praxis, alles Sollens, aller Pflicht und endlich aller Nöthigung, alles allgemeinen Zwingenden, der klimatiſchen, nationalen, re-

ligiöſen, bürgerlichen und familiären Bannverhältniſſe iſt.

Jul. Nun eben in dem Sinne, daß alles das in der Welt zur Erſcheinung kommt?

Gottw. Nicht bloß ſo, ſondern daß mit dem Einen immer auch ſein Gegenſatz gemeint iſt, ſo daß z. B. alle Ideale zuſammengenommen nur das Wirkliche im Sinne haben, die Kunſt in ihrem höchſten Umfang nicht über dem Leben oder auſſer ihm ſchwebt, ſondern eben ein Bild des Lebens ſelbſt iſt, und einem rechten Menſchen ſich im Verlauf des Lebens alle Wünſche und Hoffnungen erfüllen, ſo daß das Daſeyn wieder in jedem von den Angeführten ganz aufgeht.

Jul. Aber das Denkbare, das vom ungebundenen, frei und rein ſchaffenden Geiſt Erzeugte, das ſich in der zähen Maſſe der Welt nicht verwirklichen kann.

Gottw. Wir wollen dreierlei Hauptanſichten des Lebens unterſcheiden: die triviale, empiriſche, die ſich Alles, auch das Ungemeine, aus Alltagsbegriffen und Binſenwahrheiten zu erklären weiß, — die vernünftige, die

alles Schlechte zurückgedrängt, das Gute aber ſeiner Norm mit leiſem Zuge nähergebracht wünſcht — die phantaſtiſche, die ſich mit allgemeinen, über dem Wirklichen und auſſer Rapport mit ihm ſchwebenden Idealen beſchäftigt.

So hoch Sie dieſes Leztere ſtellen wollen, mir iſt es ein Vorübergehendes, ein bloßes Gedanken- und Ideenſpiel und nur als ſolches wirklich. Sein Gegenſtand iſt aber unwirklich, ja unmöglich, denn alles kosmiſch Mögliche wird wirklich und entſteht nothwendig einmal.

Dieß iſts, was ich Ihrem Skrupel, ob denn nicht der Weltgeiſt ſtatt der verletzenden Erſcheinungen andere Menſchenſchickſale, näher den Normalbildern von Humanität, hätte ins Leben rufen können, entgegenzuhalten weiß. Nun zurück zu dem unſerer Unterſuchung Näherliegenden:

In jeder Gemeinſchaft von Menſchen darf ich einen allgemeinen Geiſt vorausſetzen; das Bedürfniß, das ſie zuſammenführte und zuſammenhält, kommt ihnen zum Bewußtſeyn; ſo tragen ſie einen Begriff von ſich, als Verein,

in ſich; und ſie erſcheinen mir als intelligente und moraliſche Perſon.

Jul. Recht ſchön und gut, wenn man ſo ins Allgemeine hineinſieht; nur weiß ich nicht, wo ich dieſe Intelligenz und Sittlichkeit faktiſch ſuchen und finden ſoll; der Beſchränkte, Engherzige fragt nicht nach dem Ganzen, ſelbſt der Geiſtreiche und Hochſinnige wird kaum eines reinen und beſtimmten Bildes von ſeinem Verhältniß als Glied einer Gemeinde, Gemeinſchaft mächtig. Muß doch jeder täglich beſſer lernen, ſich als Gatte, Vater, Freund, Bürger ꝛc. zu begreiffen, und wer ſteht ſo im Mittelpunkt, daß er die gröſsern Sphären, Stadt, Staat, Kirche ꝛc. durchſchaut?

Gottw. Laſſen Sie uns dieſe Dinge nicht auf ſublime, metaphyſiſche Weiſe anfaſſen, wie die neuern Schulen belieben, ſondern mit einem feſten Vertrauen, wie ſichs unſere biderben Altvordern unterſtanden; nicht mit dem Geiſtesübermuth, als könnte ein Menſch ſeine Vorbilder der Welt aufdrücken, und als müßte die Weisheit von heute für Generationen auslangen, ſondern mit der Achtung fürs Objekti-

ve, die täglich lernt, und in jedem Moment nur ſchafft, was Noth iſt.

Wie es nun kein — ich möchte ſagen — ſtehendes Verſtehen ſolcher reichen Sphären von Lebendigkeit gibt, ſondern ein fortwährendes Lernen durch Anſchauen, ſo läßt ſich auch kein herrſchendes Mißverſtehen bei den Mitgliedern annehmen, weil neben dieſem ſich kein Beſtand eines Vereins denken ließe. Dieſer Beſtand iſt aber unausgeſetzte Entwicklung, und dieſe hat immer das Beſtreben zum Beſtand.

Der Verein, als moraliſch-intellektuelle Perſon, hat nun, wie der einzelne Menſch, nach dem zu fragen, was Gottes Wille iſt, um dieſen Willen auszurichten, das heißt zunächſt, das rechte Beſtehen des Ganzen fortwährend zu bewirken. Er erkennt aber ebenſo, wie der einzelne Menſch, nichts für Gottes Willen, an was er nicht Intelligenz und Sittlichkeit in ihrem vollen Ausdruck bearbeitend geſezt hat; erſt das, was er nicht auf dieſem Wege mit ſich in Uebereinſtimmung zu bringen vermochte, darf er für unabwendbares Schickſal nehmen, und es wäre leichtfertig, bevor nicht das Beſte

versucht worden, zu sagen: es war nicht Gottes Wille.

Jul. Sie setzen bei Ihren Aussprüchen immer eine Forderung voraus, die nicht gehörig begründet ist, das Hinarbeiten auf einen Zweck, also ein klares Erkennen des Wesens des Vereins und des Ziels, dem er sich selbst zuführen soll. Wo lebt denn diese Erkenntniß, dieser Charakter, diese nachhaltige Kraft des Wollens, diese Lebensweisheit? lebt sie in Allen oder in besonders Begabten, herrscht sie fürwährend oder erwacht sie täglich und läßt sich finden, soweit man ihrer bedarf?

Gottw. Recht verstanden findet dieses Alles zugleich statt. Wie aber der einzelne Mensch nur mitten in seinem Werk der einsichtsvollste, nur in der That selbst der kräftigste ist, so bringt auch dem Verein jeder Tag seinen Rath, Bedürfniß weckt Einsicht, Versuch gibt Lehre, Erfolg Erfahrung. An dieser Aufgabe, an dem was ihm Noth ist, lernt der Gemeinsinn, was Klugheit oder Thorheit, was Wohl- oder Mißwollen aus den Weltdingen zu machen vermögen.

Nach dem eifrigſten Ringen und Streben geht im Erfolg das Walten der organiſchen Kräfte zu Tage; dieſen Erfolg ſieht die Intelligenz, jenachdem es kommt, mit beifälligem oder befremdetem Blick an; er erſcheint ihr zuerſt, weil ſie mit verſchiedenartigen Gewalten gekämpft hat, faſt wie ein Naturereigniß; dann aber als Evolution der Welt, als organiſche Entfaltung einer geſchichtlichen Sphäre, die kein menſchlicher Wille beherrſcht, als Schickung, nach welcher ihr die Aufgabe, Gottes Willen ferner zu thun, neu hingeſtellt iſt.

Im Verfolg erwächst der Intelligenz — ſie kann Hohen und Niedern, Geiſtreichen und Geiſtesarmen gegeben ſeyn, und wir finden ſie oft unerwartet, wo ſie viele nicht ſuchen — aus dem Ueberſchauen ihres Ringens mit ſich ſelbſt, mit Gegnern, mit den natürlichen Umſtänden und den aus ſolcher Wechſelbeſtimmung hervorgehenden Erfolgen eine Ahndung von dem Walten der höhern Macht, oder was wir die „Wege Gottes" nennen wollen, wie Ihnen und mir dieſe Ahndung aus dem Ueberblick unſers Lebens aufblüht, aus einem Hineinſchauen

ins eigene Daſeyn, in ein Gewebe von ſittlichen Beziehungen, deſſen ſchon Kinder fähig ſind, das mit vorrückenden Jahren Guten und Böſen mahnende Pflicht wird, und das, man darf es ſagen, ſo wie es den Grundzug unſers Charakters bilden hilft, ſich mit den höchſten und heiligſten Intereſſen unſers Geiſtes verbindet.

Wie oft, um nur an eine Wahrnehmung zu erinnern, fand ich eine klugberechnete Abſicht meinem Kopf zum Aerger, meinem Gemüth zum Schmerz vereitelt. Ich meinte durch ſie im Guten vorzurücken, und fühlte mich um einen ſchönen Erfolg verkürzt; und doch — kaum hatte ſich das Verhältniß, und ich mich in ihm weiter entwickelt, ſo ſah ich, wie kurzſichtig ich geweſen, wie viel reicher das Leben iſt, als unſer Sinn, wie einſeitig, fehlerhaft ich gerechnet, wie meine Abſicht an dem Organismus der Welt geſcheitert, damit ich ſein Weſen kennen lerne, damit mein Bild von dem Leben deſſen würdiger werde; ich war mit meiner Abſicht zurückgedrängt, und doch auf beſſerm Wege zu meinen Zwecken.

Ich bleibe Menſch, ich denke, empfinde und handle wieder ſo fort, aber bei jeder Lection des Schickſals ſage ich mir doch, an dieſe Erfahrungen gemahnt, daß ich das Beſte nicht von meinen Abſichten und Hoffnungen, ſondern von einem gewiſſenhaften Thun im Ganzen, von der ruhigen Entwicklung des Guten und ſeinem Sieg über alles Schlechte zu erwarten habe.

Ich denke, wir können dieſe Wahrnehmung auf alle Vereine im Menſchenthum, von der Ehe bis zum Völkerbund, anwenden, und uns die Nachweiſung im Beſondern erſparen.

Auf eine erhebende Weiſe ſtimmt dieſe Ahndung der Wege Gottes im Einzelnen mit dem überein, was die Völker als einen heiligen Schatz, den Glauben an einen Allwaltenden und deſſen lenkende Hand, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbend bewahrt haben. —

Die Freunde waren über dieſem mit warmem Antheil fortgeſezten Geſpräch die Höhe vom Walde herab bis zu dem Vorhügel gekommen, und ſtanden jezt am Zaun des Gärtchens ſtill, das zu Julius Wohnung leitete. Der

Gegenſtand war nicht erſchöpft, aber das Intereſſe für heute abgeſponnen. Es fing an zu dämmern; von einem in Weſten aufgethürmten gewitterhaften Dunſtgebirg aus hatte ſich am Horizont des Unterlandes eine lange Wolkenbank hingelagert, der Saum dieſer ſtahlblauen Maſſen war von der hinter ihnen hinabgeſunkenen Sonne blendend vergoldet und leicht ſchuf die Einbildungskraft aus dieſer Erſcheinung einen dem vulkaniſchen Krater entfließenden Lavaſtrom.

Von dieſem frappanten Bilde feſtgehalten warteten ſie ſein allmähliches Erbleichen ab, und ſagten ſich dann ohne Rückblick auf ihr voriges Geſpräch gute Nacht.

3.

„Dem Gerechten müſſen alle Dinge zum Beſten dienen!“

Mit dieſem Spruch trat eines Abends Gottwalt, in deſſen Seele die neulich mehr beiſeite gelegte als zu Ende gebrachte Unterſuchung leiſe

fortgewirkt hatte, zu Julius ins Zimmer, der, von der Unverbeſſerlichkeit eines widrigen Geſellen unter ſeinen Dienſtleuten mißgeſtimmt, einen mürriſchen Blick vom Pult aus auf ſeinen Spiegel warf, um zu ſehen, wer ihn denn im Ausbrüten ſeines Aergers ſtörend unterbreche.

„Und dem Schlechten dienen alle Dinge zum Schlechten!“ entgegnete mit gereiztem Ton und grämlicher Miene Julius. Der Gaſt blieb betroffen ſtehen, und las auch durch den Spiegel auf dem Geſicht des Freundes, daß Etwas vorgegangen ſeyn müſſe.

Dieſer ging ihm nun aber mit ſich aufhellenden Zügen bewillkommend entgegen und faßte ſeine Hand.

Verzeihung! Freund! — ſagte er; — wir fallen meiſtens ſelber in einen Fehler, wenn wir über den eines Andern ungehalten ſind. Einer meiner Leute iſts, mit dem ich mich ſchon geraume Zeit herumquäle. Weder eigentlich böſe noch dumm hat er doch ſchon viel Gutes verhindert. Während er es vielleicht im Ganzen mit der Welt wohl meint, kann er doch,

wahrſcheinlich aus einer innern Entzweiung heraus, nicht leiden, wenn es uns im Augenblick wohl werden ſoll, und ſo hindert er das Rechte gerade wo der Moment für daſſelbe eintritt. Und doch kann ich ihn nicht los werden, wie wir ſo manches nicht loswerden, was uns beläſtigt.

Doch laſſen Sie mich dieſes kleine Hauskreuz vergeſſen.

Sie warfen mir bei Ihrem Eintritt einen Fehde-Handſchuh hin, — wenn ich einen bibliſchen Spruch ſo nennen darf. Ich frage jedoch: Wenn nun aber die Gerechten den Schlechten, die Klugen den Thörichten im Verein nachgeben und zuſehen müſſen, wie das Schlechte, das Thörichte obſiegt und Schickſal des Vereins wird?

Gottw. Welche nennen Sie die Klugen und Gerechten? Die Warmblütigen, Phantaſiereichen, Idealerfüllten, die Bilder ſchöner Zuſtände in ſich tragen, welche für die beſtehende Welt ſo unpaſſend ſind, als wenn ich die Statuen des Apollo und der Venus in meiner Wohn- oder Kinderſtube aufſtellen wollte?

— oder die Strenggeſchulten, Buchweiſen, die gemeinſame Angelegenheiten wie ein Lehrfach behandeln, und das Leben durch ein Tabellen-Netz betrachten? — oder endlich die ehrlichen Männer, die in ihrem kleinen Kreiſe Geachteten, die aber alle Verhältniſſe mit mikroskopiſchem Auge betrachten, und auch wo es das Größere gilt, ſo wenig einſetzen, daß unmöglich etwas Erkleckliches gewonnen werden kann? Sie alle meinen es gut, aber ſie ermangeln doch des rechten Begriffs von der Sphäre, deren Wohl ſie berathen helfen. Schon im kleinſten Kreis, in dem der Ehe und Familie — und wie viel mehr in den größern — ſind Schwärmerei, Pedanterei und Kleinigkeitsgeiſt, wie ich jene Eigenſchaften, die unter mancherlei Geſtalten auftreten, benamſen will, oft ſo ſchädlich als entſchiedenes Mißwollen, beſonders da ſie, wenn man ihnen etwas anhaben will, auf ihr gutes Herz pochen.

Insbeſondere ſoll das Buch nicht Orakel, ſondern Rathgeber, die Studirſtube nicht das Regierungs-Cabinet, ſondern das Aſyl ſeyn, in welches man ſich aus der Verſammlung zu-

rückzieht, um ſich zu neuem Rathen und Thaten vorzubereiten.

Beruf und öffentliches Thun können nicht wie eine Wiſſenſchaft, und das geſellige Leben nicht wie der Beruf betrieben werden.

Jul. Sie ſprechen von einem Handeln des Vereins den Umſtänden, Schickungen, Gottes Willen gegenüber, als wäre jenes Sache aller Mitglieder, da doch, wie Sie wohl wiſſen, die Anſichten und Einſchreitungen weniger Bevorrechteten das Schickſal des Vereins beſtimmen.

Gottw. Wir können auf unſerm Standpunkt nur von gröſsern Bezügen ſprechen, nicht von einzelnen Relativitäten. Wir wenden unſere Blicke dahin, wo Antheil und Wirkſamkeit allgemein ſind. Jeder Einzelne nimmt das Schickſal des Ganzen nach Maſs und Beſchaffenheit ſeines Intereſſe hin, und bearbeitet es in ſeinem und ähnlich Denkender Sinne weiter.

Jul. Wer hat aber die richtigſte Stellung gegen die anrückenden Ereigniſſe und begreift am beſten, was Gottes Wille ſeyn mag?

Gottw. Meines Erachtens derjenige, der da einſieht, daſs, wo Viele mit vielerlei In-

tereſſen Eines berathen und zu verwirklichen trachten, der Erfolg immer nur ein Mittleres, Mittelmäßiges ſeyn kann. Mittelmäßig iſt die Welt im Ganzen, und auf dieſes Maß muß alles berechnet ſeyn, was für die Menſchen Folge haben, was ein menſchliches Inſtitut begründen oder forterhalten ſoll.

Das innigſt Empfundene, Tiefſtgedachte, wenn Sie es ausſprechen, der Welt mittheilen, wird in einem mittlern Sinn aufgenommen. Das Schönſte und Beſte in Gedanken und That iſt Eigenthum des Einzelnen; aber was in ſeinem innern Tempel hell glänzt und rein tönt, das zerſtreut und vermengt ſich heraustretend in die Welt mit ihrer gemeinen Helle, ihrem verworrenen Lärm.

Dieſer Erkältungs- und Abſchwächungs-Prozeß beim Ueberſetzen des Innern ins Aeuſſere iſt es, der auch bei guten, aber nicht welterfahrnen Menſchen ſo viele bittre Klagen veranlaßt.

Sie erinnern an den herrlichen Schwank von Hans Sachs: Sankt Peter mit der Geiß.

Jul. Wie iſt es damit? ich kenne ihn nicht.

Gottw. Ich habe mich ſo daran ergötzt, daß ich ihn vom öftern Leſen auswendig kann. Hören Sie:

Da noch auf Erden ging Chriſtus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins Tags aus ein Dorf mit ihm ging,
Bei einer Wegſcheid Petrus anfing:
O Herre Gott und Meiſter mein!
Mich wundert ſehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller Friſt
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habakuk ſagt, der Prophet:
Frevel und Gewalt geh für Recht,
Der Gottlos übervortheil ſchlecht
Mit Schalkheit den Gerechten und Frommen,
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen,
Die Lehr geh durcheinander ſehr,
Eben gleich wie die Fiſch im Meer.
Da immer Einer den Andern verſchlind,
Der Böſ' den Guten überwind;
Deß ſteht es übel an allen Enden,
In obern und in niedern Ständen.
Deß ſiehſt Du zu und ſchweigeſt ſtill,
Sam kümmre dich die Sach nit viel,
Und geh dich eben glatt nichts an,

Könntſt doch alls Uebels unterſtahn,
Nähmſt recht in d' Händ die Herrſchaft dein; —
O ſollt ich ein Jahr Herr Gott ſeyn,
Und ſollt den G'walt haben wie Du,
Ich wollt anderſt ſchawen darzu.
Führn ein viel beſſer Regiment'
Auf Erderich durch alle Ständ.
Ich wollt ſteuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wollt anrichten ein rüwig Leben.

Der Herr ſprach: Petre! ſag mir eben,
Meinſt du wolltſt beſſer je regieren,
All Ding auf Erd daß ordiniren,
Die Frommen ſchützen, die Böſen plagen.

Sankt Peter thät hinwieder ſagen:
Ja es müßt in der Welt daß ſtehn,
Nit alſo durcheinander gehn,
Ich wollt viel beſſer Ordnung halten.

Der Herr ſprach: Nun ſo mußt verwalten
Petre! die hohe Herrſchaft mein,
Heut den Tag ſollt du Herr Gott ſeyn;
Schaff und gebeut alls was du willt,
Sey hart, ſtreng, gütig oder mild,
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib ſchön Wetter, Wind oder Regen,
Du magſt ſtrafen oder belohnen,

Plagen, ſchützen oder verſchonen,
In Summa mein ganz Regiment
Sei heut den Tag in deinen Händ.
Darmit reichet der Herr ſein Stab
Petro den in ſein Hände gab.
Petrus war deß gar wohl gemut
Daucht ſich der Herrlichkeit ſehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager, und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerriſſnen Kleid,
Die trieb ihr Geiß hin auf die Weid,
Da ſie mit auf die Wegſcheid kam,
Sprach ſie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bſchütz dich immerdar,
Daß dir kein Uebel widerfahr.
Von Wölfen oder Ungewitter,
Dann ich kann wahrlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heut ich ſonſt nichts zu eſſen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden,
Nun geh hin, wo du Weid thuſt finden,
Gott der bhüt dich mit ſeinen Händ.
Mit dem die Frauw wiederumb wend
Ins Dorf, ſo ging die Geiß ihr Straß.
Der Herr zu Petro ſagen was:
Petre! haſt das Gebet der Armen
Gehört? du mußt dich ihr erbarmen,

Weil ja den Tag biſt Herr Gott du,
So ſtehet dir auch billig zu,
Daß du die Geiß nembſt in dein Huth,
Wie ſie von Herzen bitten thut,
Und behüt ſie den ganzen Tag,
Daß ſie ſich nit verirr im Hag,
Nit fall noch mög geſtolen wern,
Noch ſie zerreiſſen Wölf und Bärn,
Daß auf den Abend wiederumb
Die Geiß unbeſchädigt heim kumb
Der armen Frawen in ihr Haus;
Geh hin und richt die Sach wol aus.
Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in ſein Huth an dem Ort,
Und trieb ſie an die Weid hindan,
Sich fing Sankt Peters Unruh an;
Die Geiß war muthig, jung und frech,
Und bliebe gar nit in der Räch,
Lof auf der Weide hin und wieder,
Stieg ein Berg auf, den andern nieder,
Und ſchlof hin und her durch die Stauden,
Petrus mit Aechzen, Blaſn und Schnauden
Mußt immer nachtrollen der Geiß,
Und ſchien die Sonn gar überheiß,
Der Schweiß über ſein Leib abrann,
Mit Unruh verzehrt der alt Mann
Den Tag, bis auf den Abend ſpat

Machtlos, hellig, ganz müd und matt
Die Geiß wiederumb heimhin bracht.

Der Herr ſah Petrum an und lacht,
Sprach: Petre! willt mein Regiment
Noch länger bhaltn in deinen Händ?

Petrus ſprach: Lieber Herre mein!
Nimb wieder hin den Stabe dein,
Und dein Gwalt, ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten,
Ich merk, daß mein Weisheit kaum töcht,
Daß ich ein Geiß regieren möcht
Mit groſer Angſt, Müh und Arbeit,
O Herr! vergib mir mein Thorheit.
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nicht mehr reden ein.
Der Herr ſprach: Petre! deßhalb thu,
So lebſt du fort mit ſtiller Ruh,
Und vertrau mir in meine Händ
Das allmächtige Regiment.

* * *

Dieſe Fabel iſt von den Alten
Uns zur Vermahnung fürgehalten,
Daß der Menſch hie in dieſer Zeit
Gottes unerforſchlich Weisheit
Und ſeim allmächtigen Gewalt,

Wie er Himmel und Erd erhalt,
Und ſie verborgenlich regier,
Nach ſeinem Willen ordinier
Alle Geſchöpf und Creatur
Als der allmächtig Schöpfer pur,
Daß er dem ſag Lob, Preis und Ehr,
Und forſch darnach nicht weiter mehr
Aus Fürwizz muthwillig und frech,
Warumb dieß oder jens geſchech,
Warumb Gott ſolch Uebel verhäng,
Sein Straf verzieh ſich in die Läng,
Und die Bosheit ſo ob laß ſchweben,
Als ſolch Gedanken kommen eben
Gefloſſen her aus Fleiſch und Blut,
Das aus Thorheit urtheilen thut,
Und läßt ſich dünken in den Sachen,
Es wöll ein Ding viel beſſer machen,
Denn Gott ſelber in ſeinem Thron,
Und wenns ihm etwan Noth ſollt thun,
Sollt er mit Müh, Noth und Angſtſchweiß
Auch hie regieren kaum ein Geiß.
O Menſch erkenn dein Unvermügen,
Daß dein Weisheit und Kräft nicht tügen
Nachzuforſchen göttlichem Willen;
Laß den Glauben dein Herze ſtillen,
Daß Gott ohn Urſach nichtſen thu,
Sonder aufs Beſt, und ſey zu Ruh.

Dergleich urtheil in dieſer Zeit
Auch nit die weltlich Obrigkeit,
Samb ſollts das thun und jenes laſſen,
Dieweil ſie iſt von Gott dermaßen
Zu regieren hie auserwählt
Und ſeim Volk zu gut fürgeſtellt,
Daß ſie Gottes Befelch ausricht,
Und ob ſie gleich daſſelb thut nicht,
Sonder eben das Widerſpiel
So iſt es doch aus Gottes Will,
Zu Straf der großen Sünde dein,
Sie wird tragen das Urtheil ſein,
Derhalb mans auch nit urtheiln ſoll,
Bitten und beten mag man wohl,
Daß uns Gott wöll die Sünd verzeihen,
Und ſein Gunſt und Genad verleihen
Der Obrigkeiten Regiment,
Weil ihr Herz ſteht in ſeinen Händ,
Auf daß Ruh und Fried auferwachs
In chriſtlicher Gmein — wünſcht Hans Sachs.

4.

Gottwalt hatte den Schwank ohne deklamatoriſche Tonausſtattung, ſondern gerade hin, als hätte er ihn eben ſelber erdacht, ungefähr wie ihn der ehrbare Schuhmacher und Dichter ſeinen Freunden Sonntag Abends mag vorgetragen haben, geſprochen und Julius damit eine große Freude gemacht, ſo daß dieſer nach mehr ſolcher Gaben Verlangen trug und Gottwalt um die Mittheilung des ganzen Dichters anging.

Ich werde Ihnen einen von den fünf Folianten um den andern zuſtellen — ſagte Gottwalt; aber wie viel heiterer muß der Genuß der Freunde des Dichters geweſen ſeyn, wenn ihnen die einzelnen Blätter, wie ſie Zeit und Gelegenheit dem hellen Geiſt entlockten, in luſtiger Folge zukamen. So ſchön uns ein Erzeugniß dünken, ſo vergnüglich es uns anſprechen mag, wir thun wohl, wenn wir jedes Kunſtwerk auf ſeinen Urſprung, auf die ſeine Entſtehung begleitenden Umſtände in Gedanken zurückführen.

Die ernstere Untersuchung wurde durch die Unterhaltung über den gemüthlichen Meistersänger unterbrochen und an diesem Abend nicht weiter fortgesezt. —

In den öffentlichen Blättern waren in jenen Tagen die Jesuiten, die Congregationen, Missionen, apostolischen Junten, die heilige Inquisition, und andere Anstalten und Erscheinungen, die unter ehrwürdigen Namen und Beinamen eine bedenkliche, zweideutige Gestalt tragen, stehende Artikel.

Kein Wunder, daß die beiden Freunde, die ihr spekulatives Kapitel noch nicht zu Ende geführt, diese politischen Phänomene damit in Bezug brachten, und ihre Ansichten und Aussprüche vergleichend, versuchend daran hielten.

Julius war bei Nachrichten, die seinem Wunsch zuwider liefen, der Ungeduldigere und wahrsagte selbstquälerisch das Schlimmste. Gottwalt begütigte manches und mäßigte die Uebertreibungen des Cholerischen. Sie saßen auf der Terrasse vor dem Schlößchen, ziemlich erhaben über den Thalgrund, in dessen Erweiterung gegen Osten die Stadt mit angewach-

ſenen neuern Bauten, umgeben von reicher Vegetation der Gemüß- Obſt- und Weingärten, lag, über welche hin die Ferne mit duftig blauen Tinten ſich ausbreitete. Rückwärts hatte das Thälchen, ſich verengend, einen ganz andern, viele liebten zu ſagen, einen ſchweizeriſchen Charakter.

Einzelne Häuſergruppen, Schenken, Mühlen, eine Ziegelhütte, ein Weiler, bildeten maleriſche Maſſen. Eine befahrene Straße zog ſich durch den freundlichen Anbau in die Einſamkeit des von beiden Bergſeiten herandrängenden Waldes.

Wenn ich ſo ruhig und beſonnen hineinſchaue ins Leben und Treiben der Menſchen — ſagte Gottwalt — ſo kann ich unmöglich annehmen, ſie ſeyen zu Kummer und Sorge, zu einem peinlichen Ringen mit der Erde, zum Hader mit einander beſtimmt, ja ein unabweisbares Gefühl, eine deutliche Ahndung ſagen mir, daß es im Allgemeinen gut mit meinem Geſchlecht ſtehe und wenn auch nicht dem Beſſern, doch nicht dem Schlimmern ſich zuwende.

Jul. Es will mir faſt ſcheinen, Sie bequemen mehr Ihre Anſichten dieſem Gefühl, dieſer Ahndung, als umgekehrt.

Gottw. Es möchte bei uns ſchwer aufzufinden ſeyn, welches bei der beſtändigen Wechſelwirkung von beiden das beſtimmendere ſey. Der Menſch in ſeiner Weſenheit und ganzen Stellung nimmt, was er erfährt, erlebt, in ſich auf, und ſucht es ſeiner Individualität zu unterwerfen; aber dieſe iſt doch das Produkt ſeines Erlebens, und ſeine Erfahrungen üben eine leiſe durchdringende Gewalt auf das Ganze ſeiner Selbſtheit aus.

Jul. Sie berufen ſich auf Gefühl und Ahndung, gleichſam als auf etwas Allgemeineres, Höheres, das ſich durch einzelne Erfahrungen nicht irre machen läßt. Aber dieſe Gewalten ſind Nebelgeſtalten, die man nicht recht feſt vor die Klinge bekommt. Ich ſehe meinem Gegner gern ins Auge. Von Gefühlen mag ich nicht viel reden hören, weder in Romanen, denn ich haſſe all das empfindſame Volk, noch in Lehrbüchern der Pſychologie, noch auch im ſittlichen und religiöſen Leben. Die Einen brü-

ſten ſich damit, als wären ſie Tugenden, die Andern entſchuldigen ihre Schwächen damit, als mit etwas Unwillkührlichem: kurz, wer einmal hinter das fatale Wort gekommen, der braucht es, wie es ſein Vortheil erheiſcht; er läßt es ſtets da auftreten, wo ihm der Verſtand ausgeht. Die Pſychologen ſpalten mit dem Lineal den Fluß, der doch ewig wieder zuſammenrinnt, und in den Romanen verfolgen uns die Gefühle, wie die Drehorgeln in der Meſſe.

Mir gilt eigentlich nur ein tüchtiges Anſchauen, ein vernünftiges Denken Etwas; was bin ich, ſo lange ich nichts anſchaue, nichts denke? ich finde wohl, daß Beides von Gefühlen begleitet iſt, aber ich wollte, man ſpräche nicht von dieſem geſtalt- und ſprachloſen Gefolge der achtungswerthen Herrſchaften, und führte alles auf dieſe Leztern zurück, ohne ſich um jenes viel zu kümmern.

Gottw. Ich unterſcheide Gefühl und Gefühle und halte es in Beziehung auf Leztere mit Ihnen. Gefühle ſind ein verhülltes Anſchauen oder Denken, wie Nebelſterne verhüllte

Sonnenſyſteme. Wie dieſe zerfloſſenen Gebilde in der Nähe zu Weltkörpern mit feſter Form und geregeltem Lauf werden, ſo müſſen auch die Gefühle in ein richtiges Anſchauen und vernünftiges Denken ſich überſetzen laſſen. Will man ſein Kind thöricht oder unglücklich machen, ſo darf man es nur mit Gefühlen nähren, denen kein ernſtes Verhältniß entſpricht. Gefühle entſtehen beim Zudrang der Anſchauungen oder Gedanken, und da dieſe immer aus dem Endlichen, Beſtimmten ins Unendliche, Unbeſtimmte ſich verlaufen, ſo leben wir auch immer in Gefühlen. Wir wollen ihnen aber nicht nachlaufen.

Eine bedeutendere Macht iſt mir — das Gefühl, das Lebensgefühl, der Ernſt, der Antheil, die Wärme und Liebe, mit welchen ich das Daſeyn überhaupt empfinde und umfaſſe. Sie geben mir wohl zu, daß dieſe Macht eine ganz andere Stimme in uns führt, als jenes ſumſende Gefolge. Ich ſtelle ſie über alles einzelne Anſchauen, Denken und Empfinden als das oberſte Schauen, Wiſſen und Fühlen, alles in Einem; es iſt die menſchliche Fühlung vom Daſeyn im Ganzen. Es ſtünde beſſer um Le-

ben und Bücher, wenn mehr dieſes Gefühls und weniger jener Gefühle darin wären. In der poetiſchen Welt insbeſondere wird es mit den leztern arg getrieben, und wir haben erlebt, daß von den Gefühligen einem hohen Geiſt übel mitgeſpielt worden, der, mit einer reichen Fülle von Lebensgefühl begabt, durch dieſes jene Gefühle und Anwandlungen beherrſchte.

Jul. Finde ich mich hierüber mit Ihnen gleicher Anſicht, ſo möchte ich Sie nun auch um die Bedeutung der „Ahnung" befragen. Eine Worterklärung ſchenke ich Ihnen, da ich ſie mir ſelbſt geben kann; aber Sie nehmen den Begriff in ſeiner höchſten Geltung, und geben ihm den Rang der Idee, unter welcher ich alles Dasjenige verſtehe, was ich nicht bloß negativ und abſchließend durch einige ihm weſentliche Merkmale bezeichne und ſo von andern Dingen unterſcheide, ſondern poſitiv und umfaſſend nach ſeiner unbegrenzten Mächtigkeit, nach ſeinem unendlichen Weltausdruck begriffen haben möchte.

Gottw. Wenn Sie zugeben wollen, daß eben ein ſolches Durchherrſchendes, aber nir-

gend zur Erscheinung zu Bringendes schwer in Worte zu fassen ist, so versuche ich mich so darüber zu erklären: Ahndung ist mir das Vermögen des Menschen, die größte Hypothese des Geistes und Gemüths zu fassen; ein Hineinschauen in jene unsichtbare Region, wo alle Radien des Sichtbaren ihre Vereinigung finden; eine Voraussetzung von Wesenheiten, durch welche alles übrige Daseyn erst seine rechte Bedeutung erhält.

Sie trägt einen bescheidenern Namen als der des Wissens ist, und behauptet kein vollständiges Erkennen und Durchschauen ihres Gegenstandes, — in Beziehung auf welches jedoch gefragt werden möchte, ob denn ein solches wirklich noch irgendwo, ausser in der stoffleeren Sphäre der Mathematik, stattfinde — und dennoch steht sie noch über dem Wissen, da von ihr demselben Licht und Wärme zufließen.

Warum sollte sie sich ihrer Demuth schämen, da das Allwissen nur mit dem Allschauen bestehen kann, insofern aber das All unendliche Thätigkeit ist, und Schauen an diesem Akt

Theil nimmt und mit eine Richtung deſſelben iſt, mit dem Allſchauen ſich auch die Allmacht verbindet. Wir finden ja ſchon im ſcientifiſchen, und im Lebens-Verkehr, daß Wiſſen aus Schauen hervorgeht, Schauen aber nicht bloß etwas Theoretiſches, ſondern etwas recht Praktiſches iſt, da es vertrauten Umgang, leibhaften Verkehr, vielſeitige Verbindung mit dem Gegenſtand vorausſezt, und alſo ein Handhaben und Handeln iſt. In der Ahndung aber iſt uns, die wir Glieder des All ſind, ein Bezug zu dieſem verliehen, ein Hineinſchauen in das Undurchſchaubare vergönnt, ein von Vertrauen durchdrungenes Schauen, das wir auch durch Glauben bezeichnen.

Jul. Wenn ich nun auch mich der Ausdrücke: Gefühl und Ahndung in Ihrem Sinne bediene, und gern bekenne, daß auch ich an ein Allwaltendes glaube, welches die Angelegenheiten der Menſchheit bewacht, ſo fällt es mir doch ſchwer, dieſe beruhigende Anſicht auch im Einzelnen feſtzuhalten.

Wie ich bei meinem eigenen Leben, jemehr ich es auf einen reinen, würdigen Ausdruck zu

bringen trachte, deſtomehr mit einem gewiſſen Ungenügen, einer ſchleichenden Unruhe mich quäle, daß ich das normale Rechte, Schöne, Gute immer vertagt ſehen muß, daß das Erwartete nie kommen und mich einmal ganz erfüllen und zufrieden ſtellen will, ſo frage ich mich auch bei größern Anliegen: Wo iſt denn ein Gutes feſthaltend, wo iſt das heilvolle Ziel, zu welchem der Allwaltende dieſes Ringen und Kämpfen leitet?

Gottw. Suchen Sie das Gute in Ihrem Leben als einen feſten Beſitz? ſuchen Sie es im Völkerleben als ein hiſtoriſches Phänomen? Es iſt hier, dort, überall, heute, morgen, immer. Wo Sie hinſehen, iſt es, und — iſt es auch nicht; denn es iſt ſtets mehr oder weniger vom Böſen und Uebel durchſezt, und niemals und nirgend mag man hinzeigend ſagen: Siehe zu dieſem herrlichen Ziel, zu dieſer glänzenden Höhe hat Gott die Sache der Gerechten geführt? Mehr wohlgemeint als wohlgeſagt erſcheint mir daher, was wir bei öffentlichen Veranlaſſungen von den Wegen Gottes in bezeichneten Fällen und von dem ſichtbaren

Triumphiren des Guten über das Böse vorbringen hören. Nicht zur äussern Darstellung kommt jedesmal der Sieg der guten Sache; er wird den Verständigen in innerer Anschauung und bescheidener Freude kund, er trägt nicht Namen, Abzeichen, Gestalt und Farbe, ja während die stoffsüchtige Welt das Obsiegen der Tugend über das Laster mit Jauchzen und Jubelliedern feiert, wartet das Verhängniß schon mit demüthigenden Erscheinungen auf die sich ihres Siegs überhebende, in Lust übernehmende Partei.

Jul. Sie werden mit solcher Gesinnung selten laut in das: Herr Gott, dich loben wir! einstimmen, das bei gewissen Erfolgen eben als Dank des Volks für den Sieg der guten Sache dem Höchsten dargebracht wird?

Gottw. Solches öffentliche Jubiliren mag in den meisten Fällen konventionell unverwerflich, ja nothwendig seyn; dem stillern, bescheidenern Sinn thut es, als beschreiend den leise waltenden Geist des Nationalgeschicks, oft wehe.

Jul. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist Ihnen der Sieg des Guten auf der Erde mehr

in der Idee, als in äuſſerer Anſchauung und Erfahrung zu faſſen, iſt mehr eine organiſche Entwicklung, als ein feſtes Gebilde, mehr ein perſönlich ſich Anzueignendes, als ſächlich Garantirtes?

Gottw. So denke ich. Das Gute ſiegt immerfort, überall über das Böſe, weil der Weltgeiſt ſeinem Werk die Richtung von Finſterniß zum Licht gegeben, das Streben, die Sehnſucht nach dem Guten eingeboren hat.

Jul. Eine ſchöne Idee; wenn ihr nur nicht ſo viele hiſtoriſche Erſcheinungen widerſprächen. Soll ich Ihnen von ſo vielen Inſtituten, welche von Obſcurantismus und Selbſtheit geſtiftet werden, diejenigen nennen, die gerade in unſern Tagen von dieſen finſtern Gewalten aufgebaut, getragen, und immer weiter verbreitet werden? Und wenn die gröſsern Gebilde im Kreiſe der Menſchheit Gottes Wille ſind, und gleichſam Bäume im Garten der Humanität darſtellen, können wir dieß von jenen dämoniſchen Geſtaltungen auch vorausſetzen?

Gottw. Obſcurantismus und Selbſtheit — um alles Gemeinſchädliche in zwei Ausdrücken

zu begreiffen — können, absolut und in organisch freiem Walten genommen, nicht als Hauptprinzip in einem Verein herrschen, denn ein solcher fiele sogleich in sich zusammen. Selbst die kleinern Bündnisse gegen Wahrheit, Recht, Ordnung und Ruhe im Staat bestehen nur durch eine relative Strenge und Sittlichkeit der Verbündeten unter und gegen einander, so daß kein Räuber den andern übervortheilt, kein Bandit seinen Cameraden angreift; woher dann die freche Rede eines solchen, als man ihm eine Untreue gegen sein Complot zutraute: Was denkt Ihr, wir haben keine Ehre? — ihren Sinn erhält. Sind diese kleinern Bünde aber dennoch geradezu feindlich, verderblich, verbrecherisch gegen das National-Institut gekehrt, so werden Sie diese Richtung an keiner Anstalt von weltgeschichtlicher Bedeutung als wesentliche und Urbewegung bemerken, Sie werden mir keine dauernde historische Erscheinung nachweisen können, die ihr Daseyn der reinen Verstocktheit im Bösen, einer förmlichen Verschwörung gegen Recht, Wahrheit, Licht und Leben gedankt hätte. Was wir von der Art kennen,

waren enge, vorübergehende Verbindungen, die im reinern Sinn des Ganzen wieder untergiengen.

Jul. Nun wenn auch in dem, was wir Pabſtthum, Mönchthum, Jeſuitenthum, Tyrannenthum nennen wollen, das Böſe nicht gerade Fundament und Hauptprinzip war, ſo wurden doch alle Glieder durch ihren Schwur zu deren Fahnen gezwungen, zu einem Zweck mitzuwirken, der aller freien Entwicklung der Menſchheit widerſtrebte. Die Beſſern thaten es gebunden, eingeſchüchtert, der Anſicht ſich bequemend, wie man am Ende für ſeinen Beruf, ſey er auch noch ſo ſehr gegen die menſchliche Natur, Intereſſe fühlt. Die Schlechten fanden eben darin das rechte Element ihres böſen Willens, einen Tummelplatz ihrer Luſt an der Verkümmerung und Marter des Lebens, eine Waide ihrer Selbſtſucht. Ich glaube, man thut nicht Recht, wenn man in dieſe Finſterniſſe mildes Licht fallen läßt, und zeigt, daß auch der Satan noch farbig ſchillert.

Gottw. Es iſt hergebracht, daß auch viele von denen, die wir für Erwachſene im Geiſt

halten, die Geschichte der Menschheit wie Schüler ihre Landkarten anschauen, denen die derb und bunt gemalten die liebsten sind, die aber aus Idiosynkrasie die eine Farbe der andern vorziehen, und gewisse Distrikte, etwa wegen ihrer dunkeln Illumination, nicht leiden mögen.

Lassen Sie uns dagegen im Sinne des guten Geschichtschreibers, — der nicht etwa, wie in vorigen Tagen gefordert worden, keine Religion haben, sondern, allerdings von ihr durchdrungen, keinem starren Bekenntniß, so wie im Politischen keiner störrigen Partei angehören soll, — lassen Sie uns in jedem weltgeschichtlichen Institut das, was der Weltgeist mit demselben gewollt, was es für seine Zeit leistete und als natürlicher Gegensatz gegen eine vorhergegangene Mißbildung fruchtete, und was von ihm, als Uebergangs-Epoche zu hellern Zuständen, noch jezt in seinen Folgen bemerkbar ist, von dem unterscheiden, was Beschränktheit, Thorheit, Fanatismus, Selbstsucht, Bosheit aus ihm hin und wieder gemacht, und was es endlich in seiner Ueberständigkeit, Abgelebtheit für ein Schauspiel

dargebotzen. Lassen Sie uns in dieser Beziehung erwägen, daß der Weltgeist oft widerwärtige Elemente ins Leben ruft, und sich gestalten läßt, weil die Nationalkräfte nun einmal nicht in Einheit bleiben und wirken können, daß ein solches Ferment nöthig seyn kann, um die übrigen Stoffe in wohlthätiger Gährung zu erhalten. Lassen Sie uns nicht nur auf das öffentlich Lastende sehen, was der Nation, dem Zeitalter wie ein großes Hauskreuz aufliegt, sondern auch auf die geheime, allverbreitete Opposition, die, von der Geschichte vielleicht nicht beachtet und genannt, dennoch alle Belastete sich gegen jenes stemmen läßt, und die in der Wage des Lebens und der Thätigkeit mehr wiegt, als jene Last. Wir dürfen annehmen, daß, wenn in einem ins Nationalleben eingreifenden Institut ein das Reinmenschliche verletzendes Moment herrscht, in demselben Maße sich die gesunde Menschennatur mit ihren unveräusserlichen Rechten dagegen sträuben und zu beständigem Kampf stellen wird.

Jul. Sagen Sie mir doch, durch was die

Nationen ſchlechter werden, — durch das Nachlaſſen der Strenge der Einzelnen im Einzelnen, durch den Zerfall der Privattugenden; oder — durch das Sinken heilſamer, durch den fortwährenden Druck heilloſer Inſtitute?

Gottw. Ich gebe gern zu, daß die Wirkung vorherrſchend von den größern Maſſen auf die kleinern ſich äußere, was jedoch die Möglichkeit der Verſchlechterung der öffentlichen Gewalten und großen Potenzen durch eine ſchleichende Entſittlichung der Einzelnen nicht ausſchließt. Eine beſtändige Wechſelwirkung iſt, als hiſtoriſch begründet, nicht zu verkennen.

Jul. Sie leihen, gleichſam um die Ehre Gottes zu retten, jedem Verein von welthiſtoriſchem Charakter, jedem National-Inſtitut Intelligenz und Sittlichkeit?

Gottw. Beziehungsweiſe ja!

Jul. Dennoch geben Sie auch verderblich wirkende derlei Anſtalten zu, und als ihr Werk das Sinken der Nation?

Gottw. Das Sinken iſt Erfolg — nicht der mit böſem Willen einſchreitenden Intelligenz, nicht einer ſataniſchen Vorberechnung.

ſondern der Wechſelwirkung der öffentlichen und Privat-Entſittlichung. Die Nation ſinkt allgemach, und während ſie uns im Ganzen ein unerfreuliches, ja widriges Bild darbietet, das uns keine Achtung mehr einzuflößen vermag, leben die Glieder ihr Einzeln-Daſeyn von den kleinern bis zu den kleinſten Vereinen herab, ſo gut es gehen mag, fort.

Hier gilt dann jedem der Zuruf: Iſt dein Volk ſchlecht, ſo ſey du doch gut!

Jul. Die ſüße Milch Ihrer Anſicht, weder kalt noch warm, wird weder der einen noch der andern der beiden Hauptparteien unſerer Zeit behagen. Auch mir ſcheint ſie auf Schwächung der Energie, die gegen alles Recht und Licht Beſchränkende zu kehren iſt, hinzuwirken.

Gottw. Gerade das Gegentheil! Relative Lichtſcheu und Eigenſucht, wie wir ſie nicht ohne Grund manchen Inſtituten unſerer Zeit beimeſſen, ſind ja das Verfänglichere und fordern uns zu immer wacher Oppoſition gegen ſie auf.

Wer mir die Augen ausſtechen will, um mich dann auszuplündern, deſſen erwehre ich

mich leichter, als des Andern, der aus einem konsequenten Irrthum in optischen Dingen, wohl auch aus Neid über mein klares Auge, mir eine Blendung vor dasselbe zu schieben trachtet.

Jul. Ich denke mir, was aus Ihren Ansichten ein Großinquisitor, ein Jesuitengeneral machen kann, wenn er mit Ihnen sagt: „Unser Institut ist von Gott, sein Bestehen ist Gottes Wille, was dieses fördert, geschieht im Sinne des Höchsten!“ Ist nicht das Entsetzlichste in der Geschichte dadurch geschehen, daß die Organe unmenschlicher Institute im Namen Gottes und zu seiner Ehre einzuschreiten glaubten?

Gottw. Daß die Bildungen und Gestaltungen im Kreise des Menschlichen, von der Ehe bis zum Staat, wie die Bildungen im Reich der Natur, von Gott, und seinem Willen gemäß seyen, ist eine philosophisch-historische Idee, ist die Ansicht von einem Allgemeinen, einem Allwaltenden, sich anschließend an die Ideen von der organischen Entfaltung und Formation der Welt. Ich mag mir gern alle Philosophie als die große, vielleicht stets unauf-

lösliche Aufgabe vorstellen, das Werden des Gewordenen durch Denken zu begreifen. Jenes Philosophem ist aber keineswegs geeignet, daß wir, auf irgend ein Concretes hinzeigend, dieses nach ihm bestimmen, oder bei einer Wirklichkeit mit seiner Anwendung praktisch einschreiten. Die Ehe ist von Gott, nicht aber nothwendig irgend eine bestimmte, z. B. die meinige, insofern, als ich bei deren Eingehung mit mehr oder minder freier Entschließung gehandelt habe. Die Gemeinde ist von Gott, nicht aber nothwendig die Lage der unsrigen, die vielleicht aus unzweckmäßigen, unverständigen Elementen sich gestaltet hat. Staat und Kirche sind von Gott, nicht aber nothwendig die Verfassung, der Bestand derselben in der Gegenwart; ebensowenig die innerhalb ihrer sich bewegenden Anstalten, insofern sie Produkte menschlicher Plane sind.

Als Gewordenes, Geschehenes sind sie für den intelligenten Willen der Institute selbst ein Gegebenes, eine Natur, und die Aufgabe, als Stellvertreter Gottes zu wirken, steht in jedem

Augenblick der Gegenwart denſelben neu vor Augen.

Sey nun das Fundament eines Vereins bildend, hemmend, oder gar menſchen- und lebens-feindlich — der Verſtand deſſelben, wie ich mich kurz ausdrücken will, kann doch niemals etwas Beſſeres thun, als ſich jene Stellung vorhalten. Wenn je eine Möglichkeit denkbar iſt, daß ein Inſtitut auf den rechten Weg einlenke, ſo iſt ſie durch dieſen Vorhalt gegeben. Auch der Großinquiſitor, Jeſuitengeneral, unumſchränkte Herrſcher ꝛc. und jeder gefürchtete oder geliebte Vorſtand eines welthiſtoriſchen Inſtituts wird nur durch dieſen Vorhalt zu einem möglichſt hellen Hineinſchauen in das Weſen deſſelben, zu einem möglichſt klaren Bewußtwerden ſeines Zwecks gelangen.

Jul. Wie! ich ſollte meinen, wenn es je wünſchenswerth ſey, daß die ſubjektiven menſchlichen Regungen der Nachſicht, des Mitleids, des Erbarmens über die Tyrannei der objektiven Form ſiegen, ſo wäre es bei einem ſolchen Vorſtand. Wenn je die zermalmende Kraft eines ſolchen Inſtituts gebrochen werden ſoll, ſo

müſſe es auf dieſem Wege geſchehen. Oder wollen Sie für beſſer finden, daß der Handhaber dieſer tödtenden Form, in ſeinem conſequenten Wahn beharrend, nach den entſetzlich ſtarren Vorſchriften ſeiner Inſtruktion verfahre?

Gottw. Das iſt eine caſuiſtiſche Frage, auf welche es nie eine allgemeine Antwort gibt. In Anſtandsfällen hat der mitten in der Sache Stehende zu handeln; und im Kampf der Pflichten fehlt es nie an einem wenn auch kleinen Moment, das auf leiſer Wage den Ausſchlag gibt, wie Jeder es in ſeinem eigenen Leben zu erfahren Gelegenheit hat. Am gerathenſten iſt in ſolchen Fällen, die Umſtände möglichſt zur Reife kommen zu laſſen, und im entſcheidenden Augenblick klar ins Auge zu faſſen.

Aber zur Maxime kann es nun einmal nicht werden, daß irgend Einer, dem intelligente Gewalt gegeben iſt, den ſubjektiven Anwandlungen des Augenblicks eher folge, als dem, was er für das Rechte hält. Ich behaupte aber, daß auf dem Wege des ſtrengen Rechtthuns und der reinen Ueberzeugung das an ſich Rechte, Menſchen Heilſame endlich gefunden werden

muß, ſo weit auch jenes von dieſem in der Zeit oft getrennt ſeyn mag.

So viel Uebels gewiſſe Inſtitute auch in der Menſchengeſchichte verſchuldet haben mögen, ſo kommt doch vielleicht das Meiſte davon auf Rechnung der Anwandlungen, die unter der Decke der Form ihr Weſen getrieben.

Jul. Wie dem auch ſeyn mag — Sie werden mir zugeben, daß gar viele Inſtitute, die Sie im Allgemeinen höhere Blüthen der Menſchheit nennen, ſtatt dieſes und Gott wohlgefällig zu ſeyn, feindlich zerſtörend nach auſſen, beengend, tödtend nach innen wirken. Ich kann mich enthalten, Geſchichtliches anzuführen, da ſich die Belege unſerer Erinnerung leider aufdringen und genau betrachtet den größten Raum des Buchs der Geſchichte ausfüllen.

Gottw. Ich muß es zugeben.

Jul. Daß, was in ſeinem Anfang reine Idee, gefühltes Bedürfniß iſt, Befriedigung, Erhebung gewährt, im Verfolg ſtarre Form, todte Formel, Schlendrian, und wo nicht gar Schnörkel und Frazze, doch ſich forterbender Mißbrauch des geiſtigen Grundſtoffs wird?

Gottw. Sehr oft alles dieſes, ſtets wenigſtens ſtatt des urſprünglich Fließenden, nach augenblicklichem Bedürfniß von Herzen zu Herzen Mittheilſamen, unendlich Erregenden ein Feſtes, Umriß und Geſtalt Annehmendes, an körperliche Erſcheinungen, an Zeit und Ort ſich Heftendes.

Jul. Nicht nur das, ſondern daß wenn einmal ſo eine große Ganzheit, ſo eine hiſtoriſche Maſſe im fließenden Element des Menſchenthums ſich gerinnend, erſtarrend gebildet hat, ſie ſich den wahren, natürlichen Anliegen der Einzelnen, der Combination der Umſtände nicht mehr bequemt, ſondern durch die ihr inwohnende Kraft der Cohäſion und Trägheit nur immer ſo verharren, oder vielmehr täglich mehr erſtarren will, indeß die Selbſtſucht im Einzelnen die Inſtitute als Popanz braucht, um furchtſame Gemüther zu ſchrecken, — ſo daß endlich die reine Idee von ihr, ihr Vernunftbild, und ſie die ſtarre, zeitliche Inſtitutsmaſſe ſelbſt, einander in ſchreiendem Contraſt gegenüberſtehen.

Ich finde, daß alles, was ſich abſchließt,

isolirt, und wenn es ursprünglich das Weiseste, Menschenfreundlichste wäre, im Verfolg rigorös, zurückstoßend, inquisitorisch wird, von einem hochmüthigen, herrschsüchtigen Körperschaftsgeist besessen, mit seinen Fahnen, Insignien, Gildemänteln ꝛc. sich brüstend.

Mir will überhaupt scheinen, der Zeitgeist oder Weltgeist wirke mehr auf Bildung des Grotesken, Massiven, Imposanten, als auf Darstellung des Vernünftigen, Schönen, mehr auf Aeusserliches als Innerliches, mehr auf Schall, Glanz, Namen, Figur, als auf das reinmenschlichem Bedarf Genügende.

Gottw. Das ist eben die Frage, was von solchen Erscheinungen dem Zeitgeist, und was dem Weltgeist angehöre. Je vorlauter, vordringlicher der Zeitgeist, desto schweigsamer tritt der Weltgeist zurück.

Unterscheiden Sie aber die Anfänge solcher welthistorischen Bildungen und ihren Verlauf. Die Eiche hat nicht die Gestalt der Eichel, obwohl jene im Keime dieser schlummert. Ein in seiner Entwicklung über einen grösern Theil der Menschheit sich ausbreitendes Institut steht

unter andern Bedingungen, als sein kleiner Beginn.

Es würde wenig Sinn für die Bestimmung des Menschengeschlechts, den Gang seiner Entwicklung verrathen, wenn man, auf die beschränkten, einfältigen Verhältnisse aller historischen Anfänge hindeutend, behaupten wollte, diese Erscheinungen seyen ursprünglich lediglich nichts als zeitliche, örtliche, persönlich-sächliche Besonderheiten gewesen, Worte und Thaten, zielend auf das Nächste, freundlich, einträchtig umfassend die Umstände, oder streitend, zürnend sich gegen sie stellend; es könne von keiner Ahndung oder Absicht der Anfänger und Gründer die Rede seyn, daß ihre Institute welthistorische Bedeutung erhalten; man dürfe ja nur die Menschlichkeiten, die Schwächen betrachten, die dabei obgewaltet, den ganz individuellen Charakter, den Alles an sich getragen, und wenn je eine Fortwirkung und Ausbreitung solcher Erscheinungen, als Anstalten, wünschenswerth gewesen, so hätte wenigstens die erste, einfache Form strenge beibehalten werden sollen, und es müßte, sollen anders

vernünftige, weltbürgerlich gesinnte Menschen daran theilnehmen, das verschnörkelte, erstarrte Wesen auf jene reformatorisch zurückgebracht werden.

Jul. Ich gestehe, daß Sie so ziemlich meiner Gesinnung Worte verliehen haben.

Gottw. Der Weltgeist hat die Bildung unsers Geschlechts nicht der Fortpflanzung der Einsichten von Mensch zu Mensch im Einzelnen anvertrauen können. An einem großen geistigen Aufbau mußten ganze Geschlechter, Völker ꝛc. mit tiefgefühltem Bedürfniß, mit innigem Antheil thätig seyn, und dieser Aufbau mußte zugleich ihre größte Anschauung, ihr Leben, ihr Geschick, ihre Geschichte werden. Nicht um gesellige Mittheilung von nützlichen Kenntnissen aus verschiedenen Lebensfächern war es zu thun, sondern um ein gemeinsames Werk, allen Kräften des Geistes und Gemüths entsprossen, und sie wieder aufregend und wach erhaltend.

Von dieser Seite betrachtet erscheinen uns die äusserlich großen und umfassenden Religionssysteme als welthistorische innerliche Bildungsinstitute; wir begreiffen, daß, was Millionen

Sterbliche durchdringen, und Jahrtausende fortleben und fortwirken soll, keine bloße Sammlung von Verstandesbegriffen, Sittenlehren und Klugheitsregeln seyn kann, daß es die höchsten und ewigen Anliegen, Ideen und Bedürfnisse der Menschheit in sich fassen muß, daß aber auch dieses Geistig-Innerliche und Unendliche nur mit einem geschichtlich Schaubaren, ja sinnlich Fühlbaren verbunden, als mit seinem Träger und Fortleiter sich aufrecht erhalten kann. Jedes große Bekenntniß hat etwas Erhabenes an sich, wogegen die religiösen Formen kleiner, sporadisch zerstreuter, in kleinlicher Eigenthümlichkeit sich bildender Heidenhaufen beinahe sämmtlich verzerrt und trostlos erscheinen.

Es hat aber, nachdem die alte Welt hier unter dem Druck starrer Formalgesetze seufzte, dort in der Zerstreuung eines sinnlichen Dienstes, in der kalten Verehrung einer zerflossenen Götterwelt, die auch dem Einfältigsten und Rohesten nur als ein von metaphorischen Wesen erfüllter Salon erscheinen konnte, sich höchst verlassen fühlte, die Religion der Liebe und Selbstvereinigung kommen, es hat, von einem

Weltbedürfniß erſehnt und erfragt, dieſer Strom von Licht und Wärme, von Klarheit und Befriedigung ſich nach und nach über Zonen und Zeiten ausbreiten müſſen.

Jul. Wäre nur dieſe ſchöne Idee auch wahr, und im Leben nachzuweiſen. Aber ſehen Sie nur, wie dieſem Dienſt gewartet wird. Iſt nicht auch jezt wieder faſt Alles dort in Ceremonien und formellen Vorſchriften, hier in ſcholaſtiſchem Begriffs-Fachwerk erſtarrt und verholzt?

Gottw. Der Weltgeiſt hat nicht einzelne Blumen, er hat den Blüthenbaum gewollt, und ſo hat er auch das Holz des Stammes gewollt; dieſe zähen Faſern waren urſprünglich ſo zart, wie Blüthenfaſern; kein Baum ohne Holz, wie kein Kern ohne Schale.

Jul. Gleichniſſe hinken.

Gottw. Ich weiß kein bezeichnenderes Bild. Im Garten der Menſchheit ſteht kein ganz erſtorbener Baum; an jedem nehmen Sie, wenn Sie die Augen öffnen, eine Blüthenkrone wahr. Auch jedem einzelnen Menſchen iſt gegeben, eine Blüthe zu ſeyn, farbig, duftig, empfindend; keiner iſt dem ſtarren Holz verſchrieben.

Jul. So klar das Bild iſt, ſo wünſchte ich doch Ihre Anſicht ohne Metapher zu vernehmen.

Gottw. Möchten Sie doch mit mir anerkennen, daß auch in veralteten, hinfälligen, ich möchte ſagen, wurmſtichigen Inſtituten ein Geiſt, der ſie durchdringt, eine Sittlichkeit, die ſie zuſammenhält, waltet, und daß es beſſer iſt, ſie beſtehen, als ſie fallen zuſammen —

Jul. — ehe etwas Beſſeres an ihre Stelle tritt?

Gottw. Ganz recht! Ich ſtand einſt mit einem baukundigen Freund vor einem ehrwürdigen altteutſchen Dom. Er gab ſich, während ich mich dem Eindruck dieſer himmelanſtrebenden, und doch leichten, durchſichtigen, in allem Getheil belebten Maſſen überließ, die undankbare Mühe, mir zu zeigen, wie hier etwas unvollendet gelaſſen, dort etwas unharmoniſch angebaut worden, wie ſo ſoviel Schnörkel daran, wie die Standbilder gar nicht klaſſiſch, ja manche frazzenhaft verzerrt ſeyen, wie die Mauern und Gewölbe Riſſe haben.

Ich fragte ihn im Unmuth: wünſchten Sie

etwa, es ſtünde lieber ſtatt des Doms ein modernes Bethaus hier? — So ein unregelmäßiger, bemooster Dom iſt mir jedes altergraue Inſtitut.

Wohnen wir nicht auch oft in baufälligen Häuſern, fahren in wurmſtichigen Schiffen, tragen abgeſchoſſene Kleider, und behelfen uns, bis wir ein Beſſeres finden. Ja ich möchte ſagen: bei allem, was wir einrichten und beſitzen, fange der Zerfall, Mißbrauch, das Abweichen von der Idee ſogleich mit dem Moment des Gebrauchs an.

Jul. Was hat dieß aber mit Gottes Willen zu thun?

Gottw. Es iſt nicht anders menſchenmöglich und darum kosmiſch-nothwendig.

Jul. Heißt das nicht den Schlendrian, den Mißbrauch förmlich ſanktioniren und ihn zur Beſtimmung des Menſchen machen?

Gottw. Durch die Forderung, daß auch der Verein nach Gottes Willen frage, daß er aber aller geiſtigen und ſittlichen Kraft aufbiete, ſein Beſtes zu thun, und nur dasjenige für ſolchen erkenne, was nach dieſer Anſtren-

gung erfolgt, iſt das Möglichſt-Gute garantirt. Sein organiſcher Verlauf, ſein Wachſen, Blühen, Welken iſt vielleicht Naturnothwendigkeit, wird aber eben durch geiſtig-ſittliche Kräfte oft von unendlicher Dauer.

So bewahrt ſich z. B. die Kirche, auch wenn ſie gewiſſen Augen ganz in Form, Holz, Schale erſtarrt zu ſeyn ſcheint, eine geiſtig friſche Blüthe, einen weichen Kern mit neuem Lebenskeim. Ja, ein jedes einzelne Glied des Vereins ſtellt möglicherweiſe wieder das Ganze in ſich dar — denn das Ganze iſt ja nur in den Einzelnen — und trägt in ſeinem Innern eine ſolche friſche Blüthe, einen ſolchen weichen Kern und lebt ein vollſtändiges Leben, während ſein Ganzes Manchem nur ein Complex von Hinfälligkeiten, von Wahn und Mißbrauch, ein Wrack, eine Ruine zu ſeyn ſcheint.

Das Inſtitut, als ſogenannte moraliſche — vielleicht beſſer Begriffs-Perſon, läßt ſich recht wohl mit dem Menſchen vergleichen. Dieſer kommt in den Jahren ſeiner Blüthe dem Idealmenſchen am nächſten. Es wäre aber ſchlimm, wenn dieſe vorübergehende Epoche

bei ſeinem Beſtand allein zählen ſollte. Iſt er nicht ſchon in ſeiner Kindheit für Ahndung, Hoffnung und Liebe eine Totalität? Leiſtet er nicht ſpäter, und ſelbſt noch im mißſtaltenden Greiſen- und Matronen-Alter durch den von der ſchönen Oberfläche gleichſam zurückgetretenen tiefern Geiſt, durch höhere Lebensweisheit das, was der Lebenskräftigkeit und Schönheit kaum gelang?

In allem Menſchlichen dauert das Beſtehen viel länger, als der Blüthenſtand. So wie Phantaſie, Erwartung, Liebe dieſem vorangegangen waren, ſo wiſſen Vernunft, Geduld, Einſicht, als Früchte, ihn zu erſetzen. Nicht nur den Aufgang, auch den Niedergang begleiten Farben.

Jul. Alſo der Einzelne ſoll die Frage, den Zweifel löſen, wie zerfallene Inſtitutionen ſich mit Gottes Willen vereinigen laſſen?

Gottw. Allerdings! und wir ſehen auch den Einzelnen beziehungsweiſe klug und ſittlich. Wer vermöchte ſich, wenn er es nicht war, mit der Art ſeines Bekenntniſſes, mit der Form ſeiner Staatsverfaſſung, mit dem Zerfall des bür-

gerlichen Lebens, zu entschuldigen? Wenn wir auf den Einzelnen sehen, so finden wir ihn bald besser, bald schlechter als sein Ganzes, je nachdem dieses seinem Ideal ferner oder näher steht. Wir wollen nicht fordern, daß jeder Einzelne seinem Ganzen in dessen Normalstand entspreche, wollen aber auch anerkennen, daß vom Zerfall eines Instituts an jedem Einzelnen im Verhältniß zu seinem Selbststand nur ein unendlich kleiner Theil wahrnehmbar sey. In dieser leztern Beziehung wäre es ein großes Unrecht, wenn wir all' des Bösen, was wir nach unserer Zeit- und Weltkunde den zerrütteten Völkermassen in Ost und West Schuld geben, auch den Einzelnen fähig halten wollten.

Lassen Sie uns bei jedem Institut, Verein, politischer, kirchlicher oder anderer Art unterscheiden seinen Stand auf geschichtlicher Bahn, seine Stellung gegen andere Institute gleicher oder anderer Art, sein Steigen oder Sinken, gemessen nach seinem Idealbild, und hinwiederum — seinen Bestand in sich, das Tragen seiner Bestandtheile, das Einwirken auf Sinn und Geist seiner Glieder, — also sein absolu-

tes Abweichen vom Normalſtand von ſeinem relativen Weſen und Werth.

Jul. Wenn aber des relativen Werthes ſo wenig wird, daß am Ende das Falliment des Ganzen auch auf alle Einzelne herabdrückt?

Gottw. Laſſen Sie mich für ein alterndes Inſtitut wieder das Bild eines bemoosten Domes anwenden. Sey dieſer auch noch ſo ſehr durch die Schnörkel des Ungeſchmacks entſtellt, durch myſteriöſe Fenſtermalerei verdüſtert, habe der Aberglaube noch ſo viel wunderliche Capellen zu beſonderm, vermeintlich beſſerm Dienſte dem reinen Bau angeflickt, immer fällt doch der Stral des ewigen Lichts von oben herab mitten in den freien heiligen Raum und der Freund des Lichts kann ſich beſtändig dieſem Hochlicht nahe halten.

Jul. Wenn nun aber, wie geſchichtlich vorkommt, dieſes Licht von den Neſtern der Käuzlein und Fledermäuſe beinahe bis zur völligen Finſterniß verbaut, wenn faſt die ganze Gemeinde von eigenem Wahn oder durch Umtriebe des Obſcurantismus in jene wunderlichen

Seitencapellen zu formellem Dienſt gelockt worden?

Gottw. Ehe dieß geſchieht, iſt ſchon das Bild des Beſſern, Erneuerten in gar vielen lebendig, tritt dem Zerrbild des Veralteten gegenüber und bringt ſo naturgemäß auf Ins-werkſetzen, als der Gedanke auf das Bewegen unſers Körpers bringt, wenn das innere Bild davon mit der reifen Gegenwart zuſammentrifft.

Oft iſt's ein Einziger, der die zerſtreuten Wünſche in ſeinem Buſen ſammelt und mit ſtarker Bruſt die Bahn zum Beſſern bricht. Er wird ein Mann Gottes und die Zulaſſung des Zerfalls weihet ſich in eine Werkthätigkeit kräftiger Geiſter im Sinne jenes auserwählten Mannes.

Jul. Da ſehe ich dann drei verſchiedene Parteien, — die bequemen Verharrer im Alten, die allem Beſſern widerſtreben, die fürſichtigen und wohlweiſen ſanften Hinüberleiter ins Neue, und die ungeſtümen Einreiſſer und haſtigen Aufbauer; und alle Drei werden ſagen, es ſey Gottes Wille, daß die Sachen ſo angefaßt werden.

Gottw. Das können wenigſtens die Erſten und Lezten nur heuchleriſch behaupten, denn ſie fragen nicht nach Gottes Willen. Bei einer ernſten Frage an ſich ſelbſt würden ſie finden, daß ſie nur an ihr Ich denken, ihre Selbſtheit voranſtellen.

Jul. Wenn ſie nun aber in blindem, fanatiſchem Eifer Gottes Willen zu verfechten glauben?

Gottiv. Dann löſen ſie die Aufgabe, was Gottes Wille ſey, falſch. Ich habe auch nicht behauptet, daß ſie von allen Menſchen richtig aufgelöst werde, ſondern nur, daß ſie jeder richtig auflöſen könne, daß eine richtige Auflöſung unter allen Umſtänden, bei äuſſerer und innerer Verhüllung des an ſich Guten und Wahren nur dadurch herbeigeführt werden könne, daß der Menſch in jedem Augenblick, ſein Auge auf den höhern Willen gerichtet, ſein Beſtmögliches thue.

Wahn und Selbſtheit werden im Leben unzählichemal ſich ſelbſt in ihrer Verblendung und Engherzigkeit im Spiegel gezeigt, und, wie ich den Menſchen kenne, behaupte ich feſt und

geradezu, in Jedem lebe ein Etwas, das ihm ſagt, wo es ihm nicht um das Wohl der Welt, ſondern nur um die Krönung ſeines thörichten oder ſchlechten Ichs zu thun iſt.

Jul. Ihnen wäre alſo eben dieſes Ringen der Parteien, der Thörichten mit den Klugen, der Schlechten mit den Rechten Gottes Wille?

Gottw. Die Menſchheit dankt ihr Gutes zwei Prinzipien, dem der Ruhe und dem der Bewegung. Zu der leztern gehören die Kämpfe aller Art, welche, nie raſtend, die Menſchen thätig und für Intereſſen wach erhalten. Was ſich nicht vereinigen kann, lebt im Streit; eine Erſcheinung, nicht unwürdig, von dem großen Weltauge überſchaut zu werden. Die ganze Menſchheit lebt zwiſchen den zwei Gegenſätzen: Krieg und Friede. Es ſtreitet der Menſch mit ſich ſelbſt, ſein Daſeyn iſt, jemehr es Inhalt hat, deſtomehr ein Ringen der Kräfte, des ſinnlichen Triebes mit der weitſchauenden Beſonnenheit; der Menſch ſtreitet mit ſeinen Verhältniſſen, er fühlt ſich ſtets zurückgedrängt, und nur durch beharrliche Anſtrengung

macht er seine Persönlichkeit geltend. Es streiten Verwandte, und die nahegelegte Vergleichung, der Conflikt der natürlichen Anhänglichkeit mit dem Eigennutz schärft diesen Streit; es streiten Freunde, Genossen, Stände, Stämme, Bekenntnisse, Nationen, es streitet das Menschliche in allen Massen und Potenzen, als gälte die Losung: „Anders seyn heißt feindlich seyn! Mit uns oder wider uns!“.

Jul. Das klingt philosophisch herabsehend und läßt sich leicht sagen, wenn man entfernt davon lebt, und unangefochten in seinen vier Pfählen sizt.

Gottw. Gerade umgekehrt! Man kann es nicht wissen und nicht sagen, wenn man es nicht mitgelebt hat. Nehmen wir ein Beispiel aus unserer Erfahrung. Wenn Sie in einen neuen Wirkungskreis eintreten, so wird, je fremder Sie dieser Menschen-Sphäre sind, desto mehr jenes feindliche Prinzip frei werden; — man weiß nicht alsobald, wessen man sich zu Ihnen zu versehen hat, beargwohnt Sie, und wird Sie so lange mit Widerstreben belästigen, bis Sie ganz in die Sphäre aufgenommen, in

ihr heimiſch, von ihrem Dunſt durchdrungen ſind.

Man iſt verſucht, von einem ſolchen feindlichen Prinzip berührt, die Menſchen für recht bösartig zu halten, und doch erzeigen ſich die Einzelnen, wenn nicht jene ſphäriſche Berührung, ſondern eine ſpezielle, reinmenſchliche Beziehung eintritt, als die beſten Weſen, reich an Rath und hülfreicher Handbietung.

Jul. Sie leiten meinen Blick gern von den größern ſchaurigen Erſcheinungen ab. Laſſen Sie uns an das innere Zerwürfniß zweier ehedem großſinnigen Nationen in Weſten denken. Fürwahr ich kann kein Zeitungsblatt leſen, ohne einen fragenden Blick nach oben zu dem Allwaltenden zu werfen. Treten hier nicht Verblendung, Wahn, Mißwollen, Bosheit in ſo kraſſer Geſtalt auf, daß man verſucht wird, in dieſe Verworrenheit hineinzuſchreien: Menſchen! öffnet doch das Auge, das Wahre und Rechte liegt ſo nahe; öffnet doch das Herz, greift darnach, ſezt es ins Werk, ſo kehren ſchnell zurück die verſcheuchte innere Ruhe, die

politiſche Bedeutung, die Achtung aller civiliſirten Nationen!

Gottw. Theurer Freund! dieſes kosmopolitiſch-warme Gefühl möchte gern den Knoten löſen, welchen vorausſichtlich keine menſchliche Hand von den jezt ſich regenden ſobald löſen wird. Verſuchen Sie dieſe Knäuel von Nationalhader in Gedanken zu entwirren, und Sie kommen rückwärts von Verſchlingung auf Verſchlingung. Denken wir ja nicht an dieſe oder jene perſönliche Spannung, ſondern an verjährte ſächliche Queer- und Gegenſtellung, an einen Kampf unvereinbarer Intereſſen und Anſichten, an das Ringen des Alten mit dem Neuen in den verſchiedenartigſten Combinationen der Selbſtheit, des Eigennutzes ꝛc.

Jul. Was gewinnen Sie durch dieſe Anſicht für Ihr Walten der göttlichen Weisheit und Güte? Sie ſehen eben, wie ich, Millionen dem Nationalleid preisgegeben, und wiſſen nicht, wie und wann dieß enden wird. Sollte man nicht, an vergangene Jahre denkend, wünſchen, eine gewaltige, ſchonungsloſe Hand möchte dieſen Knoten zerhauen?

Gottw. Warum nicht den ſchönern Wunſch, ein charakterſtarker, gottbeſeelter Wille möchte die Mitte finden, in der ſich die ans Aeuſſerſte getretenen Parteien vereinigen müßten? Mir erſcheint gerade dieſer als heillos verrufene Zuſtand als die herrlichſte Aufgabe, der Löſung durch den hochgeſtelltesten Geiſt würdig. Sie muß freilich noch länger ungelöst bleiben, wenn Alle nur an ſich denken, keiner aber mit Ernſt nach einem höhern Willen fragt, und ihn ins Werk zu ſetzen verſucht.

Jul. Kennen Sie einen ſcheußlichern Anblick, als die Gräuel eines Bürgerkrieges?

Gottw. Unwillkührlich halten wir behagliche Ruhe für den Normalzuſtand des Menſchen, obgleich ſie es nur in den ſeltenſten Fällen iſt. Da, wo die organiſchen Kräfte, die Elemente des Lebens in größern oder kleinern Vereinen ſich entzweit haben, iſt der Kampf das einzige Mittel, in welchem die Glieder ihrer Totalität ſich bewußt werden. Im Streit fühlt man ſich und ſeinen Feind, ſeine und des Feindes Sache; er iſt Uebung und Schule, Thätigkeit und Befriedigung.

Von dem ewigen Streit, der die ganze Menſchheit durchwühlt und als die eine Seite ihres Lebens angeſehen werden kann, iſt „Krieg“ die an Völkermaſſen naturgemäß zu Tage gehende gröſßte Erſcheinung deſſelben, ſeine groteskeſte flammenrothe Blume, aus dem Zuſammenſprühen entgegengeſezter Lebensſtröme entſproſſen. Oft iſt er den Anſichten und Wünſchen der Nationen gemäß, die Krieger verlangen, dürſten nach ihm, in ſeinen Bewegungen finden ſie Ruhe, während ſie in Friedensruhe von ungeſtümer innerer Bewegung geplagt werden; ihnen, den Betheiligtſten, iſt er ein ernſtes Luſtlager und, das ganze Kriegsleben abgewogen, halte ich den Zeitungs-Jammer für das kleinſte Moment dabei, und im Verhältniß zur Empfindung des Daſeyns überhaupt nicht für ſo wichtig, als den allverbreiteten Nationalſchmerz, den keine Zeitung verkündet, keine Geſchichte einbucht.

Hören Sie doch, was unſer vaterländiſcher Dichter in antikem Geiſt hierüber ſingt:

Wahrlich das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend,
Unter der Halle sitzend, und Speise die Fülle genießend,
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergang'nes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephaistos dem König geschaffen;
Damals ward beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber.
Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten Besitzes
Weit vertheileten Guts, der Heerden, so wie des Weibes,
Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo rastet der Mensch von Müh' und gewaltigem Streben,

Der die Meere befährt im hohlen Schiffe, die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich dir dieß: Der Glücklichſte denke zum Streite
Immer gerüſtet zu ſeyn, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu ſcheiden immer bereit iſt."

5.

Einige Wochen waren ſeit dieſem Geſpräch hingegangen; die Zeit hatte wie im Weſten, ſo auch im Oſten die kritiſchen Angelegenheiten der Völker weiter entwickelt, ohne daß jedoch auch der umſichtigſte oder tiefblickendſte Geiſt da oder dort die dereinſtige reine Entfaltung voraus zu beſtimmen hätte wagen mögen.

Wir ſcheinen überhaupt mit unſerm politiſchen Wahrſagergeiſt in Beziehung auf die kommenden Ereigniſſe daran zu ſeyn, wie mit unſerer Phyſik in Beziehung auf die Witterung. Wir wiſſen ſehr vieles, nur nicht, was Mor-

gen für Wetter seyn, und was Morgen in der Welt nahe oder fern geschehen wird. Wir wissen Alles, nur gerade das nicht, was zum Erfolg vollends den Ausschlag gibt. Man könnte sagen, der entscheidende Augenblick, der lezte Moment sey zugleich derjenige, wo das als wahrscheinlich Vorausgesezte am ehesten zu nichte werden kann.

Wir glauben der Weltgeschichte zu folgen, weil wir sie neblicht, wie im Traum, vor uns haben; wir glauben das Zukünftige zu errathen, weil wir so manche Möglichkeit ahnden, und, schrittweise hineingeführt, Eine derselben sich verwirklichen sehen. Wer bescheidet sich aber nicht gern, daß Wahrsagen ein mißliches Geschäft sey, da die Zukunft und das Geschick der Völker nicht aus wenigen gegebenen Faktoren, sondern aus einer Menge unbekannter Combinationen hervorgeht?

Webt sich ja das Neueste auf eine uns ganz unzugängliche Weise zusammen, da selbst die Gewaltigen der Erde die wirkenden Potenzen nicht alle kennen oder vollständig durchschauen, sie, die doch im Mittelpunkt so vieler convergi-

renden Hauptfaden dieſes Gewebes ſtehen. Zu ihnen tritt das Ereigniß der Zeit, das Anſinnen der andern Machthaber, und nun durch ihren Geiſt, ihr Gemüth hindurch nimmt dasſelbe, ein unendlich Verbreitetes durch dieſe Enge der Erwägung, der Neigung, der Leidenſchaft, ſeinen Weg und es reift eine Entſcheidung, die jedoch im Lauf ihrer Ausführung wieder von neuern und neueſten Einflüſſen und Anſtößen unerwartet modifizirt werden kann. —

Mit dem innigſten Antheil ſah man in jenen Tagen den Ereigniſſen im Weſten entgegen, und keinem warmen Herzen wollte genügen, was bei den gedrückten Nachkommen der einſt ſo hochgeſtellten Nation von ihnen ſelbſt oder für ſie geſchah.

Ein Verein für die griechiſche Sache hatte in mehrern Aufrufen den Nothſtand dieſer Volksſtämme und die Zweckmäßigkeit hülfreicher Beiträge mit den eindringlichſten Worten geſchildert. In mancher kräftigen Bruſt war der Gedanke an unmittelbare Theilnahme und perſönliche That erwacht; ſo auch bei einem

Verwandten unſers Julius, einem jungen, handfeſten, nach Thätigkeit und Erfahrung dürſtenden Mann von achtundzwanzig Jahren, der unabhängig genug war, um an dem Kampfe ſelbſt theilnehmen, und einige Jahre aus ſeinem Leben, ja, wenn es ſein Verhängniß ſo wollte, dieſes ſelbſt an eine ſchöne Idee ſetzen zu können. Schon war er reiſefertig und Julius, der ihn in ſeinem Vorhaben mit feurigem Zureden beſtärkt hatte, war gerade daran, ihm noch einiges zu ſeiner Ausrüſtung Dienliche bereit zu legen, als Gottwalt zu ihm eintrat.

Ein Paar Landcharten vom ſauberſten Stich, der auf die übrige ſorgfältige Behandlung ſchlieſſen ließ, lagen auf dem Tiſch. Er ſelbſt ſtand am geöffneten Fenſter und viſirte mit einem eleganten mittelgroßen Fernrohr in die Weite.

„Es iſt ein Ramsden — rief er ohne Einleitung — wie er gar nicht mehr zu bekommen iſt; ich reiſſe ihn mir von der Seele und gebe ihn meinem Vetter; aber nur weil er auf klaſſiſchem Boden damit umherſpähen ſoll. Geſtehen wir es nur, wir hatten keine recht lebendige Vorſtellung von dem unſäglichen Jammer,

der über unſere Glaubensbrüder ergangen iſt und ſie ganz zu zermalmen gedroht hat.

Gottw. Ich traue mir keine lebendigere zu, als Sie haben mögen, dennoch mußte ich öfters meiner Einbildungskraft in Vergegenwärtigung der ſchrecklichen Szenen Einhalt thun, und dennoch konnte ich es nicht unterlaſſen, mich hinzudenken vor das Schauderhafte, bis es mir quälend, unausſtehlich ward, und den Athem hemmte.

Jul. Iſt denn aber, was wir uns darüber ſagen können, nichts weiter, als das philoſophiſch Kalte: „Es hat nothwendig ſo kommen müſſen! Jahrhunderte lang getragene Schmach hat ſich auf keine andere Weiſe Luft machen können, und brutaler Gewaltbeſitz mußte ſich ſo gegen den Befreiungs-Verſuch ſtemmen.“

Das iſt mir ja eben das ſchaudervolle Räthſel, daß ſolche Bildungs-Abnormitäten im Menſchenthum vorkommen, ja, wer weiß, ob nicht einſt fern oder nahe noch ſchauderhaftere.

Gottw. Die Möglichkeit läßt ſich nicht ablängnen.

Jul. Wer will mit dem Allwaltenden hadern? aber, wenn alle Bande der Ordnung, des milden Menschengefühls aufgelöst sind, wenn das Erbarmen ausgestorben ist, und die raffinirteste Grausamkeit für Tugend gilt, wenn das Erwürgen einer ganzen Nation das einzige Mittel scheint, Ruhe herzustellen, wenn die Gedrückten sich derselben Waffen bedienen, wenn sie, in sich verworren, ohne sittlichen und politischen Halt, den schrecklichen Kampf verlängern, weil sie ihn ohne Einheit führen, wo bleibt der Wille Gottes, der, wie Sie sagen, für den Menschen nur praktisch erkennbar ist, der durch ihn nur in solcher Erkenntniß ausgeführt wird? Wo denn, und wann fragen die Streitentbrannten nach ihm?

Ist auch dieser Kampf, sind diese Blutströme, — fließend nicht bloß von zornentflammten, streitbaren Männern, sondern von unmündigen Kindern, von Jünglingen und Jungfrauen, Weibern und Greisen, — ein Schauspiel, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, nicht unwürdig, von dem ewigen Aug angeschaut zu werden?

Gottw. Dieſes Auge ſieht alles Leid der Erde, der Welt mit einem Blick; es wiegt das Wohl und Weh im Ganzen und wiegt es jedem Einzelnen wieder nach ſeiner Milde zu. Faſſen Sie aber wohl ins Aug: Es iſt immer nur Einer der leidet, Einer der ſtirbt.

Jul. Welche faſt frevelhaft kalte Reflexion! Wenn die Peſt, das Erdbeben, die Fluth, die Schlacht, der Bürgerkrieg Tauſende zumal wegraffen? —

Gottw. So iſt es immer nur Einer und Einer, der weggerafft wird, ſo wie, wenn Millionen zufrieden ſind und ſich des Daſeyns erfreuen, immer nur Einer iſt, der ſich freut.

Jul. Was ſoll ich mit dieſer Theilung ins Einzelne? welches philoſophiſche oder religiöſe Intereſſe könnte ſie gewähren? welche Atomiſtik! etwa um den Sand leichter zu tragen, in welchen der laſtende Fels zermalt worden?

Gottw. In dieſem Atomiſtiſchen liegt mir das größte Dynamiſche. Der Einzelne iſt es, der die Bewegungen, die Stürme des Ganzen aufnimmt und durch ſeine moraliſch-intellektuelle

Kraft zerſezt, wie der Kieſel die ungeſtüme Woge bricht.

Jul. Können Sie ſich die Körper-, ja, was noch viel mehr iſt, die Seelen-Leiden auch nur einer ſolchen unglücklichen Familie denken, ohne daß Ihnen das Herz blutet?

Gottw. Ich kann es nicht ohne tiefes Mitgefühl, weil ich Jammer in der Nähe geſehen, und noch täglich ſehe.

Jul. Wollen Sie damit andeuten, daß wir auch die Hülfe auf die Nähe beſchränken ſollen, weil wir hier die Noth genauer kennen? Mir iſt dieſe Frage erlaubt, denn Wem nur Einer und Einer leidet, der findet genug einzelne Leidende in der Nähe.

Gottw. Wie und wo der Menſch hülfreich eintreten will, das bleibt ſeinem Gemüth anheimgeſtellt. Uns Sprechenden ſey für jezt jener Freiheits- und Unterdrückungs-Kampf nur das Bild und Beiſpiel eines ungeheuern Leidensſtandes und ſeiner problematiſchen Beziehung zum Willen Gottes.

Wenn ich ſagte, vor Gott leide immer nur Einer und Einer, ſo iſt mir dennoch das hülf-

loſe, verzweifelnde Leiden eines einzigen Menſchen kein kleineres Räthſel, als das Leiden einer ganzen Nation, und ſo kann auch deſſen Löſung dieſelbe ſeyn.

Faſſen wir ins Auge, wie ein Menſch bald durch freien Entſchluß, bald durch Umſtände, bald als Märtyrer für eine große Idee, bald durch Veranlaſſen, Verſchulden in Drangſale kommt, wie er arbeitet, denkt, jezt hofft, jezt fürchtet, wie er kämpft, ſiegt oder fällt; das innere Anſchauen ſolcher organiſchen Wechſelwirkung zwiſchen Charakter und Geſchick und des tragiſchen Spiels der hiebei angeregten und thätigen Kräfte bleibt Ihrer Menſchen- und Selbſtkenntniß überlaſſen.

Ich mache Sie aber hiebei auf das Wunderbare aufmerkſam, daß, während religiöſe Menſchheit, wir dürfen wohl annehmen als ein Grund-Inſtitut des Weltgeiſtes, im Ganzen Beſtand hat, zugleich auch kein einzelnes noch ſo unbedeutendes Weſen, das von dieſem Geiſt der Religioſität durchdrungen, von dieſem Licht durchleuchtet iſt, in

Nichtigkeit oder in Verzweiflung unterſinken kann.

Dieſe Ueberzeugung, die tröſtend im Ganzen und Einzelnen lebt und ſich immer bewährend forterbt, iſt ſo durchdringend und löſend alles Selbſtiſche, daß ſie die ärgſten Leidenskrämpfe in Gelaſſenheit und ruhiges Dulden mildert, und dem faſt Zermalmten eine Ahndung der gleichen Austheilung der Geſchicke einhaucht. Es iſt eine geiſtige Gewalt und von ſolcher Concentration, daß ſie nicht nur den feindlichſten äuſſern Weltkräften, ſondern auch den innern böſen Mächten durch ſich allein zu widerſtehen vermag.

Nach allen Erfahrungen im Kreiſe der Menſchheit verleiht nur der Geiſt der Religioſität eine ſolche alles überdauernde Stärke.

Jul. Sie laſſen den Beängſtigten das Capital ſeines Lebensglückes bei der Kirche als Aktie auf Zinſen in jenem beſſern Leben anlegen. Sie halten ſeinem zeitlichen Darben die dereinſtige ewige Rente vor, und berufen ſich auf die Unendlichkeit, um alle Skrupel über die Austheilung im Endlichen zu beſchwichtigen.

Gottw. So weit ein Geſchöpf geiſtig ſieht, ſo lange will es leben. Wo der Blick ſo erweitert und geſchärft, wo das Gefühl ſo ausgebildet und veredelt wird, da ſchlingt ſich das Gemüth mit allen Fibern ins Daſeyn hinein und ſpricht ein Leben an, das dieſer Veredlung würdig iſt. Warum ſollte die Ausſicht auf ein Jenſeits nicht auch beim Leidenden als ein tröſtendes Bild mitwägen? Würde er ja nicht in ſolchem Grade angefochten ſeyn, wenn er weniger geiſtig gebildet, weniger zartfühlend wäre. Hat ſich ſein Leben durch ſeine Ueberzeugungen und geiſtigen Bezüge ſo geſtaltet, ſo darf auch jener Glaube nicht fehlen, wenn es zum Aeuſſerſten kommt.

Jul. Mit Ihrem Spruch: So weit ein Weſen ſieht, ſo lange will es leben, — iſt aber immer nur eine ſubjektive Forderung und keine objektive Zuverläßigkeit gegeben. Ich finde darin nur eine Nachweiſung, wie auf pſychologiſchem Wege dieſe Ueberzeugung entſtehe, und dem Menſchen beziehungsweiſe nothwendig ſey.

Gottw. Sie nehmen mein Wort in einem zu dürftigen Sinn. Es gibt zweierlei Ausle-

gungen der Erſcheinungen im Reich der Menſchheit und des höhern Lebens überhaupt, die atomiſtiſche, die eben Alles im Einzelnen aus Einzelnem entſtehen ſieht und nur als ein auf pſychologiſchem Wege gewonnenes Produkt begreift, ſo als käme der ſich ſelbſt überlaſſene Menſch mit einer gewiſſen Gedankenfolge oder Gefühlsnöthigung darauf und trüge es nun in gutem Glauben auf die objektive Welt hinüber — und die beſſere, die dynamiſche, die in den einzelnen Geiſtern den allgemeinen Geiſt walten ſieht, und eine überſinnliche Durchdringung beobachtet, vor der ſich nichts zu iſoliren vermag, wenn es nur dem ſpirituellen Zug überhaupt offen iſt.

Wäre es nicht pedantiſch lächerlich, wenn wir, dem Entſtehen der Religion nachforſchend, hiſtoriſch aufſpüren wollten, wo der erſte Altar aufgebaut, das erſte Opfer vollbracht, das erſte Gebet verrichtet worden, und wenn wir in der Fortſetzung, Nachahmung und allmählichen Erweiterung dieſes Dienſtes das Verbreiten der Religion meinten nachweiſen zu können?

Wenn der Menſch nicht etwa aus einem natürlichen, animaliſchen oder wenigſtens individuellen und augenblicklichen Bedürfniß, ſondern aus einer innern geiſtigen Nöthigung, aus Welt- und Lebensanſchauung etwas glaubt oder thut, ſo ſoll ich ja zunächſt fragen, wie dieſes Geiſtige in ihn gekommen, aus welchem Reich der Anſchauungen, der intellektuellen Bildung es gefloſſen, weil ich ihn nicht iſolirt denken kann, und hier bin ich berechtigt anzunehmen, daß das geiſtige Daſeyn des Menſchengeſchlechts gleich uranfänglich mit dem leiblichen, alſo genau betrachtet in ſeiner Entſtehung unerforſchlich, jedenfalls aber nicht minder gottentſproſſen ſey, als dieſes.

So wie die Wiſſenſchaft, die Künſte, die Poeſie, die Kriegskunde ꝛc. kein einzelner Denker, Künſtler, Dichter, Soldat erfindet und ſchafft, als welche vielmehr durch ihren Gegenſtand Beſtandtheile der Welt und als geiſtige Vermögen verbreitete, durchdringende Lebendigkeiten ſind, ſo gehört alles Höhere nicht dem Menſchen, ſondern der Menſchheit an.

Jul. Sie glauben alſo mit einigen neuern

Weltweiſen, die Menſchen ſeyen gleich im Anbeginn mit Cultur ausgeſteuert worden?

Gottw. Dieſe zu beſtimmte Bedeutung will ich meiner Idee, daß das geiſtige Leben im Ganzen ſo uranfänglich als das leibliche aus der Quelle alles Lebens gefloſſen ſey, nicht geben.

Jul. Wenn ich freilich mit Ihnen die Ewigkeit rückwärts und vorwärts mit in Bezug nehme, ſo kann ich manchen Bruch ausgleichen, und dann iſt in einer unendlichen Zukunft allerdings Möglichkeit genug gegeben, alle Schmerzen des Lebens durch überſchwängliche Freuden zu vergüten.

Gottw. Nun das heiſſe ich wieder ein ideales Problem maſſiv anfaſſen. Es gibt im Grund gar keine Verſüßung eines Schmerzens, als eine augenblickliche, durch den fühlbaren Gegenſatz wohlthuende. Jahrelanges Leiden — ſagt man — wiegt ein einziger Moment der Wonne auf; und ſagt damit nichts. Eine böſe Stunde läßt alles Gute, alle genoſſene Lebensfreuden vergeſſen, und ſieht nur Jammer vor ſich — das iſt jenem gleich.

Wer wird denn an ein arithmetiſches Wägen und Meſſen der Freuden und Schmerzen denken? ein ſolches wäre gemein, wenn es nicht überhaupt unthunlich wäre. In dieſer Anſicht der Sache ſpukt wieder ein atomiſtiſches, materielles und ſinnliches Prinzip, eine Gefühlsrückſicht, als wären Luſt und Schmerz das den Ausſchlag gebende beim Daſeyn. Es gibt gute, beſchränkte Leute, die ſich ihres Lebens ſtets nur unter Jammer, Klage, Aerger bewußt werden, und es gibt heitere Thoren und leichtſinnige Verbrecher. Tugenden und Fehler, Freud und Leid verſchieben ſich oft wunderlich neben einander, daß eine ſtrenge Abrechnung nicht anſchlagen will. Damit ſoll jedoch nicht beſtritten werden, daß in ihrem höchſten Ausdruck Tugend, Glück und Laſter Unglück ſey. Nicht aber nach den einzelnen Gefühlen iſt der Werth des Lebens zu meſſen, ſondern nach dem eigentlichen Lebensgefühl, welches zugleich Anſchauen und Empfinden ſeines Menſchendaſeyns, ſeiner Würde iſt, und das auch jeden einzelnen Moment erfüllt.

Wer Augenblicke auf Augenblicke, Stunden

auf Stunden, Tage auf Tage, Jahre auf Jahre, und am Ende Alles auf seine 50—70 Jahre Erdenfahrt bezieht, der empfindet jedes vorkommende Ereigniß anders, als wer an den Hochbau des Menschlichen überhaupt, an die Fortdauer des Geistes, an die Unvergänglichkeit alles Schönen und Großen denkt.

Diese Gesinnung muß in Beiden anders in die kleinsten Bewegungen ihrer Seele hineinklingen, in ihrer Brust einen andern Resonnanz hervorbringen, denn mehr, als sich die Realisten selbst gestehen, ist der Mensch sein Ganzes in jedem Theil, spiegelt sich im Moment Unendlichkeit und richtet sich das Niedere und Gemeine nach den höchsten Interessen.

Jul. Ist mir doch bei dieser Wendung, die unser Gespräch genommen, als zögen Sie, werther Freund! meinen Blick geflissentlich vom Tragischen der Zeitereignisse ab, und lenkten ihn auf den Einzelnen, um meine Absicht leichter zu bearbeiten, weil Sie allerdings ein Magazin von Medicamenten in Bereitschaft haben, womit Sie den auf das Individuum treffenden Schmerz stillen können.

Gottw. Suchen Sie bei mir keine Strategie oder Dialektik, denn Ueberredung scheint mir jämmerlich, wenn man von der Wahrheit nicht selbst überzeugt ist. Wenn ich forsche, so erschreckt mich kein Resultat, und wenn es mich auch trostlos machen würde; die Freude, wenn ich mir selbst klar werde, geht mir weit über allen Kitzel rhetorischer Siege.

Ich bin aber fest überzeugt, daß nur durch ein genaues Hinschauen auf den Menschen, und seine moralische Gewalt über das Aeussere eine richtige Ansicht vom menschlichen Elend gewonnen werden kann. Der Zeitungsjammer muß zu leibhaftem Menschenleiden werden, das wir möglichst nahe und zu Herzen nehmen, wie wenn es unser eigenes wäre. Als politisches Trauerblasen ist es noch kein Gegenstand der Betrachtung in unserm Sinn, sondern gehört noch den Hin- und Wider- Für- und Gegenreden der Politiker an, die den Weg der Zeitgeschichte, gleich raschen Spürhunden, mehr als einmal machen, weil sie deutend, wahrsagend, fürchtend, hoffend, bald rechts, bald links wegab, bald voraus, bald zurückrennen,

und selten auf der mittlern Bahn wahrgenommen werden.

Jul. Sie scheinen, besonders in dem, was ich die Nachtseite der Geschichte nennen will, zur Skepsis hinzuneigen.

Gottw. Ich glaube, der Mensch ist es der Menschheit und der Vorsehung, hege er nun welches Bild er will von der Leztern, schuldig, besonders das Böse und das Uebel nur nach einer vorsichtigen Ueberlegung und Untersuchung, die an juridische Genauigkeit grenzt, für wahr anzunehmen.

Was glaubt, beschwazt, tadelt, bejammert die Welt nicht Alles? Wie erbarmungswürdig, wie schlecht wäre sie, wenn das wahr wäre, was sie über sich selbst herumträgt? Ja fürwahr, der Uebelreden sind bei weitem mehr als der wirklichen Unthaten.

Jul. Lassen Sie immerhin des Geschreies zu viel seyn; es bedarf solcher überlauten Rufe, damit das starre Mitgefühl der Welt aufgeregt werde. Lassen Sie uns ja den Jammer im Ganzen betrachten! Sey auch unser Bild davon nicht zutreffend, so bleibt dieses Gedan-

lending doch gewiß weit unter der Wirklichkeit. Ihre Ansicht erkältet nothwendig das Herz; denn wer nur den einzelnen Leidenden sehen will, der kann schon im Nachbarhause einen Hülfsbedürftigen finden, und wird nie dahinkommen, seine Hülfe an die Grenze unsers Welttheils zu senden.

Gottw. Das ist so wahr, daß ich denjenigen nicht einmal zu tadeln vermöchte, der für sich aus Ueberzeugung und mit wirklicher innerer Theilnahme das Erstere statt des Lezteren thäte. Aber fürchten Sie darum nicht, daß meine Ansicht jenen großen Hülfsleistungen Eintrag thun könnte, denn so menschlichhergebracht es ist, daß uns naheliegende Noth ans Herz geht und überall gute Menschen Nächstenleiden lindern, ebenso naturgemäß ist es auch, daß ein Volksleidensstand das Mitgefühl ganzer Nationen in Anspruch nimmt, und eine große Angelegenheit auch eine verhältnißmäßige Anziehungskraft auf die Wohlthätigkeit der civilisirten Welt ausübt. Ja, beiderlei Art von Hülfreichung wird nebeneinander bestehen. Ich fürchte aber, daß gerade

die Art, wie uns jezt die Leiden der Zeit vor die Seele treten, nach und nach dahin führe, uns für dieſe immer mehr zu erkälten, und überdieß, was noch mehr ſagen will, auch die Theilnahme an der vor unſern Augen ſich anſchaulich aufthuenden Noth abzuſchwächen.

Die Leidenskunden, die Art ihrer Darſtellung ſind von der Art, daß jezt der Einzelne mit vertrauender Darlegung ſeiner Privatanfechtungen ſich als ein wehlittiger, läſtiger Schwächling lächerlich macht, mit dem man ſich etwa durch conventionelles Anerbieten je ſchneller je beſſer abfindet, weil unſere Einbildungskraft mit viel ſchreiendern Gemälden des Elends überfüllt iſt. Ich muß es ausſprechen auf die Gefahr hin, mißverſtanden zu werden, daß mir Mitleiden nicht immer das rechte Gefühl iſt, was über unſere Theilnahme entſcheiden ſoll. Dieſes weibliche, paſſive Bewegtſeyn kann ſehr leicht die richtige Anſicht ſtören und nach Umſtänden eben ſo viel verderben als gutmachen.

Zweckfördernd kann ich nur klare Einſicht in den Kampf der feindlich entflammten Welt

nennen, nur den Entſchluß, zur Herbeiführung der Entſchiedenheit, zur Ausbildung der moraliſchen Einheit jener demoraliſirten Unterdrückten mitzuwirken.

Jul. Mein Gott! wie wollen Sie von dem großen Publikum der verſchiedenen Nationen eine ſolche Einſicht fordern? Laſſen Sie immerhin die dunkeln Ideen und Gefühle auf daſſelbe ihre Macht ausüben; das, was Noth iſt, geſchieht dann dennoch mittelſt der auf ſolche Weiſe herbeifließenden Mittel.

Seyen auch nicht alle die erzählten Gräuel geſchehen, und haben thätiger Enthuſiasmus, raſcher Muth, vertrauender Glaube, Reſignation, Stumpfheit u. ſ. w. das ihrige beigetragen, daß nicht Alles in ſeiner Entſetzlichkeit empfunden worden, ſo iſt doch immer ſo viel geſchehen, daß es zum Himmel und zur Menſchheit um Hülfe ſchrie.

Gottw. Wir wiſſen jezt aus ärgerlichen Erfahrungen, daß Hülfe erſt dann den Hülfloſen zu gut kam, als man den Nothſtand und das Wie? der Abhülfe genauer erkannte. Nur

wer neben dem Bedrängten steht, kann in Gottes Namen, also recht helfen.

Und so ward denn vieles Wohlgemeinte, mit Aufopferung von zahlreichen Vereinen Beigetragene, was dem Nächsten wohl zu Statten gekommen wäre, durch Leichtsinn und Gewissenlosigkeit der dortigen Verwalter und Empfänger verschwendet und sank in einen bodenlosen Abgrund, bis endlich Charakter und Einsicht die Hand boten, durch welche nun die Zuflüsse an die rechte Stelle geleitet wurden, während ihr Auge unabläßig die Wirksamkeit derselben beobachtete.

Jul. Wenn ich nun aber über solche Nebenbetrachtungen hinweg die Hauptfrage an Sie richte: Glauben Sie, es sey Gottes Wille, daß diesem Brudervolk in Osten ganz, also zu einer würdigen Existenz als Ganzes, geholfen werde?

Gottw. So wiederhole ich Ihnen das schon Gesagte: Ihre Frage ist bloß praktisch zu lösen. Da ich nun nicht unter diesem Volke lebe, kein mithandelnder Theil desselben bin, so kann ich ihre Lösung nicht einmal annähernd

durch Wahrscheinlichkeiten versuchen. Es sey zugestanden, daß ich kaum das Allernächste um mich in Zeit und Raum verstehe, daß es mich ganz erfüllt, Gottes Willen in Beziehung auf mich selbst und die mir Anvertrauten zu begreiffen, mich von jedem Augenblick aufs Neue belehren zu lassen.

Einerseits die Wege desselben in ihrer Verhüllung ehrend, andererseits ohne gehörige Einsicht in die große Völkerstreitsache kann ich bloß Allgemeines aussprechen und hypothetisch behaupten:

Wenn die Bedrükten, die Besten in geistig-sittlicher Beziehung, die Einflußreichsten und möglichst Viele, von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stellung erfüllt, und so im Dienste des Allwaltenden sich fühlend, unter täglichem gewissenhaftem Erforschen seines Willens — er kündigt sich in Umständen und Ueberzeugungen an — mit Zurüksetzung ihrer Selbstheit, und was im Dienste dieser mitrathen und thaten will, die große Streitsache erfassen und leiten, so wird der auf Darstellung schöner Humanität gerichtete Wille Gottes vollstreckt werden. Sey

die Gestaltung dann welche sie wolle, sie haben sie als Bestimmung zu verehren, weil sie daran ihr Bestmögliches gethan.

Jul. Diese fromme Ansicht, bester Freund! möchte doch auf dem praktischen Standpunkt und mitten auf dem Kampf- und Lärmplaz selbst noch manche Zweifel und Anstände zu befahren haben. Ihr „Wille Gottes" ist eine gedachte Einheit; aber die Volksführer und Kriegsobersten werden über die faktische Anwendung und Ausführung sehr verschiedener Meinung seyn, und dieß vielleicht in einem Grade, der auf den Gang und Ausgang der Sache einen sehr bedenklichen Einfluß äussern kann.

Gottw. Das würde ich nicht befürchten. Wenn die Starken nur auch Gute sind, so werden sie nahehin auf dasselbe Resultat kommen.

Jul. Eine warmblütige Hoffnung, fast zu kindlich für die mannhafte, störrige Welt.

Gottw. Eben das Gutseyn macht auch die Störrig-Mannhaften kindlich. Alle große Tugend, alle Aufopferung der Selbstheit sieht kindlich aus. Aber das ist ja eben Güte, Tugend, Vaterlandsliebe — das unausgesezte Su-

chen deſſen, was Noth iſt, das tägliche Arbeiten am Werk der Einigkeit, das Verzichten auf ſein liebſtes vorgefaßtes Bild, wenn Gottes Wille in der beſſern Ueberzeugung ſich ankündigt. Wie ſollten die in gemeinſamer großer Sache Ringenden, wenn auch anfänglich durch Eigenthümlichkeit in verſchiedener Richtung getrieben, im Verfolg ihres Werks nicht an ihm ſelbſt die Einheit finden lernen? Aber auch nur in redlichem Wirken kann ſie gefunden werden.

Jul. Wenn aber dieſe Einheit nicht gefunden wird?

Gottw. Wenn der einzelne Menſch ſeinem Leben eine beſtimmte Richtung gibt, wenn er ſeine Gaben kennt, ſie auszubilden bemüht iſt, wenn er die beſchränkten Kräfte zu Rath hält, ſie concentrirt, wenn er das Mannichfaltige der Welt auf ſeine eigene Einheit bezieht, das ihr Gemäße anzuziehen, das Störende abzulehnen ſucht, ſo ſagen wir, er habe Charakter. Sein Leben wird ſich mit eigener organiſcher Kraft fortentwickeln, ſein Schikſal wird ſeines ganzen Thuns würdig ſeyn. Geben Sie dieß zu?

Jul. Ich kann nicht anders.

Gottw. Wenn aber ein Anderer das Gegentheil von all dem thut und iſt, ſo wird er uns als ein Rohr, das der Wind der Umſtände hin und her weht, als ein Spielball der irdiſchen Gewalten erſcheinen, und bei uns eben darum die Vermuthung begründen, daß er ſehr leicht ſey.

Jul. Allerdings.

Gottw. Wir werden dieſe Beſtimmungen auch mit Fug auf Menſchen-Vereine, auf Nationen anwenden. Die Geſchichte ſtellt uns die erhebendſten ſo wie die warnendſten Beiſpiele von Charakterfeſtigkeit und Charakterloſigkeit kleinerer und gröſſerer Anſtalten bis zu dem gröſten, dem Inſtitut des Staats ſammt der Kirche, dar. Was nicht Charakter hat, was nicht in der Feſthaltung des Begriffs von ſich ſelbſt thätig lebt und ſich fort entwickelt, das wird zu einer bloſſen Naturerſcheinung; was nicht geiſtig und freithätig auftritt, das wird dem Zufall und der Nothwendigkeit zur Beute, welche Beide, obgleich einander entgegengeſezt ſcheinend, doch darin übereinkommen, daß ſie, auf-

ſerhalb der Freiheit liegend, bloß der Natur angehören.

Jul. Und nun die Anwendung auf den vorliegenden Fall, die große Streitfrage im Oſten.

Gottw. Wenn Sie nur im Auge behalten, daß ich hypothetiſch rede, ſo darf ich ſchon, ohne mißverſtanden zu werden, Ihnen das ausſprechen: Wenn den ihrer Selbſtſtändigkeit ſich Wehrenden kein Charakter der Einheit, kein klarer Begriff von ſich und ihrer Aufgabe inwohnt, wenn keine ſittliche Idee den Verein treibend belebt, ſo wird der Erfolg das Ergebniß vieler zuſammen- und gegeneinander wirkender Kräfte, das Produkt des Wollens ihrer und des Gegners und mancher miteingreiffender Potenzen, das Reſultat vieler Zufälligkeiten und des Schwankens fortgeſezter Unentſchiedenheit werden, wenn nicht etwa gar ein ſolches Ergebniß, das kein Theil wollte; denn wer den Willen Gottes nicht auszurichten ſucht, der fällt ſeiner Zulaſſung anheim.

Jul. Nun denn, ſo iſt ja endlich von innen heraus ein entſcheidender Schritt zur Frei-

heit geſchehen; indem einem Manne von Einſicht und Charakter die bürgerliche und militäriſche Verwaltung des Vereins anvertraut worden. Nach den neueſten Vorgängen weiß er die Zügel mit feſter Hand zu führen.

Gottw. Sehen Sie, Freund! das iſt's, was ich meinte, wenn ich ſagte: Mitleiden, das ſchöne menſchliche Gefühl, ſcheine mir ein bedenklicher Leiter unſerer Theilnahme. Ich dachte mir einen Helfer, der über die gewöhnlichen Bewegungen erhaben, rückſichtslos, eiſern bloß den großen kritiſchen Fall vor's Auge nimmt, die dieß- und jenſeitigen Kräfte mißt, die bejahenden und verneinenden Stimmen der eigenen Partei behorcht, eine Anlehnung an äußere Weltmächte zu gewinnen ſucht, der nun feſt und umſichtig einſchreitet, der beim Erwachen mit heiligem Ernſt die Frage an den Herrn richtet: Sage mir, was dieſem Volke Noth iſt, und was heute an dem Werk geſchehen ſoll, daß es auch dein Werk ſey!

Jul. Da kämen wir ja an das vielbeſtrittene Kapitel vom Verhältniß der Moral zur Politik.

Gottw. Ich denke, wir ſind ſchon lange mitten darin. Mir iſt aber der Verein mit ſeiner Politik gleich dem Menſchen mit ſeinen klugen Abſichten und vernünftigen Zwecken; und da möchte ich dann Beiden oft eine beſſere Anſicht von der Welt und eine reinere Stimmung ihr gegenüber wünſchen.

Man nimmt die Welt als ein Seyendes, weil ſie eben einmal ſo in Zeit und Raum da iſt, man lebt fort, weil man nicht ſtehen bleiben kann, man wehrt ſich gegen das Feindliche und benützt das Freundliche, beides naturgemäß, und iſt am Ende zufrieden, wenn man erträglich, das heißt, mit einem blauen Auge davon gekommen. So lebt der Menſch, ſo treiben's die Vereine, ſo bezeugen ſich die Nationen. Aber die Welt iſt der ſichtbare Wille Gottes, ſie iſt der Boden unſeres Wirkens, das Leben iſt ein Sollen, und der Bezug des Menſchen zur Welt iſt der des Ausrichters eines höhern Willens zu dem anvertrauten Werk.

Wenn wir dieß auch in guten Stunden dunkel ahnden, ſo empfinden wir es doch ſelten friſch und lebendig genug. Die Strenge der

Forderung macht aber das Leben eher leichter als ſchwerer, ſo wie derjenige, der da weiß, was er zu thun hat, viel entſchiedener lebt, als wer in freier Willkühr ſich ohne Beruf umtreibt, und mit unendlicher Wahl ſich ſelbſt zur Beſchäftigung Veranlaſſung geben ſoll.

Es iſt vielleicht nie genug beachtet worden, daß ſelbſt den größten Vereinen am Ende nur das wirklich gedeihlich wird, was auf ſittlichem Grunde ruht.

Jul. Wie? alſo Sie fordern im Ernſt von den Regierungen und Machthabern in öffentlichen Geſchäften eine Sittlichkeit, wie wir ſie dem Menſchen im bürgerlichen und häuslichen Leben und gegen ſich ſelbſt zumuthen; alſo von chriſtlichen Regierungen die Uebung chriſtlicher Tugend nach innen und auſſen?

Gottw. Wenn Sie bedenken wollen, daß die größern politiſchen Vereine nicht in dem gemüthlichen Verhältniſſe des Menſchen zum Menſchen, ſondern in verſtandes- und begriffmäßigem Rechtszuſtand ſich gegeneinander befinden, daß alſo Klugheit in der Sphäre der Rechtlichkeit die Funktion ihrer Intelligenz iſt,

ſo werden Sie ſchon weniger Anſtand bei meiner Forderung finden. Auf caſuiſtiſche Skrupel, was z. B. geſchehen ſoll, wenn die Moralität eines Cabinets mit der Politik in Conflikt kommt, brauchen wir gar nicht zu antworten, weil konkrete Fälle niemals ſich ganz nach allgemeinen Maximen entſcheiden laſſen, ein wirklich Gegebenes alſo nur von dem Handelnden durch die nach individueller Ueberzeugung unternommene That entſchieden wird, die ihn dann in ſeinem Gewiſſen und, wenn wir uns ein Urtheil erlauben dürfen, in dieſem als den biedern oder den ſchlechten Mann charakteriſirt.

In Beziehung auf die Frage im Allgemeinen aber ſtelle ich Ihnen die Gegenfrage: Wenn Staat und Kirche die Blüthe des öffentlichen Menſchenlebens ſind, durchdrungen von chriſtlichen Ideen, chriſtlicher Bildung, ſollten ſich gerade ihre Vorſtände und Lenker in irgend einem Augenblick ihres Wirkens dieſer entſchlagen können, um Lezteres nach andern Maximen einzurichten? Hat nicht jederzeit die Geſchichte Alles mit zürnendem Blick angeſe-

hen und verpönend im Andenken behalten, was im Widerſpruch mit der öffentlichen Rechtſchaffenheit nach innen oder auſſen geſchehen? und ſind nicht jene Männer, — Fürſten, Staatsmänner, Helden ꝛc. die gefeiertſten in ihrem Buche, die in ſich den würdigſten Begriff von der Menſchheit, von dem National-Inſtitut hegten, und das Beſtehende dieſem Bilde durch tägliche Erforſchung deſſen, was Noth iſt, zuzuführen ſtrebten?

Ich möchte endlich fragen, ob die Intelligenz eines Vereins Etwas wollen kann, was dem göttlichen Willen widerſpricht?

Jul. Können Sie glauben, daß es thunlich wäre, wenn im Verkehr der Staaten nur immer Offenheit beobachtet würde, wie ſie von chriſtlicher Geſinnung verlangt wird?

Gottw. Ich ſehe nicht, daß irgendwo das Geheimniß hinter Worten oder Wendungen verwahrt bleibt; die Welt ſieht hindurch, ja man darf zufrieden ſeyn, wenn ſie nicht noch auf ſchlimmere Maximen deutet, als die verheimlichten ſeyn mögen.

Nicht alles muß ja geſagt werden, was

wahr iſt; nur ſey alles wahr, was geſagt wird, und alles werde geſagt, was der Wahrheit zur Steuer geſagt werden muß.

Jul. Wo möchte manche Nation hingerathen, wenn nicht ihrem jezigen Beſtand, ihrem krampfhaft geſpannten, hochgeſchraubten Weſen die Rückſicht auf gerechte Forderungen anderer Nationen unter politiſchem Vorwand aufgeopfert würde?

Gottw. Die Welt im Ganzen gewinnt nichts dabei, denn dieſe andern gehören zur Welt; die ſelbſtiſche Nation aber bleibt den Verſuch ſchuldig, wohin Rechtlichkeit führe. Auch iſt zu bedenken, daß ihr künſtlich geſchraubtes Weſen eben durch fortgeſezte Anwendung ſelbſtiſcher Maximen ſich organiſch ſo geſtaltet hat, was nie ohne große Uebelſtände im Innern und Mißbilligung von auſſen vor ſich geht.

Jul. Wenn dem ſo iſt, wie ich nicht läugnen will, ſo tritt für die ſelbſtiſche Staatsmaſchine eine relative Nothwendigkeit ein, ferner nach ſolchen materiellen Motiven einzuſchreiten.

Gottw. Es wird geſchehen, aber es muß nicht geſchehen. Uebrigens haben wir erlebt,

daß ein langes Verharren in ſolchem reinen Realismus am Ende eine gränzenloſe fieberhafte Erſchütterung oder eine gänzliche Umwälzung der Verhältniſſe zur Folge gehabt hat.

Jul. Es bleibt immer ein Räthſel, wie der Weltgeiſt zugeben kann, daß im großen Leben der Nationen Zuſtände und Zeiträume eintreten, wo ſie, als Ganze, ſich von ihm losreiſſen, und ſo wenig nach ihm fragen, als etwa ein in irdiſchen Bezügen ganz verſunkener Menſch nach ihm und deſſen Walten in ſeinem Geſchike fragt.

Gottw. Ob es mir gleich auch ſo ſcheint, ſo ſtehe ich doch ſolchen Wahrnehmungen zu fern, um zu beobachten, wie ſich dieß in den Gemüthern der Einzelnen wieder einigermaßen ausgleicht, da der Menſch doch nicht beharrlich im bloß Aeußerlichen zu leben vermag, oder da wenigſtens den Beſſern aus der Anſchauung dieſes verbreiteten Materialismus nur eine um ſo ſtärkere Sehnſucht zum Geiſtigen erwächſt.

Uebrigens preiſe ich nicht die großen Staaten-Maſſen glücklich, da ſich nothwendig in ihnen das Sächliche und die Macht bedingen-

der Verhältniſſe ſo ſtark und nöthigend erweist, daß die edelſten, freieſten Perſönlichkeiten davon überwältigt, die ſchönſten Stimmen des Menſchlichen von dem lauten Getön der unendlichen Maſchinerie bedeckt werden, — ſondern die mäßig-großen, wo den Herrſchenden und Beherrſchten eine gegenſeitige Fühlung gegeben, und die Wahrnehmung ihrer Wirkſamkeit möglich gemacht iſt; wo Einſicht, Wohlwollen und alle ſchöne Eigenſchaften des Menſchen ſich einander, wie Stimmen in einem gutgewölbten Raume, zu vernehmen geben können.

Jul. Noch iſt es nicht zu lange her, daß viele warme Herzen die Nationalmaſſe, die unſere Sprache ſpricht, nicht groß und maſſig genug wünſchen konnten.

Gottw. Wie oft hat nicht der Schulbegriff ſich herausgewagt in's Leben und Treiben der Völker? Die Welt wird gern von ſolchen zurechtgewieſen, die ſie nicht kennen, und der Eifer ſteht gewöhnlich mit der Erfahrung, der Glaube an Möglichkeiten mit dem Erfaſſen der Wirklichkeit im umgekehrten Verhältniß.

Früher ſtellte man der hereindrohenden Uni-

verſalmonarchie, gegen die man nicht feindlich einzuſchreiten wagte, bloß das friedliche Bild ſchöner National-Individualitäten im antiken Sinn entgegen, und dieß mit mehr Recht. Als endlich der günſtige Zeitpunkt kam, wo dieſe Idee ſich praktiſch geltend machen konnte, krönten die Schikſalsmächte das Unternehmen mit glücklichem Erfolg. Jener Schulbegriff aber ſcheiterte, und ſo ſagen wir uns denn, er möge wohl nicht Gottes Willen gemäß geweſen ſeyn.

Doch genug für heute, beſter Freund! Wir haben den ſchönſten Sonnen-Untergang über unſerer Betrachtung verſäumt. Himmliſches Licht floß von der Purpurglut der Wolkenſäume zu uns herein; es drang mir ans Herz, aber ich wies es ab. Ein ſolches Abendroth kommt niemals wieder.

Jul. Wenn vom Menſchlichen die ernſte Rede geht, dann muß die Natur zurückſtehen, die ja ohnehin nur Hintergrund und Folie deſſelben ſeyn ſoll.

Gottw. O wie oft erhole ich mich an dem ruhigen Formenwechſel der unendlichen Mutter,

wenn mir die Verzerrungen ihrer Kinder, meiner Brüder, den Sinn verwirren wollen, und nur ihrem Anſchauen habe ich es vielleicht zu danken, wenn ich mich auch da wieder zurechtfinde, und noch ehe ich es ganz klar faſſe, in gutem Glauben zu mir ſage: Nein! Thorheit und Schlechtheit, Noth und Verzweiflung kann nicht ihre Beſtimmung ſeyn!

Und nun gute Nacht! auch ſie gleicht manches aus, was der Tag entzweit hat.

6.

Es iſt in der Schachſpielerwelt eine althergebrachte Gewohnheit, daß nach vorangegangener Verabredung zwei oft weit von einander entfernte gute Spieler oder Parteien mit einander ein ſolches Spiel wie eine wichtige Angelegenheit beginnen, wo ſich dann der eine und andere Theil über jeden einzelnen Zug lange beſinnt, alle Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten dabei erwiegt, dann endlich ſeinen Entſchluß dem Gegner durch die Poſt bekannt macht. Wird

ſo das Spiel mit hohem Intereſſe vielleicht Jahr und Tag lang fortgeſezt, ſo ſteigert ſich die Erwartung bis zum endlichen Schluß, der Einen als Sieger krönt, wenn nicht etwa das Spiel inneſteht und als unentſchieden verlaſſen werden muß.

Daß ein Spiel mit ſo hohem Ernſt betrieben wird, das findet niemand auffallend, ja wir leſen zuweilen in öffentlichen Blättern, wo und von wem ſolche Schachpartieen unternommen werden; daß aber ein Paar Freunde ſich über einen wichtigen Gegenſtand der Lebensphiloſophie miteinander beharrlich und in bündiger Form unterhalten, ihn von allen Seiten beleuchten, daß jeder ihn in ſeinem Sinne faßt, den andern für ſeine Anſicht zu gewinnen ſucht, oder von ihm eines Andern belehrt wird und ſich deſſen Anſchauungsweiſe bequemt, das trifft ſich äuſſerſt ſelten, und würde von vielen für eine Pedanterie gehalten werden.

Nur ſehr innige Jugendfreunde, die in gleichem Maße höherer Bildung zuſtreben, wird man hie und da in einem ſolchen Geſpräch vertieft finden, wo es dann daneben auch nicht an

mehr ſyſtematiſch geordneten ſchriftlichen Mittheilungen fehlt. Wie wenig trifft man bei Männern von etwas vorgerückten Jahren die Stimmung, daß es ihnen ſo recht philoſophiſch zu Muth iſt, als möchten ſie über tieferliegende Natur- und Lebensverhältniſſe durch Nachdenken, durch inneres Vergegenwärtigen aller Beziehungen ins Klare kommen. Selbſt geiſtreiche Menſchen laſſen ſich ſelten mit einander in weiterführende Unterſuchungen ein; ſie haben gemeiniglich den Geſchmack an dem Ruhen auf den großen Aufgaben und Räthſeln des Daſeyns verloren. Iſt es ihnen früher nicht gelungen, über dieſe Gegenſtände an der Hand der Schulphiloſophie mit ſich ins Reine zu kommen, haben ſie im Verfolg der Jahre, an die litterariſche Welt oder die öffentlichen Vorträge hinhorchend, nicht vernommen, daß irgend ein hoher Geiſt dieſe gewichtigen Fragen klar und vollſtändig aufgelöst habe, ſo mögen ſie nun überhaupt nichts mehr davon hören.

Auch bei den beſſern Menſchen trifft man eine Kraft der Trägheit an, die ſie abhält, noch beſſer zu werden, und da nun Alles, was in die

Tiefe geht, auch eine ſittliche Gewalt über uns ausüben will, ſo hat man allerdings von derlei Unterſuchungen zu befahren, daß aus ihrem Ergebniß Forderungen an uns ergehen könnten, die uns in unſerer gewohnten Bequemlichkeit ſtören würden.

Ueberdieß nimmt die endloſe Reihenfolge der äuſſern Erſcheinungen, die unendliche Verkettung der Weltereigniſſe allen Antheil der guten Köpfe in Anſpruch, obgleich alles Erkennen und Beurtheilen gerade hier ſo ſchwer iſt. Aber eben das allgemeine Nichtwiſſen ſcheint der Debatte hierüber noch Vorſchub zu thun.

In unſerm gegenwärtigen Gebiet iſt aber jedem nur einigermaßen ans Selbſtdenken gewöhnten Menſchen alles gegeben, was er als Grundlage der Unterſuchung des Gegenſtandes braucht, und Niemand wird ſo wenig Kenntniß ſeiner ſelbſt, ſeines Nebenmenſchen, ſeiner Gemeinde und des Weltlaufs im Allgemeinen beſitzen, daß er nicht ein Wort mitzuſprechen im Stande ſeyn ſollte, welches man in ſeiner Art gelten laſſen, ja, in dem man einen nicht

unweſentlichen Beitrag zur Unterſuchung finden könnte.

Wenn nun das Intereſſe an ſolchen Dingen jedenfalls über dem an einem Schachſpiel ſteht, ſo iſt es vielleicht durch ſeine Reſultate ſo würdig als der wärmſte Antheil an Welthändeln, weil dieſe in ihren Erfolgen unſerer Erwartung ſo oft ſpotten, im günſtigſten Fall aber, wenn das Gehoffte geſchieht, doch ein Aeuſſerliches ſind, das erſt durch die Geſinnung der Menſchen hindurchgehen muß, welche aber meiſtens etwas ganz Anderes daraus mächen, als wir uns gern denken mochten. Mit der Geſinnung aber und Anſicht des Lebens beſchäftigt ſich gegenwärtiges Geſpräch unmittelbar, und möchte ſomit wieder hinauswärts auf Würdigung des Weltlebens Einfluß üben.

Wir können nun nicht verlangen, daß Alle, die uns bisher gefolgt, glauben, es habe wirklich zwei Freunde gegeben, die ſich zum Geſchäft gemacht, den Einen Gegenſtand mit Beharrlichkeit geiſtig durchzuarbeiten. Manche werden vielleicht dafür halten, es ſtehe wohl hinter Gottwalt kein Anderer, als der Autor

ſelbſt, der ſich in der Perſon des Julius einen oder mehrere Andersdenkende gegenübergeſtellt, um ihre Einwürfe zu widerlegen. Sey dem, wie ihm wolle, ſo wird man doch finden, daß die zwei Freunde ſo ziemlich die beiden Hauptpartieen, in welche ſich die politiſche und wiſſenſchaftliche Welt zu allen Zeiten polariſirte, in ſich darſtellen und ſo ihren Gegenſtand in die Mitte nehmen.

Es läßt mir keine Ruhe! — rief Julius beim nächſten Zuſammentreffen mit Gottwalt dieſem entgegen, — ich muß nun alles, was ich wahrnehme, denke, leſe, auf unſern Streit beziehen; da kam mir denn geſtern Abend im Wäldchen, — ein junger Freund wollte den überwachſenen Weg durchaus den Philoſophengang taufen, ich haſſe aber alle vornehme Namen, weil ſie leicht lächerlich werden — daß wir eigentlich immer um den Hauptpunkt herumgehen, ohne ihn recht ins Auge zu faſſen.

Sie weiſen den Menſchen, den Verein an Gottes Willen; beide ſollen Nichts für ſolchen anerkennen, woran ſie nicht zuvor ihre beſte Kraft geſezt haben, und dieß alſo vorſchauend

auf das Kommende, Andringende, und rückblickend auf das Vergangene, und doch ſoll all ihr Thun ein Ausrichten von Gottes Willen, ein Arbeiten auf Erden in ſeinem Namen ſeyn. Sie geſtanden, daß der Menſch nie hinzeigend ſagen kann: Seht, daß das geſchehen iſt, daß jenes geſchehen ſoll, iſt Gottes Wille! ſondern — daß das Rechte geſchehe, daß das Gute in der Welt ſiege, iſt ſein Wille.

Wenn ich nun, als der Schaffner eines niegeſehenen Herrn, in ſeinem mir nur im Allgemeinen bekannt gewordenen Sinn und Geiſt das Wirkliche, das praktiſch Vorkommende behandeln ſoll, ſo werden doch meiner Beurtheilung noch manche Mittelglieder fehlen. Auf der einen Seite kann ich als kurzſichtiges, beſchränktes Weſen nichts Objektives geradehin und abſolut gut oder bös, wohl oder übel nennen, auf der andern werde ich den Gedanken nicht los, ob nicht, da der Herr mein Weſen von jeher ganz durchſchaute, und ſeine Hand ſo im ganzen Werk hat, daß, ich mag ſchalten, wie ich will, die Erfolge ſeinem Plan dienen müſſen, ob nicht — ſage ich — Alles

ſein Wille ſey, wo er dann freilich das Uebel und das Böſe auch auf ſich nähme.

Gottw. Ich weiß wohl, daß die Idee der abſoluten Nothwendigkeit der materiellen und ſittlich-intellektuellen Welt, nach welcher die Allkraft, die Alles geſchaffen hat, weiß und lenkt, ſomit auch Alles will, und der Menſch nicht anders kann, als er denkt und handelt, uns immer wieder in unſerer Betrachtung ſtört. Halten Sie aber das Verhältniß des Schaffuers zum niegeſehenen Herrn feſt, und denken Sie, dem Menſchen ſey nun einmal die Verwaltung des Menſchenthums zugeſchieden.

Damit es nun aufs Beſte von ihm verwaltet werde, muß er es im Sinn und Geiſt des Herrn thun. Aber gerade, daß ihm nichts Statutariſches über beſtimmte Zuſtände, wirkliche Einrichtungen an die Hand gegeben worden, dieß iſt es, was ſein Nachdenken, Nachforſchen immer offen erhält, und wenn ihm kein weiſes und klares Ueberſchauen ſeines Daſeyns aus Vergangenheit in Zukunft, kein ſieghaftes Hinzeigen auf fertige Werke und feſte

Ziele vergönnt worden, so fällt dagegen auf jeden Moment der Gegenwart ein aufhellendes Licht, und er erfreut sich statt vollendeter Schöpfungen eines endlosen Schaffens.

Durch diese Ansicht ist auch dem Scrupel, ob denn Gott auch das Böse und Uebel gewollt, sein Stachel genommen; denn wenn der Mensch nur in einem nie rastenden Suchen und Schaffen seine Freiheit bewährt, so ist hiedurch auch ein ihm an die Hand gegebenes beständiges Zurückdrängen des Bösen und Uebels eingeleitet und als organisch wirkende Kraft ins Leben aufgenommen. Sorgen Sie nicht, daß der Herr kleiner werde, wenn Sie den Schaffner hochbetrauter machen; denn je höher die Menschheit durch den freien, schaffenden Menschen gebracht wird, desto mehr geschieht es zur Ehre des Höchsten. Je selbstständiger der Mensch das Seine thut, desto herrlicher kann Gott im Ganzen walten.

Die Frage: Was ist der Wille Gottes je gewesen, was ist jezt sein Wille und was soll nach ihm künftig geschehen? — erhält durch jene Ansicht eine höhere Bedeutung. Nämlich

eben dieſe ewig ſtehen bleibende Frage iſt der Impuls, der die menſchlichen Dinge vom kleinſten bis zum gröſsten ſchafft, bildet, ordnet; ihre nie zu vollbringende Auflöſung iſt die Geſchichte der Welt.

Jul. Das klingt in ſeiner Allgemeinheit ziemlich gut, und wirkt auf's Gefühl, wie eine nicht ohne Kühnheit erlangte weite Umſicht. Ich halte mich aber an die Nähe, und frage: Mit welchem Vermögen, mit welcher Richtung meiner Seele ſtehe ich denn im Rapport mit dem höhern Willen? wo kündigt er mir ſich an, er, den ich doch wenigſtens ahndend zu ergreiffen ſuchen muß, wenn ich ihn auch nicht wiſſend begreiffe; — der ſich mir erſt durch mein eigenes Thun, aber wohl auch durch dieſes nicht im Einzelnen, ſondern nur mehr und mehr im Verlaufe des Lebens beſtättigt; wo vernehme ich ſeine Stimme?

Gottw. Im Gewiſſen.

Jul. Durch einen orakelmäſsigen Zuruf? Was ſagt er mir?

Gottw. „Thue das Nächſte, was Noth iſt, thue dein Beſtes!“

Jul. Ein bloß formeller kategoriſcher Imperativ in der objektiven Welt?

Gottw. Er iſt von verſchiedenen Geiſtern verſchieden ausgedrückt worden; ſein Sinn bleibt aber ſtets derſelbe. Das Rechte, Wahre, Gute iſt in den allermeiſten Fällen auch objektiv nur Eines, der Abweichungen aber von ihm iſt Legion. Das Gewiſſen ruft uns zu: Handle, wie du ſiehſt! — wir ſehen aber recht, wir unterſcheiden es vom Unrechten, wir ſehen gerade und unterſcheiden es vom Krummen.

Jul. Ich möchte fragen, woher kommt denn überhaupt die Autorität dieſer Macht, die wir Gewiſſen nennen?

Gottw. Ihr Gewiſſen iſt kein verhülltes Orakel, es iſt ihre Weltanſchauung; Sie ſelbſt als ſittlicher Geiſt ſind ihr Gewiſſen. Sie ſtehen in der Bahn des Lebens, in der Richtung der Weltentwicklung, und der Weltgeiſt, der auch Sie durchdringen will, ſagt Ihnen als Gewiſſens-Stimme: „Wandle recht, wie du ſiehſt!“ Das Gewiſſen ſieht ebenſoweit als der Geiſt. Thue recht! heißt: Handle nach der Richtung der Welt zum Guten!

Wer dieſem Drang nicht folgt, der übt im nämlichen Moment Gewalt gegen den guten Geiſt, er widerſtrebt Gott, er zernichtet die Welt.

Wie durch den kleinſten Magnet dieſelbe Kraft zieht, welche dem Erdplaneten ſeine Richtung zur Sonne gibt, ſo durchdringt jeden Menſchen die ſittliche Gewalt, welche die ganze Menſchheit in Liebe und Vertrauen zuſammenhält. Jede Pflichtverſäumniß iſt der Anfang des Teufliſchen. Wie die Welt ein Wollen des Weltgeiſtes, ſo iſt uns das Daſeyn ein Sollen. Sein Beſtes thun und geben, beſcheiden vom Leben nehmen, an der großen Schuld der Zeiten, Minuten, Tage, Jahre abzuzahlen, das iſt ein Grundgefühl, welches jeden reinen Menſchen durchdringt und dieſe ewige Gewiſſensſache iſt zugleich die gewiſſeſte ſeines Lebens, ein Anſchauen, das ihn nicht mahnend drückt, ſondern in allen freien Momenten über ſich ſelbſt erhebt.

Jul. Es gäbe alſo keine falſche Weltanſicht, keinen ſchiefen Sinn, keinen verſchrobenen Kopf?

Gottw. Das Leben bestättigt mir täglich mehr, daß Thorheit in den meisten Fällen auf einem unsittlichen Boden wurzle. Der Mensch sieht nicht, was er nicht wohl leiden mag; er gewöhnt sein Aug an das, was ihm zusagt; dort sieht er hinweg, hier sieht er sich hinein; dort sucht er alle Gründe wider, hier für die Sache auf, und so wird seinem selbstischen Wesen im Fortgang des Lebens ein schiefer Blick in dasselbe habituell.

Jul. Dann sieht er demnach wohl auch den Willen Gottes schief an?

Gottw. Allerdings! Und doch gibt es für dieses moralisch-intellektuelle Schielen keine bessere Augen-Operation, als daß man den Schielenden zur Gewissenhaftigkeit führe.

Dem Queerkopf erscheint täglich und stündlich das unläugbar Rechte, und kann ihm zum Richtscheit dienen, wenn er von seiner starren Selbstheit lassen will.

Jul. Sie glauben also, daß durch ein solches von Moment zu Moment fortschreitendes gewissenhaftes Thun des Kleinsten und Näch-

ſten der Wille Gottes auch im Großen ausgerichtet würde?

Gottw. Ich glaube es, ſo wahr ich ſehe, daß durch Hammer und Kelle der Geſellen und das Stein- und Mörtel-Zutragen der Jungen und Handlanger der Tempel gebaut wird, deſſen Plan der Meiſter entworfen.

Jul. Vergeſſen Sie nicht, daß der Riß des Tempels gegeben, jedes Tagewerk vorgeſchrieben iſt.

Gottw. Bedenken Sie, daß auch das kleinſte Dichten und Trachten des Menſchen aus ſeiner Ueberzeugung von den höchſten Dingen, von der göttlichen Weltordnung hervorgeht, daß ſein leiſeſtes Gefühl in ſeinem innern Allerheiligſten abklingt, daß auch der beſchränkte Geiſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen oder dafür angeſehen zu werden, Alles, was er thut, ſelbſt Unbedeutendes in Beziehung auf einen Lebensplan, einen Zweck ſeines ganzen Daſeyns, in Beziehung auf Familie und Gemeinde, der Höhergeſtellte aber auch im Hinblick auf ſein Volk, ſein Zeitalter, die Menſchheit, ja auf Zeit und Ewigkeit thut; daß wir uns täglich ſelbſt kor-

rigiren, das Vergangene zum Kommenden mitbringen und durchs Leben leben lernen.

Wenn ich einen Menſchen laut denkend, redend, handelnd vor mir ſehe, ſo ſcheint mir immer in der kleinſten Bewegung und Aeuſſerung ſein ganzes Weſen mitzuſprechen, und das, was er mit ſeinem Daſeyn im Sinne hat, offenbar zu werden.

Das Gewiſſen iſt mir das ſittliche Leben in den Moment der Gegenwart zuſammengedrängt; alles Groſſe und Hohe iſt am Ende das Werk von Augenblicken der Gegenwart. Die Conzentration des Moments und ſeine Ausdehnungskraft iſt ſo wundervoll, als es die unendliche, räumliche und zeitliche Weite der Schöpfung iſt. Die klarſte Anſicht und Ueberſicht des Lebens finde ich neblicht unbeſtimmt gegen die Helle des Augenblicks, wo es um Selbſtbeſtimmung zu thun iſt, und die verſchrobenſte Anſicht kann nur durch die mit Beſtimmtheit anrückende Gegenwart zur Erkenntniß kommen.

Jul. Dieß alles zugegeben, ſo müßte, würde jeder Menſch ſtets gewiſſenhaft ſeyn, die Welt ganz anders werden.

Gottw. Ohne Zweifel!

Jul. Sie können aber nicht läugnen, daß, gegen dieſen Ideal-Stand gehalten, die Welt doch recht im Argen liege und Gottes Wille im Einzelnen und ſo wohl auch im Ganzen ſchlecht vollſtreckt werde?

Gottw. Können Sie annehmen, daß die Vorſehung über ein Volk von Thoren und Schurken wache und ihnen ihr Werk anvertraue? Müßte man nicht am Ende doch fragen, warum Gott den Stoff zu ſeinen Menſchen nicht beſſer genommen?

Jul. Ich bin nicht abgeneigt, eine urſprüngliche Beſtimmung dieſes Geſchlechts, eine vorausbeſtimmte Würde und Höhe, innerhalb welcher dann erſt ſeine Freiheit waltet und ſich die Maſſen und Einzelnen höher oder tiefer ſtellen, anzunehmen.

Gottw. Nun denn! Es iſt mir lieb, ſie mit mir auf mittlerer Bahn zu ſehen; nichts verleidet mehr freundſchaftlich geiſtigen Streit, als wenn die Gegner ſich in Extremen überbieten. Auch dieß iſt eine Gewiſſenloſigkeit gegen das Wahre, und wurzelt auf Egoismus. Wie

bei allem geſelligen Verkehr muß man das Gemeinſchaftliche wollen und einander gegenſeitig gern etwas zugeben. So gebe ich denn zu, daß der Menſch es faſt immer und überall an dem Beſten fehlen läßt, und ſelten ſeinem beſſern Wiſſen, d. h. ſeinem Gewiſſen folgt. Aber ich habe doch auch wahrzunehmen, wie jedes Geſetz ſich bei ihm Achtung erwirbt, wenn es ihn auch beſchränkt, ja wie ſchon jede billige Erwartung ſein Wollen bedingt und er nicht umhin kann, ſie wenigſtens annähernd zu erfüllen.

So ſehe ich nun, wenn ich einen möglichſt unbefangenen, allgemeinen Blick ins Leben der Menſchen thue, ſie Alle freiwillig oder genöthigt am Werke Gottes arbeiten, ich ſehe überall, wo mein Geſchlecht ſich regſam erweist, Verſtand, Berechnung und raſtloſe Thätigkeit aufgeboten, Menſchenkraft angewendet, die Aufgabe des Lebens zu löſen.

So entwirrt ſich mir das unendliche Getriebe, und indem es mir durch dieſe Leitanſchauung in ſeinem Getheil faßlich wird, verliert es ſein verworrenes Anſehen im Ganzen.

Im Durchschnitt beobachtet der Mensch eine mittlere Strenge gegen sich; auch der in unsern Augen Gemeine und Lasterhafte übt diese und bewahrt sich durch sie vor einem noch tiefern Fall.

Der ausgezeichnet Guten und Schlechten fand ich auf meinem Wege nur wenige. Dieses Resultat der Lebensbeobachtung, eine herrschende Mittelmäßigkeit, gewährt ebenso die Geschichte aller Zeiten, wenn wir nur im Auge behalten, nach welcher Seite hin auch das Schlechte beziehungsweise gut ist, daß z. B. der Bandit eine Banditen-Ehre hat, daß der Räuber, wie ein Löwe, doch den Seinigen den Raub zuträgt, sie liebt und vertheidigt.

Ferne sey von mir, das Böse entschuldigen zu wollen, aber um die relative Würde unsers Geschlechts zu wägen, ist nöthig, daß man, wenn der Mensch sich vom Ganzen getrennt, sich ihm feindlich gegenüber gestellt hat, auch da anerkenne, wie er innerhalb dieser tadelnswürdig sich herausgenommenen Selbstheit beziehungsweise klug und sittlich handle.

Die zürnende Gerechtigkeit mag immerhin

ſtrafend einſchreiten, das ethiſche Anſchauen der Menſchen ſieht ſie nur von mehr oder weniger Selbſtheit durchdrungen, wo dann auch die Guten nur als die Minder-Böſen erſcheinen mögen.

Jul. Eben der alles durchdringende Egoismus, das ſataniſche Prinzip, das lebenſtörende, weltverderbende —

Gottw. Und doch hat Gott nur auf ein ſo feſtes Fundament den Beſtand der Welt bauen können. Aus Egoismus geſchieht zulezt, was alle beſſere Beweggründe nicht zu bewirken vermochten — nicht etwa, weil ſie gänzlich mangelten, nein, weil ſie nicht ganz zureichten. Darum geſchieht auch das Rechte ſelten auf den erſten Ruf und Wink. Der Gemeine thut es aus Eigennutz, der Beſſere dient dem Ganzen, weil er ein höheres Daſeyn von ihm zurückerhält; der Beſte will zuerſt, daß das Ganze beſtehe, und kann dieſem ſogar ſein Ich zum Opfer bringen.

Jul. Soweit ich mein Geſchlecht kenne, ſo folgen die Meiſten dem Triebe, wenn es gut geht, einer klugen Berechnung, einer ſelb-

ſtiſchen Anſicht, die Wenigſten einem würdigen Zweck, einer ſchönen, liberalen Idee.

Gottw. Der Beſten ſind freilich wenige, aber der Schlechten auch, ſolcher, die ſogar ihr eigenes Leben vernachläßigen, oder die rückſichtslos alles in daſſelbe hineinſchlingen möchten; und zum Glück ſind die Schlechteſten, die das Ganze anfeinden und auf deſſen Zerrüttung im Kleinen oder Großen losarbeiten, immer eine ſeltene, in ihrer Häßlichkeit verabſcheute Erſcheinung.

Die Menſchen im Allgemeinen ſind nicht ſo ſchlecht, als viele ſie machen; und wenn man ihnen eine vortretende Selbſtliebe, einen Eigennutz, der bei jeder Bemühung auch einigen Gewinn für ſich ziehen möchte, nicht zu hoch anrechnet, keine große Opfer fürs Ganze, keine Anſtrengung für Ideen, von welchen ihre Einbildungskraft nicht entzündet iſt, von ihnen fordert, ſo möchten wohl die Meiſten auf der ſittlichen Wage gleich ſchwer, nämlich ins mittlere Gewicht fallen.

Jul. Wenn aber nach ihrer Anſicht Gott die Blüthe des Menſchenthums will, wenn er

nicht bloß Herr des Daſeyns überhaupt, ſondern eines beſtimmbaren Wieſeyns iſt, warum iſt denn die ſchöne Form, die wir Humanität, Geiſtesbildung, würdiges Bürgerthum, reinlich-häusliches Leben nennen, ſo ſelten unter den Nationen? warum begegnet uns überall in Zeiten und Räumen ſo herrſchend das Gegentheil? —

Gottw. Ein Civiliſirter — ich muß eine ſonderbare Meinung ausſprechen — ein Cultivirter iſt vielleicht nicht der unbefangenſte Beurtheiler des Waltens der Vorſehung eben dann, wenn er auf die Gegenſätze ſeines Zuſtandes hinſieht.

Er nimmt „Bildung“ für den Normalzuſtand und für die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts im Ganzen und Einzelnen an, und unwillkührlich wird ſeiner Ungeduld der Zeitraum, den die Erziehung eines Kindes erfordert, der Maßſtab für die Bildungszeit einer Nation, die er doch Jahrhunderte lang beinahe auf derſelben Stufe der Rohheit ſtehen ſieht.

Es iſt aber zu bedenken — nicht wer? ſondern was am Menſchen erzieht, ſo daß eine

anders zu erziehende Generation von Kindern eine ſchon ſo erzogene von Aeltern vorausſezt. Erziehung iſt keine Dreſſur, ſie iſt ein Element, in dem man lebt.

Sehen Sie hieher auf Reichards große Weltcharte; ein lange darauf ruhender, ſich ſinnend darein verlierender Blick iſt mir lehrreicher, als manches gelehrte Buch über Weltverbeſſerung.

Jul. Die Eskimos, die Feuerländer, nicht viel beſſer als Robben und Seekälber in Menſchengeſtalt —

Gottw. Der Menſch iſt wie ſein Land; und wenn Sie hinreiſen, ſo finden Sie dieſe Leute in ihren Sachen ſo klug und gut, als Sie es erwarten können; Sie ſehen Einſichten und Fertigkeiten, die Sie bei manchem von uns Zahmen vergeblich ſuchen. Ihre Begriffe und Empfindungen richten ſich nach ihrem Geſchäft, Haushalt, ihrem Ringen mit der froſtigen Natur, nach der Art ihres Beiſammenſeyns. Cultur wird ſchwerlich je dahin dringen, denn wie ſollte ſich eine Maſſe von Bewohnern milderer Landesſtriche entſchließen, ihr Leben als Colonie da zu vertrauern? Ja was

wäre hier durch Cultur gewonnen, da dieſe nur das Gefühl für die Entbehrungen in einem eiſigen Clima ſchärfen würde?

Fern ſey es von mir, körperlicher oder geiſtiger Sclaverei das Wort reden zu wollen; aber ſind nicht Tauſende von uns Freien durch die in ihnen erweckte Cultur-Anſprüche ſchlimmer daran, als die Sclaven der alten und neuen Welt, weil ſie neben dem Gefühl für ein reinliches bürgerliches Daſeyn doch nie die hiezu führende Selbſtſtändigkeit erſchwingen, und das ſtets entbehren, zu was Neigung und Beiſpiel ſie täglich hintreibt?

Mögen die Bewohner jener Eisländer zu ihrem Heil ſo ſtumpfſinnig bleiben, nahe verwandt den Robben und Seekälbern an Zähheit der Gedanken und des Wollens, jedoch Menſchen. Wie unglücklich wäre ſo ein Feuerländer ꝛc. wenn er von der Beweglichkeit der Intereſſen eines gebildeten Europäers geſtachelt würde?

Jul. So will ich auf der Weltcharte meinen Blick auf die gemäßigte Zone richten, denn bei der heiſſen werden Sie wohl auch, wie bei der kalten, Alles klimatiſch begründet finden.

Auch in dieſer der Darſtellung des Schön-Menſchlichen ſo günſtigen Zone ſehe ich bloß einige Nationen, die es wirklich hervorbringen. Sie ſind die Glücklichen, in deren Meridian die Cultur-Sonne bei ihrem Vorrücken von Oſten nach Weſten eingetreten. Solche, die ſie in frühern Jahrtauſenden beſchienen, liegen jezt im Dunkel, und die in der Gegenwart von ihr Angelächelten ſehen ſie ſchon einem andern Welttheil ſich zuneigen, und ahnden ihre Nachkommen vielleicht in wenigen Jahrhunderten auch in jenen traurigen Schatten geſtellt.

Gottw. Gegen dieſe Wahrnehmung und trübe Hypotheſe ließe ſich mancherlei ſagen. Es könnte wohl auch eine rücklaufende Bewegung dieſes Cultur-Geſtirns eintreten, oder ein gleichmäßig über die ganze Zone verbreiteter Tag, oder ein auſſer aller Berechnung liegendes wechſelndes Beleuchtet- und Beſchattetſeyn dieſes Erdgürtels.

Die Grundlage aller Civiliſation, ein mildes Clima, wird hier, wo die Erd- und Luftgeiſter von Süden und Norden her in der Mitte der Bahn ſich treffen und ihre heitern Kämpfe

anſtellen, immer Cultur hervorrufen, während dieſe näher den Polen, auch wo ſie, wie in Island, ſchon Raum gewonnen, von der ſtarrſinnigen Laune des Planeten oft wieder verdrängt wird.

Ich wende mich aber an den Begriff, die Erſcheinung „Cultur“ ſelbſt, weil ich in Ihrer Seele zu leſen glaube, daß Sie die ungleiche Austheilung, das Gönnen und Verſagen, das Geben und Wiedernehmen mit dem Willen Gottes nicht vereinigen können.

„Bildung“ nehmen wir gern gleichbedeutend mit „Geiſtes-Bildung,“ denn ſchon Gemüths-Bildung geſtehen wir Manchem zu, dem wir Bildung im Allgemeinen abſprechen. Aber dieſe Leztere, als Nationalgut und Vorzug gewiſſer Stände, iſt uns wieder faſt Eins mit „Litteratur“; wir ſtellen die nicht leſenden und ſchreibenden Nationen unter uns, und ſehen auf ſie, als rohere, herab. Wir meinen, ſie denken nicht, weil ſie nicht über allgemeine Begriffe nachdenken und in keinem Verkehr mit neuern litterariſchen Intereſſen leben; und ſo leben wir denn ſelbſtzufrieden mit unſern Stu-

bengedanken und Compendien, bis wir mitunter durch bedeutende Erſcheinungen aus dem höhern Leben dieſer Rohen, durch ihre hiſtoriſchen Werke, Dichtungen ꝛc. ſtutzig gemacht und in unſerm ſelbſtgefälligen Culturſtolz geſtört werden.

Wir halten „Bildung" für etwas dem Menſchen durch Schule und Erziehung Beigebrachtes, von ihm mit mehr oder weniger Talent und Erfolg Aufgenommenes, und ſollten ſie vielleicht lieber für eine von ihm ausgehende Thätigkeit anſehen.

Der Menſch wird gebildet, wenn und während er Etwas bildet; er bildet ſich durch ſeine Gebilde im weiteſten Sinn. So werden Nationen gebildet, wenn ſie ihre Wohnſitze, Altäre, öffentlichen Anſtalten, ihren Haushalt, ihr geſelliges Beiſammenſeyn bilden, und meiſtens läßt ihre Bildung nach oder wird eine erbliche Abtretung an die todte Hand, wenn ſie nichts mehr zu bilden haben oder wiſſen. Wie beim einzelnen Menſchen, ſo iſt auch bei Nationen nur in Demjenigen für ſie wahres Leben, was mit ihren lebendigen Intereſſen, Beſtrebungen

und Entfaltungen in reger Beziehung ſteht; ihre Geiſtesbildung iſt der Reflex ihres Schaffens deſſen, was nothwendig, nützlich und angenehm iſt, was zur Gründung, Vervollkommnung und Zierde ihrer Anſtalten dient. Daher ſieht man auch in aller Zeit diejenigen Zweige der Geſchicklichkeit, der Kunſt, des Wiſſens am ſchönſten blühen, die auf Verbeſſerung der National-Inſtitute den nächſten Einfluß haben.

Jul. Ich kann mich dieſer Ihrer Anſicht nicht alſogleich bequemen; ich mochte mir bisher das geiſtige Schaffen der Nationen, ihre Künſte und Wiſſenſchaften gern als ein eigenes Leben denken, das über dem gemeinen, ſtatiſtiſch-topographiſchen Daſeyn ſchwebend, zwar mitunter auch aus dieſem ſich nährt, aber doch durch ſeine ſchon geläuterten, zur zweiten Potenz geſteigerten Säfte viel ſchönere, eigenthümliche Blüthen und Früchte treibt.

Wir ſehen ja, wie jede Kunſt und Szienz mit freiem Flügelſchlag in herrlichem Fluge ſich zu höherer Verklärung hinauf hebt. Muß ja auch der Geiſt des Einzelnen alles Uebrige vergeſſen und für ſeine Kunſt und Forſchung

warm, entzündet werden, wenn ſie organiſch ſich weiter entfalten und ihm neue Offenbarungen zuführen ſollen.

Die Reſultate der Bemühungen hochgeſtellter, ihrer Nation voranſchreitender Geiſter ſind es dann, die derſelben gleichſam ohne ihr Verdienſt zufließen und als Bildung ihr Leben verſchönern.

Gottw. Die eine Anſicht ſchließt die andere nicht geradezu aus. Ich denke aber mehr an bildungsfrohe, jugendliche Völker, Sie an ſchon fertige, die Bildung frei tragende Nationen.

Die Anſicht theile ich mit Ihnen, daß alles Große, Schöne, Tiefe ſich den Erwählten, Begabten, darnach Ringenden früher offenbare, und ſich alſo zuerſt in der Form vorzüglicher Individualität darſtelle, ob es zwar immer ein Fund aus der Natur oder dem Leben des Volks iſt. Auch gebe ich zu, daß zu gewiſſen Zeiten Künſte und Wiſſenſchaften als ein ſelbſtſtändiges, fachmäßiges Treiben aus ſzientifiſcher und künſtleriſcher Bildungsluſt blühen, aber die Nation im Ganzen ſieht derlei Vir-

tuositäten doch als eine Art Geistes- und Phantasie-Luxus an, welch' Leztern besonders sie sich zwar wohl bekommen läßt, dessen Schätzung aber gar nicht zu vergleichen ist mit der Würdigung, die den Weisen und Künstlern in einem jugendlichen, im Bildungs-Prozeß begriffenen Volke widerfährt.

So selbstzufrieden wir mit unserer Bildung als Deutsche des neunzehenten Jahrhunderts seyn mögen, so können wir doch nicht läugnen, daß ein großer Theil von uns stark der Verbildung und Ueberbildung zuneige.

Wenn der Kreis der Wissens-Interessen zu groß gezogen wird, so häufen sich die Cultur-Mittel und werden immer mehr elementar-methodisch verjüngt. Nur eine Mehrheit von Kleinerem geht in denselben Raum. Man ist endlich froh, wenn in der Seele des Cultur-Zöglings nur noch ein kleines Bildchen und der Name des Dinges haftet.

Wo der Geist sich sammeln soll, da herrscht dann die größte Zerstreuung, wo für ihn Ruhe seyn soll, ist lauter Jagen und Treiben, wo er in die Tiefe graben soll, schürft er weit und

breit auf der Oberfläche in taubem Steingerölle umher.

Muß nicht in unſern Tagen, wer ſich ernſtlich intellektuell bilden will, als ein Einſamer leben, wer ſittlich — als eine Art Sonderling?

Sind nicht wir Beide mitten in der Geſellſchaft beides? und wer aus derſelben, ſagen Sie es, würde z. B. dieſes unſer jetziges Geſpräch mit Antheil, oder auch nur mit Geduld anhören?

Ein überſtändiges Volk will, gleichviel durch welche Mittel, nur durch Augen- Ohren- und Imaginations-Schmauſerei ergözt und unterhalten ſeyn, es will ſich von der langweiligen und anſtrengenden Identität ſeiner Mechanik und, wenn es nicht anders ſeyn kann, auch auf Koſten ſeines Geſchmacks und ſeiner Sittlichkeit zerſtreuen, es verwechſelt und vertauſcht in ſeiner Ehrfurcht und Anbetung Baals-Pfaffen und Prieſter, falſche und wahre Propheten, Götzen und göttliche Propheten, während ein wirklich in ernſter Ausbildung begriffenes Volk mit Keuſchheit und ſtrengem Geſchmack das Frivole vom Würdigen zu unterſcheiden weiß, weil es

Alles als National-Sache und in Beziehung auf das Ganze ſeiner ethiſchen und äſthetiſchen Bildung betrachtet.

Wenn ich den Gegenſatz recht ſchroff zu machen Luſt hätte, ſo würde ich ſagen, der Bildungs-Ernſt des einen verhalte ſich zu der Bildungs-Lüſternheit des andern, wie eine Lyra mit nicht mehr als drei Saiten zu einem Flügel mit ſieben Oktaven.

In dieſem Sinne genommen werden wir bei jedem Volke ſo viel Bildung antreffen, als es zu dem Gegenſtande ſeines Bildens bedarf, als es durch ſeine Thätigkeit umſezt und dieß, weil das Eine vom Andern unzertrennlich iſt.

Wir ſehen überall mit der Regſamkeit, dem leiblichen und geiſtigen Bedürfniß, den Anliegen und Intereſſen jeweiliger Gegenwart auch die entſprechenden Ideen und deren Darſtellungsmittel entſtehen; freilich auch mit dem Abſpinnen der Thätigkeit leztere wieder auſſer Uebung kommen und in Vergeſſenheit gerathen; ſo daß es ſchwer hält, wenn ein Zeitalter oder Volk ſich in ein anderes hineindenken oder fühlen ſoll. Dieß deutet auf eine weiſe Einrichtung

der Welt — daß alle Kraft nur dann erſteht, wenn es gilt, daß alle Schätze eigentlich nur inſoweit vorhanden ſind, als der Menſch ſie zu gebrauchen weiß.

Der ganze unendliche Reichthum des Wiſſens iſt eigentlich und an ſich weder etwas Heilſames noch Schädliches. Es fragt ſich ſtets, in welcher Verbindung Wiſſen und Kenntniſſe mit den heiligſten Intereſſen des Menſchen oder der Nation ſtehen, als von welchen ſie erſt Bedeutung und Werth erhalten.

Laſſen Sie es uns mit kurzen Worten ſagen: Es gibt eine Bildung des Verſtandes, wozu wir auch Gedächtniß und Geſchmack rechnen wollen, und eine Bildung des Willens, der Sittlichkeit. Alle Bildung bezweckt Virtuoſität irgend einer Art; wahrhaft gebildet iſt aber derjenige, der ſein Leben aufs Beſte zu behandeln verſteht, ihm den würdigſten Ausdruck zu geben weiß.

Sehen Sie mit ſolchem Blick auf die Völker und ſagen Sie, ob es wohl anders mit ihnen ſtehen könnte, als es ſteht?

Jul. Ich begreiffe wohl, daß die Bildungs-

zeit eines Menſchen nicht die einer Nation ſeyn kann; aber niederſchlagend iſt doch die Wahrnehmung des unendlich langſamen Ganges der Civiliſation. Wer weiß, wie viele Jahrhunderte die veralteten Nationen des Oſten in ihrer Lebensverknöcherung verharren werden, bis neue Keime friſchen Daſeyns, geſunder, urkräftiger Natur unter ihnen aufgehen; wer weiß, wie viele Jahrhunderte die Nationen in Süd und Weſt noch in Barbarei hinleben mögen, bis ſie das Gefühl des Reinmenſchlichen zum Beſſern treibt!

Gottw. Ihre warme, angelegentliche Frage, theurer Freund! bringt mir eine Idee vor die Seele, die mir noch nie ſo gegenwärtig geweſen, als jezt, wo ſie einen Zweifel über den Willen Gottes zu löſen dienen ſoll.

Wenn Sie mich jezt fragen würden: Warum hat denn der Schöpfer ſeinen Stoff zur Menſchheit überhaupt ſo genommen, daß es im Guten und Böſen ſo mit ihr ſteht, wie es ſteht? — ſo würde ich darauf antworten:

Wie hoch es der Menſch, der einzelne Hochbegabte, und die Nation, deren Zögling und

Repräſentant er iſt, bringen kann, iſt uns bewußt; wie tief er ſinken kann, er und ſein Volk, ebenfalls. Nun iſt aber jedem Elend die Scheu vor ihm beigegeben. Wie der Menſch die Armuth und die ſie in aller Welt begleitende Schmach flieht und wohlhäbig zu werden trachtet, — durch welchen Sporn allein Vermögen, Reichthümer, Bequemlichkeiten, nothwendige Unterſtützungs-Mittel des Schönſten und Höchſten geſchaffen werden, ſo flieht er auch alle andere Mißſtände und Uebel, als Krankheit, Mißgeſtalt, Dummheit, Sklaverei, Bedrückung, leiblichen und geiſtigen Zwang jeder Art, ſezt ihnen aus ſeinem Willen heraus eine Macht entgegen, und ſucht ſich zu Licht, Leben, Freiheit und einem hellern, reinlichern Daſeyn empor zu ringen.

Dieſes Verlangen iſt durch die Scheu, dieſe Hoffnung durch die Furcht bedingt, und die Möglichkeit des einen Zuſtandes ſezt die des andern voraus, wie auf unſerm Erdplaneten die hohen Gebirge durch tiefe Thäler bedingt ſind und umgekehrt. Alles, was geſchieht, dient zur Lehre, zur Warnung, zur Aufmun-

terung; alles hat eine praktiſche, ethiſche Gewalt für die Betheiligten, die Zeitgenoſſen und Nachkommen. Ein glücklicher Erfolg erhebt und eine peinliche, ſchreckliche Erfahrung wagt man nicht ſobald zum zweitenmal. Schnell iſt vielleicht das Unglück vorüber, aber das warnende Bild folgt dem Menſchen durchs ganze Leben und das Unvergeßliche gibt uns noch viel mehr zu denken als zu empfinden.

Alles Würdige, Erhabene, was je auf Erden geweſen, konnte nur entſtehen, inſofern auch das Unwürdige und Niedrige möglich geweſen. Wie das Flüſſige nach hydroſtatiſchem Geſetz nur deſto höher ſteigt, jemehr es von oben in die Tiefe drückt, wie nach dem ſtatiſchen der hohe Stand eines Feſten ſtets den aus der Tiefe hebenden Kräften proportionirt iſt, ſo auch der Stand des Menſchlichen nach ſeinem allgemeinſten Ausdruck und kosmiſchen Verhältniß. Wir dürfen annehmen, daß in der Menſchheit ſtets der Begriff von ihr ſelbſt, ſomit auch von ihren Extremen, vom Stand der Erniedrigung und Erhöhung lebendig, und keiner ohne den andern, und daß dieſer durch jenen bedingt iſt.

Jul. Aber die unendliche Langſamkeit des Steigens, das nicht zu erlebende Reſultat beim Bereitliegen aller Bildungsmittel; ſo daß, was ein geſunder Verſtand in einem Tag entwirft, was als heilſame Idee mit Blitzesſchnelle in die Seele fällt, von den Menſchen Jahre-, Jahrzehende lang nicht begriffen —, wenn es Folgen haben und ſie ihrem Gewohnten entheben will, beharrlich abgelehnt —, und, wenn es gut geht, erſt bei der folgenden Generation bemerkbar wird.

Gottw. Bedenken Sie, daß eine Theorie, die nicht durch und durch praktiſch iſt, auch keine brauchbare Theorie iſt, weil ſie, als ein bloßes Gedankending, entweder eine andere, als die wirkliche Welt, vorausſezt, oder es bloß mit dem beſchaulichen, einfachern Ausdruck der Verhältniſſe zu thun hat, daß aber die praktikable Theorie mit der Verdrängung einer Unendlichkeit ſchon üblicher, wenn auch fehlerhafter, Theorieen ein ſchweres Geſchäft übernimmt, und, als petitoriſch, gegen das verjährte Poſſeſſorium der Menſchen einen harten Stand hat; — bedenken Sie, daß jeder gute, heilſame

Gedanke nichts Geringeres, als der Ertrag eines ganzen bisherigen Lebens ist, daß er erst heute kommt, weil er selbst gestern noch nicht gereift war; daß auch Sie vielleicht ein halbes Jahrhundert alt werden müssen, ehe Sie gewisse Zweckmäßigkeiten bei sich einführen.

Diese Wahrnehmung leitet uns auf ein grosses Lebensgesetz: Was eigentlich bildend wirken soll, muß den ganzen Menschen mitnehmen. Wer die Menschen überzeugen will, muß sie anders anschauen lehren und wer sie bessern will, muß sie anders gewöhnen; das ist, kurz ausgedrückt, die ganze unermeßliche Aufgabe.

Was in einer Nation lebendig erkannt werden soll, muß die ganze zähe, widerstrebende Masse durchdringen. Es ist ein Prozeß, ähnlich der Gährung und Läuterung des Weins, die oft nach fünfzig Jahren noch nicht geschlossen ist. Die bestgemeinten Theorieen, die liebsten Wünsche, sie würden, wenn ihre Realisirung immer sogleich vom Schicksal erfleht werden könnte, gewiß mehr Unheil anrichten, als die feindseligsten Gesinnungen, die größten Thorheiten je anzurichten vermögen.

Was bleibend ſeyn ſoll, muß an- und eingeboren werden, alle Gewohnheiten des Denkens und Empfindens ergreiffen, im organiſchen Umtrieb des Daſeyns unzählichmal wiederkehren; und hier erweist ſich denn die unbehülfliche Trägheit, der ſtörrige Eigenwille des Menſchen, gegenüber von dem, was Folge hat, und ſein geiſtiges und ſittliches Weſen beſtimmen will, faſt unbeſiegbar, während das, was ſeine Sinne und Einbildungskraft augenblicklich reizt, ihn wie ein flüchtiges Salz ſchnell erregt und belebend durchdringt, ſo daß der Sterbliche, ein Geſchöpf voller Widerſprüche, zugleich am alten, gewohnten Seyn hartnäckig feſthält, und ſich dem Taumel des Neuen, Werdenden mit Begier hingibt.

Erkennen Sie aber hier wieder die wunderſame Einrichtung der menſchlichen Dinge, daß, während die großen Maſſen einem ſtätig, aber unendlich langſam wirkenden Geſetz des organiſchen Bildungsganges unterthan ſind, jeder Einzelne, ſobald er nur und ſo weit er ſeiner Kraft ſich bewußt wird, alle dieſe nationellen Hemmungen überſpringt, alle Vermittlung zu

entbehren weiß, und ſich geiſtig und ſittlich frei, mündig und unmittelbar, alſo dem Einfluß und Willen Gottes geradezu gegenüberſtellen und ihn ausrichten kann.

Denken Sie nur an Ihr eigenes Selbſt, in welchen hemmenden Schranken aller Art, nach Zeit, Ort, Umſtänden, Erziehung und Convenienz auch Sie gehen mußten, wie Wahn und Vorurtheil mit tauſend falſchen Begriffen und Tendenzen auf Sie unabwendbar eindrangen, wie die Unſittlichkeit Ihnen zuwinkte, der Ungeſchmack ſich Ihnen zum Begleiter aufdrang.

Wenn ich mir es recht vergegenwärtige, ſo will michs faſt bedünken, als hätten wir die Analogieen der meiſten Zerrbilder aufzuweiſen, wegen deren wir Juden und Heiden verſpotten; und doch ließen Sie durch all die Lockungen des Irrwahns ſich nicht von dem Weg abbringen, der Ihnen der des freien Forſchens und des Rechtthuns war. Ja was Sie einerſeits mit tauſend Rückſichten beſchränkt, und Ihr freies Weſen ſo oft beläſtigt, die konventionelle Welt,

iſt andererſeits gerade der Kreis Ihres beſten Wirkens.

Während alſo der Weltgeiſt das Schickſal der großen Vereine dem organiſch waltenden Bildungsgeſetz anvertraut hat, kann der Einzelne ſeinen Gang zum Ziele frei wählen, ihn beſchleunigen, und dieſe ihm beiwohnende Kraft iſt ſo gewaltig, daß ſchon ein Moment des feſten Entſchluſſes ihn aus einem Unmündigen zu einem Mündigen macht.

Auch hier ſtehen Verlangen und Vermögen in Verhältniß und wo ein Bedürfniß geweckt wird, da winkt ihm auch ſeine Befriedigung. Findet ſich dieß im Intellektuellen, ſo iſt es auch in Beziehung auf Reinigung des Sinnes und Gemüthes wahr, wie dieß auch die heiligen Schriften ausſprechen, wie es unſer Bekenntniß als ſeinen Grundpfeiler hingeſtellt hat, auf welchen alle Symbole hindeuten. Der feſte Entſchluß, nach dem Vorbild alles Wahren und Guten ſich zu richten, iſt von nun an die Schutzwehr, über welche hinaus uns weder die Dämonen des Irrwahns, noch die Furien der Reue verfolgen können.

Und bei dieſem Fortwandeln auf rechtem Weg ohne Rückſchritt iſt dann jedes Erreichte immer ſchon ein Ziel. Der Wahrheit wird man froh nicht erſt im Erkennen des an ſich Wahren, ſondern ſchon im rechten Forſchen, der Güte im reinen Willen, der Schönheit im freien Sinn und friſchen Lebensmuth.

Wie klein iſt der Menſch als Tagserſcheinung in der endloſen Zeit, als Atom im unendlichen Raume? Wie groß iſt der Menſch, wenn er unmittelbar vor das Heiligſte tritt, das die Verneinenden achtzehnhundert oder ſechstauſend Jahre von ihm wegrücken wollen, wenn er ſich des Schönſten bemächtigt, das ſie für ein erloſchenes Vorrecht beglückterer Nationen und Zeiträume erklären, wenn er ſich der Wahrheit erkühnt, die ihn verſteinern ſoll, wenn er, in ſich frei und gut, über dem Strudel und Wirbel conventioneller Thorheit und Schlechtheit ſich flott erhält?

Während wir alſo mit Nationen und Zeiträumen ein Bedauern haben, weil in ihnen Verfinſterung, Wildheit, Verworrenheit, Schmutz ꝛc. herrſchten, wie man ſich denn wirklich geſte-

hen muß, daß nicht leicht eine Nation gefunden wird, die in ihrem Weſen und Leben nicht etwas Thieriſches vortreten ließe, durch welchen Mittelbegriff ſich auch die Phyſiognomie ihrer Geſchicke allein begreiffen läßt — ſo können wir jeden Einzelnen unter ihnen, mithin Tauſende unter den Millionen, als wahren Menſchen begrüßen, der einem hellerey, reineren Daſeyn nachſtrebt, ja, noch weit mehr, einen jeden Moment aus dem Leben dieſer Millionen dürfen wir in die Wagſchale des Guten und Schönen legen, in welchem das Reinmenſchliche frei geworden iſt, wo aus Druck und Schmutz uns das natürliche Menſchenkind, das Ebenbild Gottes, anſchaut.

Jul. Wie gern ſtimme ich Ihnen bei; aber Sie geſtanden, daß dieſes „ſich ſelbſt erfaſſen" dem Einzelnen nur gelinge, wenn er ſeiner Kraft ſich bewußt werde. Iſt es aber Schuld des Menſchen oder liegt es nicht etwa in der urſprünglichen Anlage der Menſchheit, daß ſo Wenige ſich auſſer dem allgemeinen Element feſtzuſtellen, ihr eigenes Leben zu geſtalten vermögen?

Wenn ich ſehen muß, wie die unſchuldigen Kinder ganzer Städte und Dörfer, Diſtrikte, Provinzen ſo im Zuſammenwirken bedingender Verhältniſſe in den Verderb hinein gezogen werden und unaufhaltſam immer tiefer hineinwachſen, wie eine Generation die folgende zum Schlechten erzieht und gewöhnt, ſo möchte ich jene ſchwermüthige Beſchuldigung der Schickſals-Mächte nachſprechen und auf ſie anwenden:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.“

Gottw. Mit Recht nennen Sie dieſen Geſang ſchwermüthig; er iſt der Ausruf eines trüben Daſeyns, einer Stimmung, die, wie jede nicht normale, nur Eine Seite des Lebens grell buntfarbig oder bleifarbig beleuchtet ſieht. Nirgend werden Sie ganze Diſtrikte in Verderbenheit verſunken angetroffen haben und ebenſo wenig eine phyſiſche und moraliſche Nothwendigkeit des allgemeinen Verderbens.

Wohl wirken Sächliches und Perſönliches

ſtets und in allen Lebensſphären auf einander ein. Ich glaube Ihnen aber die Ueberzeugung nahe gelegt zu haben, daß alles Sächliche, Allgemeine, was den Menſchen zu bedingen, ja zu nöthigen ſcheint, ſeinen Weg durch den Menſchen, den freien, nehmen muß, der es nun in ſich mit wunderbarer Gemüthsgewalt organiſch zerſetzen kann.

Denken Sie, um ein Bild nahe zu nehmen und ſichs mit Antheil zu vergegenwärtigen, Eines ihrer Angehörigen, ein junges Gemüth durch gebietende Verhältniſſe in irgend einen bedenklichen Beruf, in den wilden Kriegsdienſt, in Seefahrt, weite und große Entfernung, in den Strudel irgend einer Hauptſtadt hineingeführt. Es wird die auf ſein Ich eindringenden Weltkräfte durch Theilung ins Unendliche bezwingen, organiſch anziehen und abſtoßen, und in ſich nach ſeiner Eigenthümlichkeit zerſetzen, und am Ende als daſſelbe [illegible]derkehren, das es geweſen; ſo daß in den meiſten Fällen nicht ſowohl das das Wunderbare iſt, daß es nicht in dieſes unendlich Mannichfaltige zerfloſſen, in dieſem Lebensgefährlichen

phyſiſch oder ſittlich umgekommen, als vielmehr, wie ihm all dieſes ſo wenig anhaben konnte, daß es ſelbſt noch die unbedeutendſten Jugend-Eindrücke und Gewöhnungen behalten und aus dem ungeheuern Getriebe wieder mitbringen konnte.

Auf unſerm jetzigen Standpunkt dürfen wir nicht ins Allgemeine ſehen und, von der Idee der Sünde erfüllt, die ſündhafte Menſchheit da und dort in Zeit und Raum an auffallenden Geſammt-Erſcheinungen dargeſtellt finden wollen. So wenig ich glaube, daß eine Million in Zuſammenfaſſung ein Verbrechen begehen kann, ſo wenig vermag ich anzunehmen, daß eine Million in Maſſe ſündigen, dann aber als ſolche ſich eben mit der allgemeinen Nöthigung, der verbreiteten, unüberwindlichen Lockung, der endemiſchen Schwäche entſchuldigen und eine mildere Zurechnung erbitten könne.

Mir iſt der Verbrecher, wie der Sünder, ſtets ein Einzelner, der der beſſern innern Stimme nicht gefolgt iſt, und ich bemühe mich gefliſſentlich, hiebei alle caſuiſtiſche Nebel zu lüften. Hier ſehe ich denn durch alle Entſchuldi-

gungen wegen veranlassender, verführender, nöthigender Umstände hindurch, daß Jeder, der schlecht ist, schon lange vorher, ehe er der zeitlichen oder ewigen Gerechtigkeit verfällt, nämlich während seiner ganzen Verbindung mit dem Staat und der Gemeinde, seinen Werth selbst tarirt, seinen verdienten Lohn sich in seinem Innern selbst bestimmt hat, denn auch bei dem Rohesten, Verworfensten fehlt es keinen Tag an Mahnungen zum Guten; er sieht es ja jeden Augenblick als den Glauben, das Vertrauen, die Richtung der übrigen, geordneten Welt vor sich, welcher er sich nur durch eine beharrliche Verstellung und Lüge entzieht.

Jul. Mir scheint doch ein wesentlicher Unterschied obzuwalten zwischen einer Masse von Tausenden, die man eines Gesammtverbrechens beschuldigt, und einer Bevölkerung, Generation, die man der Verschlechterung, der wachsenden Sündhaftigkeit zeiht. Zu Verbrechen thut sich kein so großer Volkstheil zusammen. Handlungen und Bewegungen einer solchen Masse, die man als Verbrechen stempelt, setzen immer Ansichten, Ueberzeugungen voraus, die, wenn

ſie auch irrig, gefährlich, gemeinſchädlich ſind, doch darum nicht wie eigentliche Verbrechen gewogen werden können, weil bei den meiſten Theilhabern der böſe Sinn fehlt, indem in ſolchen Fällen gewöhnlich der Rechtsboden ſelbſt wankt, auf welchem die zurechnende, ſtrafende Gerechtigkeit ihren feſten Sitz aufſchlagen will. Es iſt daher eine höchſtbetrübende Erſcheinung in der Geſchichte der Nationen, wenn die handhabende Gerechtigkeit, die es bis zur wirklichen Nationalfrage über ſich und ihren rechtlichen Beſtand hat kommen laſſen, da, wo ſie wieder das Heft in die Hand bekömmt, gleichſam aus zornentbrannter, rachedürſtender Scham über ihre frühere Erniedrigung, alſobald mit inquiſitoriſcher Grauſamkeit einſchreitet, als wäre es ein Verbrechen, daß zweifelhafte Anſichten über ſie entſtanden.

Haben nicht ſelbſt wir Zeiten erlebt, wo das Bedürfniß der öffentlichen Ordnung ſich vergebens nach der ordnenden Gewalt umſah, wie die Unkraft das ſtarre Erz mit bleiernem Hammer auf bleiernem Ambos ſchmieden wollte? Wenn nun die Frage: Wer iſt denn der

rechtmäßige Handhaber der Macht? gegründetem Zweifel unterliegt, ſo iſt es bei wiederhergeſtellter Ordnung menſchlich, nur diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, die aus ſelbſtiſchen Abſichten jene Irrſale herbeigeführt und mit böſem Willen im Volk Unruhe erregt haben.

Gottw. Dem ſtimme ich gern bei. Während aber hier die Maſſe, bis auf Wenige, ſtraflos wird, in welchem Sinn auch bei unſerm Denken ein Gouvernement unläugbar großſinnig verfahren iſt, müßte von der größten Verbrecher-Schaar eines ſittenloſen Volks, wenn ich in Ihrem Geiſt ein ſolches irgendwo finden wollte, jeder Einzelne ſeine Strafe von Rechts wegen dulden. Ebenſo iſt auch der innerlich Schlechte, Sündhafte nie zu entſchuldigen, und wäre er auch noch jugendlich und von den verderblichſten Beiſpielen umgeben; denn alles nöthigend Scheinende — ich wiederhole es nochmals — nimmt ſeinen Weg durch den freien Menſchen, auf daß es von ihm bearbeitet werde. Der Menſch iſt ſein Lebenlang in der Schule und Alles dient ihm zur Lehre. Mich jammert der Tauſende, die keine beſſern Lehrer haben,

aber die Einrichtung der Welt iſt einmal ſo, daß unſer Geſchlecht ſich ſelbſt erziehe; die Lehrmittel ſind ſtets von Gott und keinem Schüler ſind ſie verweigert, nur die Schulmethode iſt oft fehlerhaft und ſchlecht.

Haben Sie auch nur die leiſeſte Ahndung von einer Idee, wie es anders, heilſamer ſeyn könnte? Wo nicht, ſo würdigen Sie das Seyende in ſeiner organiſchen Zweckmäßigkeit. Mir gelingt es am beſten, wenn ich, meinen Sinn von oberflächlichem Anſchauen, von Allerweltsklagen und Gemeinſprüchen hinweg wendend, auf das wirkliche, handgreifliche Leben des Einzelnen beobachtend mein Auge richte, und ſehe, wie er deſſen Inhalt handhabt. Tauſend Worte und Gegenworte über allgemeine Verhältniſſe werden erſpart, tauſend Zweifel über Gottes vorſehende Gerechtigkeit gelöst, wenn man eintritt in die Hütte, den Haushalt des Einzelnen und nachſieht, wie er hier gefördert, dort gehemmt iſt, wie er bald nachgibt, bald ſich abfindet, bald ſich entgegenſetzt.

Es zeigt ſich mir dann jedesmal, daß ein Jeder ſeinen Gott hat, vor ihn treten kann,

wenn und wann er will. Es entſteht in keines Sterblichen Bruſt ein guter Gedanke, den nicht ein Blick nach oben begleitete; es tritt kein Moment reinmenſchlichen Fühlens bei ihm ein, wo nicht ſein Auge ſich nach Gott richtete.

Dieß iſt Regel, unſerm Daſeyn eingeboren.

Jul. So ſehr ich Ihre freundliche Anſicht der Dinge achte, ſo muß ich doch über meine Willfährigkeit bei unſerer Unterſuchung lächeln, mit welcher ich mich Ihrer Zumuthung bequeme.

Wenn ich am Einzelnen ſtrauchelte, ſo hießen Sie mich das Allgemeine überſchauend ins Auge faſſen; konnte ich mir aber die Räthſel im Großen nicht löſen, ſo lenkten Sie meinen Blick auf's Einzelne.

Gottw. Es iſt daſſelbe nothwendige Wechſeln des Standpunkts, das Sie im Beobachten und Leben unzählichemal eintreten laſſen. Das Einzelne iſt ein verjüngtes Bild des Ganzen, oder, wenn Sie lieber wollen, der Haushalt der Vereine ein vergröſſertes Bild der

Familie; der Menſch iſt eine kleine Welt, die Nation iſt ein großer Menſch. Sobald ich den Menſchen, als Theil der großen Welt, des Vereins, aus der Hand laſſe, muß ich ihn als Individuum, als kleine Welt wieder aufnehmen. Es liegt ſehr viel daran, daß es mit dem Ganzen, dem Großen wohl ſtehe, aber alles Heil der Welt iſt am Ende nur darum bereitet, damit es auch dem kleinſten Geſchöpf wohl gehe.

Jul. Alle Zweifel mögen ſchweigen, alle Einwürfe, die ich Ihnen bei unſern Unterredungen oft mit verwundetem Herzen, mit dem ſtillen Verlangen nach kräftiger Widerlegung von Ihrer Seite gemacht, mögen für beſeitigt gelten, und ſo manches nicht Bewieſene ſey zugeſtanden, wenn Sie der ſchönen Idee in meinem Geiſte Kraft geben können, daß unſer Geſchlecht trotz allen Abwegen, ſcheinbaren Rückſchritten, Mißgeſtaltungen im Einzelnen, doch im Ganzen zum Beſſern, zur geiſtig-ſittlichen Veredlung fortſchreite. Ueber dieſem einen erhebenden Bilde will ich alles Mißgeſtal-

tete an den Einzelnen, ja alles Zerrbildliche an ganzen Nationen und Zeitaltern überſehen.

Gottw. Ich vermag es nicht, Ihnen dieſe beliebte Hypotheſe unumwunden zu beſtättigen.

Jul. Wie! ich mußte Sie nach Ihren bisherigen Aeuſſerungen ihr zugewandt glauben.

Gottw. Die Geſchichte ſpricht ihr nicht das Wort.

Jul. Wüßten wir nur alles Geſchehene, verſtünden wir es, ſähen wir den Geiſt, der im Innern der Menſchheit ſich regend räthſelhafte Bewegungen nach auſſen veranlaßt, Bekanntes in ſich ſchlingt, Unverſtändliches herauswirft; — aber ſo iſt uns die Geſchichte das größte offenbare Geheimniß.

Gottw. Allerdings iſt bei Jedem denkenden Menſchen eine gewiſſe Voranſicht, mit welcher er ſich die Geſchichte zuliest, in welcher er ſich durch die verſchiedenen Darſtellungsweiſen und Färbungen nicht alſobald irrmachen läßt. Er widerſpricht in ſeinem Innern ſelbſt geſchichtlichen Ereigniſſen, wenn ſie ihm nicht in den Begriff des Menſchlichen, wie er ihn hegt, zu paſſen ſcheinen.

Aus den Analogieen ſeiner eigenen Erfahrung, der unmittelbaren und der durch Vermittlung auf einen weitern Kreis ſich ausdehnenden, macht er ſich ein Bild vom Leben der Menſchen, das, in den verſchiedenſten Ausdrücken dargeſtellt, doch durch alle Zeiten und Räume im Weſentlichſten daſſelbe bleibt. Wie der Menſch mit der Erde ringt, wie er, ein eigenwilliges Selbſt ſich mit dem Ganzen abfindet, wie er, ſich ſelbſt die gröſßte Geſtalt, doch ſich auſſer dem Verein für verloren achtet, wie er Glück und Unglück aufnimmt, in Gewohnheit bequem doch ſtets das Neue ſucht ꝛc., dieß ſind dem Denkenden die Grundzüge des Menſchlichen. Jeder Schmerz weckt alle Menſchenleiden, jede Freude iſt ein Abglanz aller Menſchenwonnen, jedes Gefängniß, wo ein Menſch verſchmachtet, eine ſchwarze Höhle, jedes Herzblut, mit Gewalt vergoſſen, düngt einen Wahlplatz. Jede Tugend reiht ſich an die Tugenden der Vorzeit, jedes Laſter an ihre Laſter. Was je geweſen, das iſt noch.

Ferne ſey es von mir, der philiſterhaften Anſicht der Weltgeſchichte das Wort zu reden,

die alles Große nach den Pygmäen-Formen ihres heimiſchen, häuslichen Kleinkrams abmißt, oder nach welcher, wie ein Gelehrter wollte, die ganze Mythenwelt nur ein vergrößerter Hauskalender ſeyn ſollte; ich fordere einen Geiſt, der ſeine Einbildungskraft zu erweitern vermag, und ſich beſcheidet, daß, während das Kleinliche vollſtändig begriffen werden kann, an allem Großen und Tiefen etwas Unendliches, Unfaßliches bleibt. Aber ſoviel iſt gewiß, daß, wo unſer Geiſt keine Vergleichung mehr üben kann, ihm Sinn und Gedanken ausgehen.

So nun hat Jeder ſeine Geſchichte, die Geſchichte der Größe und Kleinheit, der Würde und Unwürde ſeines Geſchlechts und wenn man ihm auch durch gelehrte Forſchung ein Ereigniß um's Andere umgeſtaltet oder gar aus dem Sinne ſchlagen will, ſo behält er doch im Ganzen ſeine Geſchichte.

Jul. Laſſen Sie mich, indem ich es hiebei mit Ihnen halte, auf mein Anliegen zurückkommen.

Wenn wir Nationen in der Bildung, im Gefühl für ein würdiges Daſeyn wachſen ſehen,

könnte denn nicht die Menschheit im Ganzen auf einem solchen Bildungswege begriffen seyn?

Gottw. Daran stoßt sich's eben. Ich frage mich selbst oft, ob es eine Menschheit ausser der Idee gebe, eine Menschheit als grosses Individuum, von einem Geist durchdrungen, und seit wann er in ihr lebe? Ich sehe nur Nationen.

Jul. Ahnden Sie denn nicht, wie nach und nach die Bezüge des materiellen und geistigen Lebens ihr Netz immer weiter spannen; wie schon jetzt an manchen großen Interessen die Völker der ganzen Erde Theil nehmen?

Gottw. Ich sehe nur soviel, daß durch dieses sich immer weiter ausbreitende und verflächende Wissen der ganzen Welt von der ganzen Welt, durch diesen größtentheils kaufmännischen und etwa naturgeschichtlichen Allverkehr leibliches und geistiges Wohl da zu- dort abnimmt, daß Volkskraft da sich sammelt und verstärkt, dort sich zerstreut und schwächt. Was für das eigentliche Wissen und Mitleben, Mitfühlen, Mittragen, für den Kern des Lebens, für das Leben in Anderer Leben gewonnen

wird, ſehe ich nicht. Ich kenne gewiſſermaſſen Californien und Japan, aber — ich verſtehe meinen Nachbar, meinen Freund, mein Weib und Kind, ich verſtehe mich ſelbſt oft nicht: ich ſcheide vom Leben, ohne ſie recht gekannt, mein Verhältniß zu ihnen recht gewürdigt und mit warmem Antheil erfüllt zu haben.

Wenn ich auf vergangene Zeiten zurückſchaue, ſo iſt es mir freilich, als ginge es aus Nacht durch Dämmerung zum Licht. Aber ich frage mich wohl, ob dieß nicht eine optiſche Täuſchung iſt. Ich möchte in keiner andern Zeitepoche, als in der unſrigen, gelebt haben, ich möchte kein Anderer geweſen ſeyn, als der ich bin, aber ich frage mich wieder, ob dieß nicht die bequeme Luſt am eigenen Leben iſt. Ich möchte auch keiner der Kommenden ſeyn, die hinwieder nicht Wir geweſen ſeyn möchten.

Ich ſehe nicht weg von dem, was wir in der Entwicklung der Völkerſachen das Beſſere nennen müſſen, aber wenn hier ſchroffe Gegenſätze ſich ebnen, ſo ſehe ich dort nicht minder ſchroffe ſich gegenübertreten. Eine Nation gewinnt es der andern ab, eine Kaſte der andern,

ein Stand dem andern; eine Provinz, ein Distrikt, eine Stadt lacht heute im Sonnenglanze des Wohlstandes, andere Morgen oder in zehn Jahren.

Die nähern Belege erlassen Sie mir, damit wir nicht über Relativitäten streiten, während es auf die Ansicht des Ganzen ankommt.

Jul. Eben um diese ist mir's zu thun. Sollte es denn nicht Bedürfniß für Ihren Geist, Ihr Gemüth seyn, anzunehmen, nach Gottes Willen müsse es besser mit der Menschheit im Ganzen werden?

Gottw. Keineswegs!

Jul. Wie auffallend! und vielleicht geflissentlich so ausgesprochen, daß es auffalle, anstosse.

Gottw. Mit nichten! Es ist meine reinste Ueberzeugung. Lassen Sie uns gestehen, daß der Kreis unserer Erfahrung, die Weite unseres Blickes, ja selbst die sechstausendjährige Erinnerung unserer Geschichte keinen Maßstab abgeben für die unendliche Annäherung an den Zustand irgend einer Vollkommenheit unsers Geschlechts; ja daß überhaupt schwer zu bestim-

men seyn möchte, wie denn eigentlich diese Vollkommenheit, der wir uns fortrückend nähern sollen, organisch betrachtet aussehen möge.

Es läßt sich denken, und ich will es wenigstens problematisch hinstellen, daß vielleicht das schöne Bild des Einzelnen und der Institute und Vereine, Gemeinden ꝛc. für das Menschengeschlecht im Ganzen eigentlich keine Aufgabe, keine intellektuelle oder sittliche Forderung, kein gefühltes Sollen ist; daß das in die Menschennatur gelegte Höherstreben in jedem einzelnen Lebensverhältniß nur ein Vehikel sey, im Ganzen vorwärts nicht rückwärts zu kommen.

Wird doch selbst der einzelne Mensch mit seinem lebenslangen Wunsch und Bestreben, besser zu werden, als Mann selten besser, inniger, tiefer, als er in den Kindes- oder Jünglingsjahren gewesen ist; hat er nicht fürwährend nur dahin zu trachten, den Werth, den er in der Jugend im einfachen Verhältniß ausdrückte, bei vorrückender Steigerung und verwickelter Combination der Verhältnisse in einer Gleichung von derselben Geltung festzu-

halten? Mancher herrlichen Anſchauungen, ganzer Empfindungskreiſe und jener frühern Reinheit des Sinnes iſt er gar nicht mehr fähig. Wie viel Schönes und Gutes hat er in ſich — daß ich ſo ſage — zu todt gelebt? Man möchte vom Erwachen des Menſchenſinnes an faſt einen gleichen Stand des Werthes behaupten.

Jul. Wie mögen Sie das eingehüllte, unklare, keimende Daſeyn des Kindes dem offenen, hellen, weltgemäß entwickelten des Mannes gleichſtellen?

Gottw. Nun ja! Wir fangen an, das Leben zu begreiffen, unſer Vermögen zu würdigen, uns wegen unſerer äuſſern und innern Beſchränkungen zu beſcheiden, und, wenn es gut geht, ahnden wir wohl ſo ungefähr, um welche Intereſſen ſich wenigſtens die alltägliche bürgerliche Welt bewegt. Viel weiter geht die Klarheit aber bei Wenigen und auch bei den Klugen kommt die Erfahrung erſt nach der That, und ſie haben zu bedauern, daß ſie das Gethane nicht noch einmal und, nach dem wahren Wort, daß keine Sache auf's Erſtemal geräth, nun erſt im rechten Maße thun können.

Jul. Eben auf dieſe Wahrnehmung ſtütze ich meine Ueberzeugung vom Beſſerwerden. Mir iſt es nie, als fände Jetzt, Hier, Heute ſchon das Rechte ſtatt; immer begleitet mich das Gefühl, das Wahre, Begriff und Leben, innere und äuſſere Welt Vereinende, Verſöhnende werde und müſſe erſt noch kommen, und ſo denke ich auch von meinem ganzen Geſchlecht, ja ich glaube, daſſelbe Gefühl durchdringt auch die ganze Menſchheit und treibt ſie auf dem Weg zum Beſſern vorwärts.

Gottw. Gerade in dieſem zugeſtanden natürlichen Gefühl unterſcheide ich mich, wie mir däucht, von Ihnen.

Ich ſehe jeden ſchönen Moment für einen relativen Mittelpunkt des Lebens an, jedes Erhebende iſt mir einzig, unvergleichlich, und kehrt ſelten oder niemals wieder; ein holdes Kind iſt mir ein vollſtändiger Menſch, ſein drolliges Weſen gilt mir ſo viel, als die Anſtrengungen des Denkens — die höchſte Blüthe im Menſchlichen auch bei den höchſtbegabteſten Geiſtern iſt ja unbewußte Naivetät, gemüth-

liche Unſchuld. Ich fühle mich wachſen, aber ich weiß auch, wie viel ich vergeſſen, verloren, unwiederbringlich verlebt, und wenn ich Etwas meinen vierzig Jahren danke, ſo iſt es die Gabe, mich in der Unendlichkeit der intellektuellen, aeſthetiſchen und ſittlichen Tendenzen nur um Dasjenige zu bemühen, was ſich dem Kern meines Lebens, dem Fundament meiner Beſtrebungen zulegt; die Gabe, den Augenblick zu würdigen, Vergangenheit und Zukunft in den Moment der Gegenwart zu drängen; ja ich halte dafür, daß der Mündige ohne dieſes Bemühen nicht weiſe, nicht fromm werden könne, weil er die rechte Kraft der Wirklichkeit, die tüchtige Handbietung der Gegenwart nicht gehörig achtet, und während deſſen in Einbildungen lebt, denen kein Seyn entſpricht.

Jul. Aber Sie, ſchäzbarer Freund! entwickeln, erweitern, vervollkommnen doch von Tag zu Tag Ihr Weſen; ſo machen es auch die Nationen, ſo die Menſchheit.

Gottw. Von Inſtituten, Geſammtheiten, alſo auch von Nationen kann ich zugeben, daß ſie in gewiſſen Beziehungen fortſchreiten, daß

ſie im Verfolg auch ſittlich gebildeter werden können, als ſie es früher geweſen. Sprechen wir es ja ſchon als unſere Ueberzeugung aus, daß der Allwaltende die Blüthen des Menſchlichen in jeder Geſtalt wolle. Dadurch iſt aber weder ein allgemeines Vorrücken der Menſchheit angenommen, noch auch die Möglichkeit eines Rückſchritts derſelben Nation geläugnet. Die Geſchichte der Völker zeigt uns nur zu viele Rückfälle vorgeſchrittener, Zerfalle einſt blühender Nationen.

Nicht ſelten hat die Ausbildung der einen National-Lebensſeite ein Schwinden der andern zur Folge, als lieſſe ſich eine beſtimmte Totalſumme der Kraft wohl vertheilen, oder da und dorthin leiten, aber nicht gleichzeitig in allen Theilen erhöhen. Was intellektuel erſtarkt, das ſchwächt ſich phyſiſch, die mildern Sitten zehren am Charakter, die Einbildungskraft beſchreit das ſtille Vertrauen des Glaubens, die Bequemlichkeit des Aufnehmens lähmt die Kraft des Selbſtſchaffens, Einfalt wird von der Vielſeitigkeit angefochten, Naivetät von der Reflexion verſpottet u. ſ. w.

In dieſem Sinne betrachtet iſt das, was wir National-Blüthe nennen wollen, nie ein Allſeitiges, ſondern nach verſchiedenen Zeitepochen eine Schönheits-Darſtellung jezt in dieſer, dann in jener Art. Sphäre des Menſchlichen um Sphäre kommt an die Lebens-Sonne und ins Blühen, und das wechſelt nicht allein nach Nationen, ſondern innerhalb dieſer ſelbſt wieder nach Caſten, Ständen, Inſtituten ꝛc.

Jul. Dennoch bleibt dieſes wechſelsweiſe Einrücken in die Cultur, Civiliſation oder wie wir die Blüthe nennen wollen, nicht ohne Folge und Einfluß auch für die übrigen Theile der Nation, und läßt ſich auch bei der Durchdringung aller Intereſſen, dem Austauſch der Begriffe und Anſichten nicht als ein iſolirter Zuſtand, Vorrecht, Begünſtigung denken. Ein Stand zieht den andern mit Willen oder unwillkührlich nach ſich, erzieht ihn zu einem hellern Daſeyn, und das könnte und ſollte wohl auch auf die ganze Menſchheit ſeine Anwendung finden.

Sehen wir auch manche Völker noch auf-

ſer dem Bereich der Humanität, iſolirt in Rohheit ſtehen, und für jezt aller Cultur unzugänglich, ſo wird an ſie die Reihe ſpäter kommen. Die mehr oder weniger Civiliſirten haben die Cultur der Vorzeit als Erbtheil überkommen, das ſie ſich aneignen. Was die Alten Hohes errungen, fällt den Jüngern, daß ich ſo ſage, als Facit zu, ohne daß ſie die ſchwierige Rechnung ſelber machen müſſen. Warum ſollte ein voranleuchtendes ſechstauſendjähriges Beiſpiel, der hiſtoriſche Vorbilderſaal von Größen aller Art die jeweilige Gegenwart nicht, und wenn auch nur Einen Schritt vorwärts bringen. Nur Einen Schritt! Geben Sie mir dieſen zu, ſo ſehe ich meine Hypotheſe gerettet.

Gottw. Laſſen Sie mich ſtatt zu antworten fragen: Geſchieht es oft, daß ein großer Meiſter von ſeinen Schülern übertroffen wird? daß Nachahmungen das herrliche Original auch nur erreichen, geſchweige überbieten?

Wird man ein Homer, Epaminondas, Phidias, Plato, Cäſar ꝛc. weil man ihre Schriften, Werke, Thaten vor ſich hat? oder wird

man gar etwa Alles in Einem, weil man ſo vielen Vorbildern ſich nachbildet?

Hat nicht jede menſchliche Vortrefflichkeit ihren eigenen Bildungsweg, und fordert nicht jede Virtuoſität dieſelben günſtigen Umſtände, wenn ſie eine frühere erreichen ſoll?

Iſt nicht jede Bildung das Ergebniß der Uebung und Entfaltung beſtimmter Fertigkeiten und Lebensſeiten, und muß nicht, wer ſich auf das Eine wirft, das Andere laſſen?

Iſt nicht jede hiſtoriſche Größe nur aus der Individualität der Nation, der Handbietung aller zu Gebot ſtehenden Kräfte begreiflich? Iſt nicht jede erreichte Höhe der Lohn der Nationals-Anſtrengung, der Sieg im Kampf mit Hinderniſſen, der Erfolg einer beſtimmten, bewußten Richtung?

Iſt irgend ein klarer Begriff, ein lebendiges Wiſſen, ein tüchtiges Vermögen auſſer dem praktiſchen Leben, dem Thun und Leiden der Nation? und vergeſſen nicht Völker ihre eigene Geſchichte und den Schatz früher geſammelter Erfahrung und Weisheit, wenn die Zeit ihnen andere Anliegen und Intereſſen unterſchiebt?

Möchte man nicht behaupten, die Nationen, wie die einzelnen Menschen, denken nur an das, was sie beschäftigt, hören nur auf das, was sie wollen, lernen nur das, was sie brauchen? Und so können sie, jenachdem man seinen Standpunkt nimmt, gut und böse, klug und thöricht, hellsehend und beschränkt, vor- und rückwärts schreitend erscheinen.

Ist nicht überhaupt jede persönliche und sächliche Schönheit und Vortrefflichkeit im Leben der Menschheit das Ergebniß einer glücklichen, spezifischen Constellation, und muß nicht ihr Genius, wie der einzelne Mensch, jede eintretende Lichterscheinung als eine unvergleichliche Gabe von oben begrüßen, und jede abtretende mit dem Seufzer begleiten: Du kehrst niemals wieder?

Jul. Lassen Sie sich doch zu einem freiern, umsichtigern Anschauen bewegen, läugnen Sie nicht, daß bei den civilisirten Nationen jezt eine Helle des Denkens, eine Uebung des Geschmacks, eine Achtung für Schicklichkeit und Sittlichkeit verbreitet sind, wie sie es früher nicht waren. Manche Rohheit in Gesinnung

und Handlung kann jezt gar nicht mehr vorkommen, die früher an der Tagesordnung war.

Sie lächeln! ich ſehe Zweifel, Verneinung in Ihren Augen.

Gottw. Schon die Erſcheinungen der Mode, der Darlegung des Verſtandes und der Sittlichkeit in der Volkstracht ꝛc. könnten ſie widerlegen. Sind Sie ſicher, daß, wenn heute der vernünftige, auf Geſundheit und anſtändige Zier gerichtete Geſchmack die Kleidung geordnet zu haben ſcheint, morgen nicht der Ungeſchmack ſich blähe, oder ſchädlicher Unſinn ſich preſſe und ſchnüre oder Schamloſigkeit ſich brüſte? Wie oft iſt nicht ſchon bei uns und andern Nationen das Wohlbildende, Zweckmäßige volksthümlich geweſen und hat doch wieder bei dem Pendulieren der Mode entweder dem bombaſtiſch Aufgeblaſenen oder dem pedantiſch Geplätteten weichen müſſen? Stellen nicht die Vorlegblätter unſerer Modezeitungen immer die bekannten engliſchen Caricaturen von Fox und Pit abwechſelnd dar?

Alle Formen ſchöner Nationaltrachten der Vorwelt und Mitwelt liegen vor unſerm Blicke.

Behaupten Sie, daß wir aus dem Schatz dieſer Vorbilder uns richtigen Geſchmack ſammeln und jedes Jahr nur Einen Schritt vorwärts kommen, wagen Sie dieſen Einen Schritt zu behaupten — Mode iſt mir eine beachtenswerthe Seite der Nationalvernunft und Sittlichkeit — ſo ſoll Ihre Hypotheſe gerettet ſeyn.

Sie ſchweigen!

Jul. Wie mögen Sie Ihre Anſicht vom gröſten Problem von einer Wahrnehmung abhängig machen, die im Kreiſe des Menſchlichen und in der Geſchichte unſers Geſchlechts ſo wenig Bedeutung hat? Was gehen die Leichtfertigkeiten dieſer Flitterwelt, die thörichten Variationen und Zerrbilder der äuſſern Hüllen, mit denen ſich meiſt nur leere Seelen beſchäftigen, und denen ernſte Gemüther nur gezwungen und von ferne folgen, was gehen dieſe die tiefern Anliegen der Menſchheit an?

Gottw. Ich könnte meine Parallele mit Gründen gegen Sie feſthalten, will ſie aber gern fallen laſſen. Aber geſtehen will ich, daß mir das Ganze der Menſchheit zu groß iſt, um meiner Anſchauung ein faßliches Bild zu geben,

deſſen Umgeſtaltungen, Entfaltungen, Fortſchreitungen ich folgen könnte. Ich ſehe nur Nationen und Inſtitute, Totalitäten, die es nicht nur in der Idee, ſondern in fühlbaren gemeinſamen Intereſſen, in lebendigem Begriff von ſich ſelbſt ſind. Ich frage mich, ob dieſe großen Individuen in der harmoniſchen Ausbildung ihres Lebens vorſchreiten, ob ſie klüger, weiſer, ſittlicher werden, ob ihr gegenſeitiger Einfluß auf einander ihre Intelligenz, ihre Sittlichkeit erhöhe, inwiefern denn Gedanken und Ueberzeugungen ſich aus eigener oder fremder Vorzeit erben, Charakter und Thatkraft ſich mittheilen laſſen können. Ich überſehe nicht, daß jede Generation in den Beſitz der frühern eintritt, daß keine Gegenwart neu anfängt; doch daſſelbe findet ja auch bei den Individuen ſtatt, ohne daß ich aus dieſer natürlich-menſchlichen Tradition des Errungenen auf einen wachſenden Reichthum ſchließen möchte.

Die Nationen, und ſelbſt die Geſammtheiten und Inſtitute innerhalb der einzelnen Nationalſphäre, ſind mir in ihren Beſtrebungen und Schickſalen wie Menſchen, die mannigfach

unter einander wohnen, einander lieben und haſſen, nüzen und beeinträchtigen, den Vortheil, den Vorrang einander abzugewinnen trachten, wo dann gewöhnlich den Beſſern, Geſchicktern, Umſichtigern das Wohlgemeinte zum Guten ausſchlägt, während den Schlechtern, Verworrenern am Ende alles mißlingt.

Wo ich Ernſt, Zweck und Ziel, Kraftanſtrengung ſehe, da finde ich Glück und Sieg, wo Läßigkeit, Dumpfheit, Schlendrian, da geht es, wie es gehen kann; Charakter macht ſich Natur und Menſchen dienſtbar und lebt feſt in ſich, Schwäche dient andern und lebt durch fremde Gunſt.

Jul. Kunſt und Wiſſenſchaft iſt aber ein Gemeingut aller gebildeten Nationen und bei ihnen findet aus dem ihnen inwohnenden Drang der Mittheilung ein unaufhaltſames Ueberſtrömen auf die weniger gebildeten, bildungsfähigen ſtatt.

Gottw. Künſte und Wiſſenſchaften ſind allerdings, wie ich ſchon früher zugegeben, zuweilen freie Gebilde mit eigenthümlichem Leben. Ich mißkenne ihren Einfluß auf die Milderung

der National-Sitten, auf die Beſänftigung der Rohheit nicht. Aber laſſen Sie uns ja immer nachſehen, von wem, von welchen Maſſen und Volksklaſſen ſie denn gehegt und gepflegt werden, wohin, wie tief ſie dringen, ob nicht etwa auch bei dieſer Cultur mehr verloren als gewonnen, mehr zerſtört als auferbaut werde. Denn fürwahr! nur Dasjenige kann ich für wahrhafte Cultur halten, was den ganzen Menſchen mit hebender Kraft durchdringt.

Jul. Sehen Sie nicht, wie viele Künſte und Wiſſenſchaften, ſeit die Geſchichte denkt, im Wachſen, und von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert veredelt worden ſind? Ich nenne zuerſt die Geſchichte, die Kunde von unſerm Geſchlecht und ſeinem Wohnplatze ſelbſt, dann Sprech- und Schreibkunſt, Mathematik, Sternkunde, Arzneikunſt, Kriegskunſt, Technik und Naturkunde?

Gottw. Müſſen wir nicht andererſeits die demüthige Bemerkung machen, wie gewiſſe Virtuoſitäten über wachſender Fertigkeit und Potenzirung der Combinationen ihre Energie einbüſſen, z. B. die Muſik, wohl auch die Redekunſt;

wie andere vergebens nach einer ſchon einmal behaupteten Höhe ſtreben, z. B. Malerei und Bildhauerei?

Ein Ausbilden in breite Allgemeinheit iſt ein Rückſchritt in der Tiefe, denn eilen kann man nur oberflächlich; jede Zeit hat ihre Liebhabereien und weiht gewöhnlich ſolchen Seitenausbildungen zuviel Centralkräfte; ſie tauſcht Aeuſſerliches um Innerliches ein, und gibt den Inhalt um die Form.

Jul. Sie verwirren meinen Blick, wenn Sie mir lauter ſolche Verworrenheiten der menſchlichen Beſtrebungen vorführen. Wie ſoll ich mich in der Geſchichte zurecht finden? Wachſende Bildung, ſittliches Beſſerwerden der Nationen, der geſammten Erdenbürgerſchaft war mir der ſchöne rothe Faden, der ſich meinem vertrauenden Auge durch alle Jahrhunderte durchzuziehen ſchien.

Gottw. Ich möchte ſagen, Sie ſeyen bei dieſer Anſicht doppelt übel daran, denn ein merkliches Vorſchreiten beweiſe zuviel für die Idee einer unendlichen Annäherung und jeder

unläugbare Rückschritt ſtöre die ſchöne Rechnung aufs Empfindlichſte.

Laſſen wir dieſes Ueberſchauen des Ganzen, das nur für einen Gott, nicht für uns Menſchen gemacht iſt. Sehen wir auf die einzelnen Formationen, unſer Blick fixire ſich auf Keim, Wachsthum, Blüthe, Dauer und Abnahme, auf den Lebenslauf jedes Inſtituts. Hier ſteht denn alles in richtigem Verhältniß, entwickelt ſich nach natürlichen, organiſchen Geſetzen.

Des höhern Waltens würdig iſt mir die Anſicht, daß jede Geſammtheit, Volksgemeinde, Nation ihr eigenes Geſchick habe, daß ſie jugendlich friſch ihren Bildungs-, Erfahrungsgang wandle, daß ſie den Segen und Fluch ihres Geſchicks empfinde, jenachdem ſie aufnimmt oder ablehnt Lehre, Beiſpiel, Warnung. Hier iſt denn jedes Glied noch ein fühlbarer Theil des Ganzen, es nimmt Einwirkung an und theilt ſie mit, es lebt, leidet und genießt in und mit dem Ganzen, ohne ſeine freie Selbſtheit an daſſelbe hinzugeben, in ihm ſpurlos ſich zu verlieren.

Was Gott will, kommt mir durch das Ganze zu, ich kann es als Glied des Ganzen, ich kann es für mich, nach eigener beſter Einſicht, ausrichten. So nur finde und fühle ich mich in einem begreiflichen, meßbaren Verhältniß mit der Welt, und ſehe das Unendliche menſchlich begränzt; der Begriff der ganzen Menſchheit verwirrt mich, ich verliere mich in einem Schrankenloſen, Unermeßlichen.

Jul. Wie Freund! Sie, der Sie ſich ſo gern auf den religiöſen Standpunkt ſtellen, Sie vergeſſen, daß Er, den ich mit Ihnen den unmittelbaren Abgeſandten des Allwaltenden nennen will, den Begriff der ganzen Menſchheit lebendig in ſich aufgenommen, ſich nicht irgend eines Stammes, Volkes, ſondern des Menſchen Sohn genannt, daß er das Wohl und Weh der ganzen Menſchheit getragen hat! — wie denn wirklich alles Große für die ganze Menſchheit gethan iſt; — ſo daß nun auch dieſe, ſo weit ſie ihn zum Vorbild nimmt, ſich als Verein begreift, als einen Verein, der ſein Band um alle Zonen der Erde, um die entlegenſten, vielgeſtaltigſten Völker ſchlingt, der

ſich, ſeinen heiligen Anſprüchen gemäß, durch die tröſtende Ausſicht erhebt, daß ſich einſt alle Völker unter dieſem Einen Hirten verſammelt finden werden?

Sehen Sie denn nicht, wie täglich die Humanität auf dem Wege chriſtlicher Bildung weiter ſchreitet, und immer tiefer in die Wildniſſe dringt. Was hindert Sie, jenem Ausſpruch als einer Weiſſagung Glauben zu ſchenken?

Gottw. Widerſprechen kann ich dem nicht, was ganz auſſerhalb meines Gedankenkreiſes liegt. Uebrigens halte ich davor, daß es uns nicht geſtattet iſt, irgend eine Stelle der heiligen Bücher als weiſſagend auf beſtimmte zeitliche oder räumliche Erfolge deutend zu beziehen oder etwa gar jenem begeiſterten Vorausſchauen mit myſtiſchen Calculationen nachzurechnen. Sie wiſſen, daß in den heiligen Büchern Stellen, die auf eine ferne Zukunft zu deuten ſcheinen, nähere Schickſale bezielen, ſo wie umgekehrt, weil im Auge jener Seher Nähe und Ferne ſich deckten, und grandioſe Bilder keine genaue Meſſung nach dem Sehwinkel zulaſſen. Ihnen galt ihr Volk mit den

Nachbarvölkern für das Menſchengeſchlecht, die bevorſtehende, mahnend ſich ankündigende Kataſtrophe für das Ende der Tage. Und ſo laſſen auch die Weiſſagungen einer glücklichen Zukunft dieſe oder jene Auslegung zu. Die Ahndung der unermeßlichen Ausdehnung des chriſtkindlichen, von einer Stallkrippe, als Wiege, ausgehenden Glaubens, und daß ächte Volkscultur nur in Verbrüderung mit ihm gedeihen werde, ſie konnte ſich ſchon in jenen weiſſagenden Ausſpruch hüllen, der übrigens nach dem Wortſinne bloß beſagt, daß außer der eigenen Nation auch noch andere in den Verein aufgenommen werden ſollen — was ja in der nächſten Folgezeit auch geſchehen iſt.

Dem ſey aber, wie ihm wolle, und wird auch in Jahrtauſenden die ganze Erdenbevölkerung zu demſelben Dienſt ſich verſammeln, und wird das eine große Vorbild alle Bilder der Zeit decken und durch ſeinen Glanz in Schatten ſtellen, ſo kann ich mir dieſe große Einheit und Allgemeinheit nur unter denjenigen Normen denken, welche das Menſchengeſchlecht in Ewigkeit fort bedingen werden, vermöge wel-

chen ſich daſſelbe ſtets als ein nach Klima, Boden, Raçe, Stamm, Herkunft und hiſtoriſchem Geſchick, Bildung, Weltſtellung ꝛc. in verſchiedene, kenntlich unterſcheidbare, ſich individualiſirende, einander befreundet und wohl auch feindlich gegenüberſtehende Volksmaſſen Getheiltes darſtellen wird.

Ueberhaupt liegt es ganz im Weſen meiner Seele, das Entlegene in Zeit und Raum mir durch das Nahe, Selbſterlebte begreiflich zu machen, die Vergangenheit durch die Gegenwart zu verſtehen. Wir haben Erfreuendes und Schreckliches, Erhebendes und Niederſchlagendes unmittelbar, und vielleicht das Aeuſſerſte, was die Menſchen mit Entzücken oder Verzweiflung erfüllen kann, in ſprechenden Analogieen erlebt. Mein Blick erweitert ſich, und ſucht mit ſolchem Maß Völkerſchickſale zu wägen. Wohl weiß ich, daß es kühn iſt, in ſolcher Spanne Raum und Zeit eine austheilende, ausgleichende Gerechtigkeit erkennen zu wollen; aber ſey auch nur die Ewigkeit hinreichend, alle Räthſel zu löſen und allen Forderungen zu genügen, ſo iſt doch hinwiederum das Daſeyn

ſo wunderbar organiſirt, daß jeder Moment ein Leben in ſich iſt und Lohn oder Strafe mit ſich bringt. Und ſey der Bau der Welt unendlich, und ziehen unbekannte organiſche Kräfte von Weltpol zu Pole, ſo iſt doch hinwiederum jeder ſittlich gute Gedanke weltſchöpfend, lebenordnend, und alles Tüchtige hat Beſtand mitten im Durcheinanderwirken aller Weltkräfte.

Immer war ich bemüht, mir ein würdiges Bild von dem Allwaltenden zu machen, welcher das Mannichfaltige als Einheit durchwebt, und ſein Wohlwollen auch da noch zu finden, wo das Leid ſich von ihm vergeſſen, die Verzweiflung ſich der eiſernen Naturnothwendigkeit hingegeben wähnt.

Jul. Wir thun, was wir nicht laſſen können; es iſt die höchſte Vorausſetzung unſers Geiſtes, die wohlthuendſte Hypotheſe unſers Gemüths, durch welche wir in die Welt blikken; wir beſchwichtigen unſern Sceptizismus, weil in ihm für uns kein Heil iſt, und hängen gern jener Anſchauungsweiſe nach, cultiviren ſie immer weiter, da mit ihr die Erſcheinun-

gen eines friedlichen Daseyns zusammenstimmen.

Gottw. Wenn Sie wollen, so ist aller Glaube ein Vertrauen, und jedes Vertrauen eine Hypothese. Hier ist freilich alles Demonstriren unzulänglich, und Beweise schlagen nicht an.

Bei dem Glauben, der unserer Religion zum Grunde liegt, tritt aber im höchsten Maße das Bemerkungswerthe ein, daß er durch sich selbst gibt, was er verheißt. Fassen Sie diese ihm inwohnende bildende Gewalt wohl ins Auge. Er ist auf das Vertrauen gegründet, daß über den Erscheinungen alles Lebens ein Weltgemüth waltend throne, und durch dieses in den Bekennern herrschende Vertrauen baut sich ihr Daseyn hinwiederum organisch so auf, daß ein höheres Walten daran unverkennbar sich beweist, indem alles Aeusserliche, nach aussen der Divergenz, der Zerstreuung, den Naturgewalten, den Elementen Anheimfallende, innerhalb des Vereins vom Geist des Ganzen lebendig fortgetragen, und, wenn auch noch so angefochten, doch ihm erhalten, gerettet wird.

Erkennen Sie, wie im äuſſerlichen Leben alles Drückende durch Angſt, Sorge und die nie raſtende Geſchäftigkeit der Einbildungskraft noch laſtender wird, wie aber Schmerz und Reue durch Vertrauen und Hingebung an den heilenden Geiſt des Vereins gelöst und nur die Freuden des Daſeyns verewigt werden. Erkennen Sie, daſs nur durch die Richtung auf ein Vorbild Einheit in das Leben kommt, und eine Kraft in das Gemüth gelegt wird, die im kleinſten Moment die höchſte Gewalt äuſſert, und allen Weltkräften Widerſtand leiſtet.

Jul. Hier könnte ein kalter Denker Ihnen einen Einwurf machen, den Sie ſchwerlich zu widerlegen vermöchten. Er wird zwar die überſchwängliche Kraft des Glaubens nicht abläugnen; er müſste nicht geſehen haben, wie nicht nur die von der heiligen Geſchichte ſiegbekrönten Martyrer in den allergröſsten Qualen ſtandhaft geblieben, ſondern wie in gewiſſem Sinne jeder Chriſt im Leben und Sterben ſo ein Dulder iſt; — aber der kalte Denker wird behaupten, ein Glaube, der das Leben ſeiner Bekenner auch noch ſo wunderſam ſchön ge-

ſtalte, indem er ſie dieſes nach dem Sinn und Geiſt höherer Weſen, die er vorausſetze, einrichten heiſſe, ein ſolcher beweiſe darum noch nicht für das wirkliche Daſeyn ſolcher Weſen; ſo wenig, als die Einbildung eines Hausbewohners, das Haus gehöre einem abweſenden höchſt ordnungs-liebenden und lohnenden Herrn und die aus dieſer Einbildung hervorgehende Ordnung, Ruhe, Reinlichkeit mit ihren belohnenden Folgen für das Daſeyn eines ſolchen Herrn etwas beweiſe, und wenn ſie als Meinung auch ſo kräftig wirke, wie es völlige Gewißheit nur immer vermöchte.

Gottw. Wenn ich dieſer Hausbewohner wäre, und ein Mitbewohner, etwa ein Geiſtesverwandter Ihres kalten Denkers, würde meine gutmüthige Meinung belächeln, zweifeln, ob es denn wirklich einen ſolchen Herrn gäbe, und behaupten, das Haus möge wohl dem Staat gehören, der nach unſerer Haushaltung ſo wenig frage, als bloße Weltkräfte nach der Menſchheit, unſer unſchädlicher Wahn habe aber die uns allerdings zu gut kommende Ordnung eingeleitet; — ſo würde ich ihm entgegnen:

„Sie haben gut lächeln und zweifeln, da es Ihnen, mitten in der Ordnung ſitzend, bei ihr wohl geweſen. Zwar kann ich Ihnen mit nichts, was Sie nicht wieder bezweifeln könnten, beweiſen, daß das Haus einem ſolchen Herrn zugehöre; ich habe aber Gründe zu glauben, ich nehme ſie zum Theil ſchon aus der ganzen Conſtruktion des Hauſes ſelbſt und wie allem vorgeſehen worden, was von Seiten der Natur oder der Leute kommen kann, daß dieſe Meinung von ſeinem Geiſt und Charakter, dieſe Annahme, Ueberzeugung, oder wie Sie es nennen wollen, von ihm ſelbſt urſprünglich in dieſem Hauſe veranlaßt worden iſt, ſo daß alſo das Daſeyn des Herrn, unſer Wiſſen von ihm und ſeinem Willen, und unſer in ſeinem Geiſt geführter Haushalt, keines ohne das andere iſt und gedacht werden muß.“

Jul. Gleichniſſe fördern, indem ſie die Anwendung näher legen, aber ſie hemmen auch, weil ſie hinken.

Gottw. Sie fangen alle da an zu hinken, wo ſie aufhören zu paſſen.

Ich ſoll alſo ſtatt des Herrn des Hauſes

„Gott" nennen. Ich wollte, man würde seinen Namen seltener im Munde führen. Er ist Wort, leerer Schall, wenn man kein Bedürfniß zu ihm fühlt, ihn nicht thätig sucht, so wie der Mensch sein Bestes verliert, wenn er keine thätige Richtung mehr zu demselben hat. Viele stoßen sich an dem Begriff der Persönlichkeit, als wäre dieser nicht menschlich nothwendig. Es ist ja damit keine Scheidung von Gott und Welt, kein Gegenüberstehen ausgesprochen, so wenig, als selbst im Menschlichen sich irgend ein Ausfluß des Wesens und Wirkens ganz von seinem Urheber losreißt. Mein Ich nenne ich in diesem Sinne mit Recht noch Alles, mit was ich mich umgeben, was von meinem Geist und Gemüth durchdrungen ist, und Spuren meiner Wirkungskraft an sich trägt.

Das Urräthsel, das Unbegreifliche ist und bleibt mir das „Es".

Jul. Was bezeichnen Sie damit?

Gottw. Das „Seyn", das Daseyn überhaupt, abgesehen von allen Formen des Wieseyns.

Jul. Sie wecken mir einen dämmernden

Gedanken zur Deutlichkeit. Zum Erstenmal in meinem Leben tritt mir's so nahe das Undurchdringliche, daß das ewig Leere von dem „Etwas" erfüllt ist.

Gottw. Wenn ich hierin mich verliere, staune, daß ich nicht früher gestaunt, daß ich mit Millionen das Etwas für das Allerbegreiflichste genommen, weil es das Handgreifliche ist, so dünkt mich die Annahme eines dieses Etwas Durchdringenden, Durchwaltenden, einer Einheit der Kraft kein Wagestück, sondern meinem Geiste gemäß und nothwendig; denn „Materie" ist dem Geiste viel unbegreiflicher, als ihre Vergeistigung durch Kraft.

Jul. Also Weltseele?

Gottw. Namen sind hier Bilder, Gleichnisse. Sie fixiren unser Anschauen, und beschränken es alsobald wieder. Sie erheben uns und bannen uns dann fest. Wie der Geist die Welt ansieht, so ist auch sein Gott; ein anderes Leben schafft sich einen andern Herrn des Lebens. Wer ihn nicht sucht, der hat gar keinen, und wenn er ihn auch nicht läugnet.

Jul. Wie sollen wir aber die Welt oder

das Leben anſchauen, daß unſer Auge ſich zum ewigen Lichte wende?

Ich ſehe mich zwiſchen vier Unendlichkeiten, die keine Kraft und Schärfe des Geiſtes je ergründet, das unendlich Vergangene und das unendlich Zukünftige, das unendlich Große und unendlich Kleine, oder, wenn Sie wollen, das Verhältniß der Zeit zur Ewigkeit, der Weltenbau und das Geheimniß der Erzeugung.

Was iſt der Kreis unſeres Wiſſens, unſerer Erkenntniß gegen dieſe unbekannten Regionen? Hebt ſich jener gegen dieſe nicht ab, wie etwa das Herumtappen mit einer kleinen Blendlaterne gegen die unendliche Nacht?

Gottw. Allerdings! wenn Sie vom extenſiven Wiſſen und Erkennen reden. Und doch weiß der Menſch Alles, was ihm zu wiſſen Noth iſt; er weiß es klar, wenn er will; wie der Dichter ſagt:

„Iſt denn ſo groß das Geheimniß, was Gott und der Menſch und die Welt ſey?
„Nein! doch niemand hörts gerne, da bleibt es geheim.“

Eine ſchöne Andeutung, woher denn das Wiſſen und Nichtwiſſen ſtamme.

Ein Menſch, der recht lebt, könnte man ſagen, thut es in jedem würdigen Moment dem Homer mit ſeinen Göttern und Helden gleich, und nimmt ſich alles Schöne und Würdige der Zukunft voraus. Und wie ihn das unendlich Vergangene und Künftige nicht mit leerer Sehnſucht beunruhigt, ſo kann ihn auch das unendlich Große nicht überwältigen. Er mag ſich ſelber ſagen:

„Was zieht dich's himmelwärts zu jenen lichten Fernen!
„Leb' deine Erde recht; ſo lebt man in den Sternen."

Und eben durch rechtſchaffenes Thun und emſiges Erfüllen jedes Moments durchdringt er das unendlich Kleine und vermittelt es mit dem Größten.

Jul. Alles zugegeben bleibt es doch immer wunderbar, wie der Menſch zur Erkenntniß der höhern Dinge inmitten jener unbekannten Sphären gekommen.

Gottw. Wie der Erſte dazu gekommen,

das gehört, wenn Sie nicht Mythen geradezu buchstäblich nehmen wollen, eben auch zu den Fragen über die Herkunft der Dinge, über die unendliche Vergangenheit.

Was wir aber jetzt sehen, ist, daß der Mensch zu dieser Erkenntniß, zu diesem Anschauen und Vertrauen erwacht. Kein Denkender schafft es neu, denn auch er ist darin erwacht, und vielleicht wäre ihm ohne dieses Element niemals ein Bedürfniß nach der Frage um die höhern Dinge entstanden, niemals der Weg zu ihrer Beantwortung kund, nie die Kraft, ihn zu machen, zu Theil geworden. Der Mensch erwacht zu diesem Anschauungskreise, er lebt in diesem Vertrauen fort, er ist umgeben von der Gemeinde; in ihr wird Alles in diesem Geiste, wenigstens im Hinblick auf denselben gethan und aufgenommen, Alles ist durch diese Rücksicht bedingt und begrenzt; er sieht durch das Geschick der Gemeinde in dem Maße ihres höhern Vertrauens dieses selbst bestättigt, gerechtfertigt; er beobachtet diese Bestätigung in dem Schicksal jedes Einzelnen. So wird ihm, was in dem Verkehr der äussern Natur etwa

noch eine andere Erklärung zuließe, in der religiösen Menschheit und ihrem Geschicke durch nähere Deutung zur Gewißheit.

Jul. Zur Gewißheit?

Gottw. Nicht zur Evidenz aus einer sorgsamen Zusammenstellung, einem künstlichen Aufbauen der Gründe, sondern zur Gewißheit der Anschauung, daß ein Allwaltendes alles Erschaffene trage, durchdringe, daß es nicht etwa das Seyende mit kalter, eiserner Nothwendigkeit blos als eine Folge von Evolutionen in ewig starrer Gleichgültigkeit fortführe, sondern daß es das Daseyn mit dem Wollen des Schönen und Guten, mit dem Wohlgefallen an dessen edlerer Bedeutung durchdringe, daß das Seyn ausser und über seiner Entfaltung in erster Potenz noch einen weitern, höhern Sinn habe, zu welchem sich die vorhandenen Dinge, und ihr Verkehr, wie die Laute und Schriftzüge der Sprache zu dem Reich der Gedanken verhalten.

Nach philosophischen Beweisen hiefür zu fragen, wäre ungeeignet; wie lassen sich An-

ſchauungen, wie läßt ſich die umfaſſendſte Lebensanſchauung beweiſen?

Der Menſch lebt ſich, wie in der Einrichtung und Ordnung ſeines Lebens, ſo auch in die religiöſe Anſicht, die ſittliche Ueberzeugung hinein, und findet in ihr denſelben Grad der Wahrheit, den er im Beſtand, der Weſenheit ſeines Lebens überhaupt findet; ja er begreift die Erſcheinungen des Letztern in ihrem organiſchen Zuſammenhang erſt durch jene vertrauende, ehrfürchtige Anſicht, und hat für ſein religiöſes Leben ſo wenig einen Beweis nöthig, als für ſein phyſiſches. Weil nun eine jede Ueberzeugung den Grundſtein, das Vertrauen, ſo oder anders legt, ſo geſtalten ſich auch alle Beweggründe des Thuns und Laſſens ſo oder anders; denn mit leiſer Gewalt bildet ſich das ganze Gewebe unſers Daſeyns, das wir naturgeſchichtlich „Leben", ſittlich angeſehen „Geſchick" nennen, nach unſern Ueberzeugungen, und Glück und Unglück ſind nicht ſo zufällig, als wir oft glauben oder gern glauben machten, wie das Sprüchlein andeuten will:

„Sey dein Schrecken noch ſo paniſch —
Alles Unheil iſt organiſch."

So unentſcheidend philoſophiſche Anſichten dieſer oder jener Art für's Praktiſche zu ſeyn ſcheinen, ſo wenig gleichgültig kann es ſeyn, ob der ſittliche Geiſt das Weſen und Geſchick der Welt, ſeiner Welt begreift, das Waltende darin erkennt oder nicht.

Jul. Das heißt doch faſt die rigoröſe Behauptung aufſtellen, ein Zweifler könne kein rechtſchaffener Mann ſeyn.

Gottw. Ich möchte Ihnen das Leſſingſche Wort bringen: „Man iſt noch verzweifelt wenig, wenn man nur ein ehrlicher Mann iſt.“

Jul. Rechtſchaffen iſt mehr als ehrlich; ich lege die höchſte Forderung darein, welcher die Wenigſten genügen.

Gottw. Sie haben Recht! Aber eben um dieſe Unterſcheidung ſpricht ſichs. Man kann ehrlich ſeyn, ohne durch und durch rechtſchaffen zu ſeyn; wie jener Staatsmann in frivolem Scherz ausrief: Ich garantire für mich bis auf eine Million! Bei den meiſten ſteigt die Verſuchung nicht bis zu dieſem Extrem, und ſo gelten ſie immerhin für ehrlich.

So kann man reich an philoſophiſchen Kennt-

niſſen, an religiöſen Ueberzeugungen, und doch weder Philoſoph noch religiös ſeyn.

Wer nicht auf der Lebensbahn ſeiner Zeit, ſeines Volkes, als religiös-bürgerlichen Vereins, ſteht, wer das Schickſal, den Lebensweg ſeiner Nation, der chriſtlich cultivirten Welt überhaupt nicht erfaßt, wer nicht den Strom der ſittlichen Geſchichte, daß ich ſo ſage, mit offenen Armen aufnimmt und ſich von ihm heben und tragen läßt, der iſt kein rechter Philoſoph, denn ihn läßt das höchſte Problem der Philoſophie, die Aufgabe, das Menſchliche in ſeinem höchſten Ausdruck, ſich in ſeiner Zeit, dieſe in ſich zu begreifen, das Zeitalter über ſich ſelbſt klar, durchleuchtend zu machen, kalt.

Die Religion iſt's, die aus dem kindlich einfachſten Menſchen einen Philoſophen macht, einen ſolchen, der ſein Wiſſen auch lebt, und auf die Sphäre ſeines Lebens überträgt.

In der Zeit begegnen uns die eigenthümlichſten Ausbildungen und, nach dem bekannten Sprichwort, auch Ausgeburten des Geiſtes; ich behaupte aber, daß kein Denkender ſich iſoliren kann, daß, wenn er auch alle re-

ligiöſe Potenzen läugnet, er doch ſelbſt, von religiöſer Bildung geſäugt, ernährt, großgezogen, nur mit der von ihr geborgten Kraft, alſo mit ihren Waffen kämpft, daß er gut das Fundament zu läugnen hat, worauf er leiblich und geiſtig ſteht, eben weil er doch faktiſch darauf ſteht, während er es läugnet; wie etwa ein wohlhäbiger Erbe bramarbaſirend behaupten mag, auch ohne Hab und Gut vergnügt leben zu wollen.

Weiß doch der Sceptiker ſelbſt nicht, wie ihm wäre, wenn dieſe religiös-ſittliche Ordnung des Denkens, Empfindens und Handelns auch nur einen Tag im Leben in ihrem Gange gehemmt würde. Ja ich meine, er möchte unter den Erſten ſeyn, die dieſelbe ſchon aus Bequemlichkeit oder Furcht wieder herſtellen würden. Wenn man ſich recht vergegenwärtigt, wie dieſe Ordnung alle Verhältniſſe, ſelbſt die ſinnlichſten, körperlichſten, auch die ganze äuſſere Erſcheinung der Natur und des Lebens durchdrungen, ſo möchte man dem Sceptiker ſagen: „Du kannſt noch eher gegen die Religion, als ohne ſie ſeyn"; — oder was der alte

Diderot dem jungen, der über Geſetz, Rechte und Gewiſſenhaftigkeit eine freie Meinung hegte, entgegenhielt: „Es würde mich nicht verdrießen, wenn in der Stadt zwei oder drei dergleichen Bürger wären, wie du; aber ich möchte nicht darin wohnen, wenn ſie alle ſo dächten.“

Ohne Zweifel würde es viel ſchlechter um die Welt ſtehen, wenn nicht auch die Schlechtern gegen ihre gemeinen Abſichten ſehr oft aus einer unwillkührlichen Ehrfurcht vor der ſittlich-religiöſen Ordnung handeln müßten; und ebenſo würden uns öfter bizarre Theoreme und Philoſopheme begegnen, beſtünde nicht aller Inhalt des Schauens und Denkens in organiſchen Beſtandtheilen jener Ordnung.

Ebendeßhalb ſollen dem Denker die wichtigſten Objekte der Betrachtung, die höchſten Dinge: Gott, Natur, Leben, Freiheit, Unſterblichkeit ꝛc. nicht Begriffe, Abſtraktionen, Vorwürfe einer müſſigen Spekulation ſeyn, ſondern vom Bedürfniß geſuchte, lebendig gefühlte, in Ernſt und Liebe erprobte Anſchauungen, zum klaren Bilde der Welt, zum Verſtändniß der

Lebensaufgabe in jedem Augenblick erforderlich und dienlich.

Denn wie wohlmeinende, dienſtfertige Menſchen auch der Welt aufhelfen möchten, auf der einen Seite durch Verbreitung richtiger Begriffe, fruchtbarer Kenntniſſe, auf der andern durch handgreifliche Stützen, durch allerhand Nutzenbringendes, Vorſchubthuendes; es ſind alles nur prekäre, palliative Hülfen; aus der rechten Wurzel aber ſtammt das Heil nur, wenn das Ganze ſich als das, was es iſt und ſeyn ſoll, begreift, — ein ſittlich-religiöſer Verein, beſtimmt, den höhern Willen auszurichten, ſein Bild auf Erden darzuſtellen.

Jul. Sie geben aber wohl zu, daß dem Denker, der das Subjektive, Immanente vermitteln möchte mit dem Objektiven, Transzendenten, der die Ueberzeugung tiefer begründen möchte, noch manche Frage über die Befugniß zu der Annahme eines höhern Wollens übrig bleibt.

Gottw. Recht gern! Aber ich mache Ihnen bemerklich, daß all unſer Denken nur innerhalb unſers Schauens iſt, und an deſſen

Inhalt ſich verſucht, ſo wie das Wiſſen innerhalb des Denkens; wo dann das mathematiſch evidente Wiſſen das gewiſſeſte, aber auch das dürftigſte an Leben, das ſubjektivſte und formellſte iſt.

Jul. Wie? haben nicht Keppler und Newton die Geſetze der Weltkörper, ihrer Geſtalt und Bewegung durch Mathematik gefunden?

Gottw. Wohl richtiger geſagt: mit ihrem durch Mathematik zu großen phyſikaliſchen Combinationen geſchärften Geiſt; denn es gibt in der ganzen Natur in Raum und Zeit keine rein mathematiſche Formation. Die Mathematik iſt Einheit der Theorie, Natur und Leben beſtehen aber im Größten und in den kleinſten Theilen aus einer Unendlichkeit von Theorien, einem Wechſelſpiel der Kräfte in allen Potenzen.

Jul. Sie ſcheinen dem Denker nicht den höchſten Rang im geiſtigen Leben anzuweiſen.

Gottw. Wenn ich das Schauen nicht auch ein Denken heiſſen will, ſo ſetze ich es über das Denken; das Denken, inſofern es ein Nach-Denken der Herkunft der Dinge, des

Werdens und Weſens der Welt iſt, vermag nicht das kleinſte Bild zu erzeugen, geſchweige die Welt zu erfaſſen, als welche, ſoweit nämlich des Menſchen Auge ſie faſſen kann, ſich dem Schauen, wenn Sie wollen, dem durch Anſchauen und Denken geübten Schauen unmittelbar, als ein Gegebenes, darſtellt.

Wie ich nun das Daſeyn in mir aufgefaßt, das laſſe ich mir durch das Denken über einzelne problematiſche Bezüge nicht verrücken, ſo wenig, als ich mich in meiner Anſicht des Menſchen, des Weſens, der Nothwendigkeit der Inſtitute, wie ſie ſich aus unendlichen Wahrnehmungen des Lebens in mir befeſtigt hat, durch einzelne Skrupel irre machen laſſe.

Jul. Sie werden mir zugeben, daß bei Vielen das Glauben nicht im beſten Credit ſteht; daß Andere, was der Glaube den Seinigen gleichſam im Schlafe zu geben ſcheint, mit hellwachem Geiſt durch philoſophiſche Herleitung erwerben wollen?

Gottw. Wäre nur nicht unſer ganzes Leben ein großer Glaube.

Schauen, Vertrauen, Glauben in ihrem

höchſten Ausdruck, indem ſie ſich das erhabenſte Bild vom Leben machen wollen, ſind nicht ein beſonderer Akt des denkenden Geiſtes, durch welchen er das Gewordene in folgerechtem Zuſammenhang nachzukonſtruiren verſucht, ſie ſind vielmehr das Werk meiner leiblich-geiſtigen Geſammtkraft, meines ins Daſeyn verſchlungenen Weſens, meiner liebenden Vernunft, das Ergebniß meines vereinten Denkens, Thuns und Leidens, und dieſes höchſte Wägen und Würdigen der Welt ſoll auch aus nichts Geringerem, als aus der Geſammtthätigkeit meiner Kräfte hervorgehen. In den ſchönſten Momenten leiblich-geiſtiger Thätigkeit fühlt der Menſch ſich dem Höchſten näher, in der Stunde der Schwäche zweifelt er an Gott und an ſich ſelbſt.

Jene Momente aber ſind es, in welchen alles Große und Würdige, alles, was die Menſchen zum Höhern vereint, begonnen, weiter geführt und vollbracht wird; der Zweifel, das Zagen, ſie ſtammen aus der kleinlichen, materialiſtiſchen Anſicht unſeres irdiſchen Mückenauges, das ſeine Vergleichungen aus der ſinn-

lichſten Nähe nimmt, ſie gehören nicht dem Geiſt an, der ſich ihrer entſchlagen muß, wenn er frei ins ganze Element des Lebens blicken will. Sie zerſplittern, verdden die Welt. Aber auch in den Augenblicken der höchſten Erhebung meines ganzen Weſens ſchaffe ich mir eigentlich jenen vertrauenden Glauben nicht erſt; ich finde mich nur heimiſch in ihm, der wohl nur aus einer Geſammt-Thätigkeit der reinſten Kräfte eines zuſammenwirkenden Menſchenkreiſes, aus gemeinſamem Sichanſchauen, Sichklarwerden hervorgehen konnte, und alſo ſo wenig Geiſteswerk des Einzelnen iſt, als irgend etwas Großes im Kreiſe der Menſchheit.

Ich mag aber meinen Blick hinwenden, wo ich will, ſo ſehe ich religiöſe Menſchheit; alle Geſchichte wird mir nur verſtändlich durch dieſes ſich überall hindurchziehende Band, das ſeine zarteſten Fäden ungeſehen in die leiſeſten Verhältniſſe, in alle ſittliche Beziehungen des Völkerlebens ſchickt. Aber auch die Natur, nach der Anſicht Mancher der nächſte Weg des Geiſtes zu einem Waltenden, doch gewiß nicht immer im reinſten Bilde gedachten, wird erſt

in ihrer Verwebung mit dem Menſchengeſchick einer höhern Anſicht fähig; ſie iſt die Trägerinn, Fortleiterinn unſerer Schickſale, wie der Geſchicke aller Weltenbewohner; ſie iſt als groſſes Leben, umhüllend unſer Leben, im höchſten Sinne ſchön, erfriſchend, labend, heilend, ſegensreich; ſie gewinnt als Naturlauf in Beziehung auf das Menſchengeſchlecht ſittliche Bedeutung, und aus ihrem Antliz lächelt hinwieder das Wohlgefallen an der natürlich-ſittlichen Thätigkeit dieſes Geſchlechts, als Ausrichter eines höhern Willens.

Mir iſt aber die im Völkerglauben lebende Erkenntniß eines Waltenden ebenſo ein Ausfluß des göttlichen Wollens, wie die übrige Lebenskraft jedes Volkes; er hat ſein Erkanntwerden gewollt, darum gewollt, weil eben dieſes Erkennen die Möglichkeit ſeines ſchönſten Waltens bedingt, weil es das Fundament ſeines organiſchen Schaffens, der Boden für die Blüthe des Menſchenthums, für religiös gebildete Menſchheit, werden ſollte.

Jul. Wenn ich Ihre Anſicht recht gefaßt habe, ſo iſt Ihnen das Waltende, ſein Erkannt-

werden und ſein Walten im Menſchlichen Eins, ſo daß Keines ohne das Andere gedacht werden ſoll.

Gottw. Wenn wir eine Vorſehung anerkennen, ſo wird ihr Walten in der Menſchheit eben durch ihr Erkanntwerden aufs Schönſte eingeleitet, denn das ſittlich-religiöſe National-Leben baut ſich an dieſer Erkenntniß organiſch auf; das Menſchliche ſtrebt im Sinne des Göttlichen ſich einzurichten. Die Ehrfurcht iſt mir ein Schöpfungsakt, ſo wie andere reinmenſchliche Richtungen nach dem Höhern und dem Irdiſchen, und das Menſchenheil eine Frucht dieſer Ehrfurcht.

Jul. Wenn auch die Befugniß zu dieſer Annahme keines philoſophiſchen Beweiſes bedürftig oder fähig iſt, ſo ſollten doch die Beweggründe und der Weg zu ihr näher dargelegt werden.

Gottw. Wir haben uns früher darüber verſtändigt, daß, wer überzeugen will, anſchauen laſſen muß. Schauen Sie an, wie ich, ſo ſind ſie überzeugt. Mir iſt die Anſchauung der religiöſen Menſchheit, mir iſt jede heilige

Sonntagsfrühe, daß es nun ſo iſt und überall ſo kommen und ſich geſtalten muß, ſo überzeugend, als der ſtrengſte Beweis. Ueber das „Wie?“ des Werdens und der Entfaltung mögen Fragen, Zweifel laut werden, das Denken mag ſich daran üben, das Seyn iſt mir wahr, weil ich es ſchaue.

Jul. Sollten wir wirklich nicht über einen philoſophiſchen Köhlerglauben hinaufkommen?

Gottw. Es iſt ein Köhlerglaube, wie der, daß ich nicht träume, ſondern wache, daß es auſſer dem Ich ein Du, Er, und Es gebe, daß ich ein rechtſchaffener Mann ſeyn ſoll u. ſ. w.

Jul. Der Weltgeiſt, die Vermittlung ſeiner rechten Erkenntniß, der das Menſchenthum durchdringende, das Leben ordnende göttliche Sinn — haben wir hier nicht den Vater, Sohn und Geiſt?

Gottw. Wenn Unterſuchungen ins Myſtiſche geſpielt, wenn myſtiſche Vorſtellungen mit philoſophiſchen paralleliſirt werden, ſo vermag ich mich eines widrigen Gefühls nicht zu erwehren.

Nehmen Sie die Verſicherung, daß ich an dieſe Aehnlichkeit nicht gedacht, auf eine Parallele es nicht abgeſehen habe.

Jul. Laſſen Sie mich wenigſtens mit Antheil anerkennen, daß Ihre Anſicht mit den heiligen Büchern, mit den Geheimniſſen und Offenbarungen unſerer Religion nicht im Widerſpruch ſteht.

Gottw. Die heiligen Bücher ſind ohne Zweifel hervorgerufen durch das höhere Walten, ſind Urkunden des religiöſen Lebens und Strebens der Vorwelt. Wir wollen nicht unterſuchen, ob gerade jede einzelne Blume in dieſem Strauße der andern an Schönheit und Werth gleich iſt; ſie ſind nach Farbe und Geruch unterſchieden. Jede zeugt von dem Boden, dem ſie entſproſſen, von den Säften, die ſie geſogen; wir können ihn laſſen, wie die Zeit ihn geflochten, ſchon darum, weil es ſelten wohlgethan iſt, an dem, woran die Menſchen ſich in freudigem Erbauen gewöhnt, viel zu mäckeln. Manches, was durch ſeine irdiſche Individualität weniger Allgemeingültigkeit beſaß, hat frühere Auswahl beſeitigt.

Die heiligen Bücher enthalten eine ſtehende Kunde von dem ſittlich-religiöſen Leben und Geſchick vorchriſtlicher und chriſtlicher Völker und die älteſten Urkunden unſers Bekenntniſſes; ihr Daſeyn iſt ſelbſt Beſtandtheil dieſes Geſchicks und hat ſeine Geſchichte, und ihr Einfluß hilft wieder chriſtliches National-Geſchick weiterbilden.

Die beiden Freunde ſtanden, während ſie über dieſen Gegenſtand ſprachen, auf der Altane des Landhauſes. Mehrere einheimiſche und ausländiſche Gewächſe in Töpfen zierten das Geländer. Gottwalt deutete auf eine wunderſchön aufgeblühte Roſe, deren ſanft verſchmolzenes Roth durch das ſaftgrüne Laub gehoben wurde. Julius! — ſagte er, nachdem das Geſpräch eine Weile geruht — nicht wahr, Sie kennen, Sie lieben dieſe freundliche Blume? — ſie ſtammt aus dem Urquell alles Lichts und Lebens. Aber vermöchten Sie zu behaupten, Sie verſtehen ihre Herkunft, ihren Wachsthum, das Geheimniß ihres Baues,

das Wunder ihres Farbenſpiels, ihres erfriſchenden Geruchs ganz? Und doch, Sie wiſſen, was ſie Ihnen iſt, was Sie damit wollen und ſollen.

Eine ſolche geheimnißvoll-offene Blüthe im Garten der Welt iſt religiöſe Menſchheit.

II.

Kleinere Aufſätze

und

Bemerkungen.

Iſt der Menſch frey?

Die Menſchen geben ſich im Allgemeinen und beziehungsweiſe bald für frei bald für genöthigt, jenachdem ſie ſich ihrem Vortheil zu lieb groß oder klein machen, etwas durchſetzen oder ſich ducken, für thätig oder für leidend angeſehen ſeyn wollen. Wer Etwas kann, der ſagt: Ich hab' es durch meinen Fleiß, durch Ausbildung meines Talents erworben; wer nichts kann, der ſchreibt es dem Mangel an Gabe, Zeit, Geld, Anleitung, Gelegenheit, ſorgfältiger Erziehung u. ſ. w. zu. Wer geſund iſt, will es ſeiner Abhärtung danken, wer vornehm krank thut, der deutet mit ſauer-ſüßem Blick auf ſeinen gar zu zarten Körperbau, die edelfeine Frucht der Abſtammung. Wer etwas Gutes, Großes gethan, der mag nicht leiden, daß man ihm, als einem von den Umſtänden Begünſtigten, dieſe Beihülfen nachweist; wer

Etwas verbrochen, weiß tauſend Entſchuldigungen, warum es ſo gekommen; wer reich geworden, will kein Glücksvogel, ſondern ein raffinirender Erwerber genannt werden; wer ſein Vermögen verloren, der ſtellt ſich als einen Sohn des Unſterns, einen unverantwortlich Betrogenen dar, und klagt himmliſche, irdiſche und hölliſche Gewalten deßhalb an.

Auch ſeinen Nächſten nimmt der Menſch bald als der Zurechnung bald als dem Fatalismus unterthan, jenachdem ihm das Eine oder das andere zuſagt. So behandeln Vorgeſetzte ihre Untergebenen, Herrſchaften ihre Dienſtboten, Aeltern ihre Kinder ꝛc. als freie, rechnen zu, tadeln, zanken, ſtreiten, hören nicht gern Entſchuldigungen, laſſen deren Eigenthümlichkeiten, Gewohnheiten, oft die Folgen ihrer Behandlung, Erziehung ꝛc. nicht gelten, verfahren mit ihnen oft nach dem Eindruck, dem Erfolg, als wären auch dieſe noch ein [illegible] Gewolltes geweſen; andererſeits aber wollen ſie doch wieder Unfreie in ihnen ſehen, und fordern, daß ſie nicht an ſich, ſondern nur an ſie denken, ganz nach ihrem Sinne

handeln, in ihrem Dienſte als Maſchine aufgehen, und ganz als Mittel ſich gebrauchen laſſen. Dagegen nehmen auch die Gehorchenden die ihnen Befehlenden als frei, und klagen, wo dieſe nach dem Herkommen, dem Beſtehenden, nach Geſetzen, Vorſchriften einſchreiten, wo ſächliche Verhältniſſe mitwirken, über Perſönlichkeiten. Ueberhaupt gehört ein gewiſſer Grad von Bildung dazu, die überall ſtattfindenden bedingenden Gewalten anzuerkennen, und ſich auch von denen, welchen man an Menſchenverſtand gleich, vielleicht überlegen iſt, ohne Murren regieren zu laſſen. Man ſieht aber gerade die Dünkelvollſten die Fauſt gegen den geiſtlichen und weltlichen Arm am ſtärkſten ballen. Dieſes Sträuben iſt den Nichtdenkenden ſo natürlich, daß, während ſie einen Sünder oder Verbrecher bei ſich und öffentlich als unfrei, hineingezogen, genöthigt entſchuldigen und ſtraflos haben wollen, ſie dem ſtreng Rechtſchaffenen wegen ſeiner vermeintlichen Willkührlichkeiten Etwas anhängen, wo ſie können. Dieß wohl darum, weil ihr Eigennutz dieſen fürchtet, ihr Mitleid mit jenen aber ſie nichts

koſtet und ein Gefühl iſt, das ſie in ähnlichen Fällen für ſich von andern auch erwarten und in Anſpruch nehmen wollen.

Der Denkende, Parteiloſe, nicht in ſein Ich Feſtgebannte wird in allem Climatiſchen, Nationellen, bei allen Claſſen, Ständen, Altern und Geſchlechtern, Temperamenten und Charakteren das Nöthigende von Seiten der Natur und dem Menſchenthum her anerkennen. Er kann nicht haſſen, nur bedauern, der Augenblick kann ihn zum Affekt erregen, ja dieſen fordern, aber ſeine Anſicht bleibt ruhig liebend, alle Irrende, Fehlende, moraliſch Verkürzte, geiſtig Verkümmerte bemitleidend. Aber gerade er wird auch ſagen: der Menſch iſt frei; er iſt ſittlich frei, frei gerade in der herrlichſten Region ſeines Weſens, deſto freier, jemehr er einen Begriff, ein Bewußtſeyn von Freiheit ſich erwirbt, jemehr er ſie weiß und will. Das Wollen iſt eben ſeine Freiheit, dieſe lebt in ihrer Uebung.

Das Pendüliren der Meinung über Freiheit und Nothwendigkeit iſt nicht gerade immer ein ſchlau-gewandtes Volte-Schlagen zum eigenen

Vortheil, ſondern oft, und, wenn von der Idee überhaupt die Rede iſt, bei den allermeiſten Menſchen ein wirkliches Schwanken ihrer Anſicht herüber und hinüber, ſo daß man jeden, der ſich nicht in ſeiner innerſten Tiefe zu beobachten fähig, und ſich klar zu werden bemüht iſt, mit gewandter Rede und gefälliger Darſtellung von ſeiner eigenen Freiheit oder Unfreiheit überzeugen könnte.

Der Advokat des Satans würde einem Sündenkind, das an Gewiſſensbiſſen litte, ungefähr, wie folgt, zuſprechen und es zu beſchwichtigen ſuchen:

„Liebes Kind! was kannſt du denn dafür — daß du nicht anders kannſt. Sieh nur recht um dich, in welchen nöthigenden Banden du gehſt. Du haſt dich nicht ſelbſt erſchaffen, ſondern der Allgegenwärtige, der dein ganzes Leben vorausgewußt und mit der ganzen Welteinrichtung gewollt hat. Damit könnteſt du dich ja ſammt deinem Biſſchen Sünde ſchon allein beruhigen; aber ich ſage dir noch Näheres, Tröſtlicheres: Daß du keine Engländerin, ſondern eine Deutſche, keine Sächſin ꝛc., ſondern

eine Schwäbin ꝛc. biſt, das kommt nicht von dir. Ebenſo konnteſt du dir keine andere Aeltern und Lehrer, keine andere Leibes-, Gemüths- und Geiſtes-Beſchaffenheit, keine andere Erziehung, keinen andern Geiſt deiner Zeit, deiner Stadt, deiner Umgebung, keine andere Schickſale, Erfahrungen geben. Deine Anſichten und Ueberzeugungen ſind nicht von dir, ſondern von den dir aufgenöthigten, unabwendbar leiſe oder gewaltſam in dich eingedrungenen Anſchauungen und Begriffen. Dieſen gemäß haſt du weiter gedacht, empfunden, gehandelt. Klüger und weiſer haſt du dich nicht machen können, als du geworden biſt. Haſt du auch nicht immer die größte Sorgfalt angewendet, je nun, ſo hat eben deine ganze Natur keine ſolche Anſtrengung erſchwungen. Der Menſch thut ſtets das Einzelne ſeiner ganzen Natur gemäß, und dieſe iſt, wie ſie iſt. Habe er auch früher Manches überſehen, ſo iſt es nun einmal ſo, und wird wenigſtens im Augenblick der Gegenwart ein Nöthigendes. Du verfährſt hiebei nicht anders als alle andere Menſchenkinder.“

„Will dich aber das, was die ſtrenge Welt Sünde heißt, aufs Gewiſſen drücken, ſo denke nur zurück, wie es nach und nach ſo gekommen. Mit tauſend kleinen Schritten kamſt du endlich freilich dahin, daß du thateſt, was die Menſchen, die in andern Dingen gerade ſo ſind, nicht loben wollen. Um dir aber deinen Blick nicht zu verwirren und deinem Gemüth unnöthig wehe zu thun, ſo nimm Einen ſolchen Schritt, den letzten. Du hatteſt freilich, wenn ich auch alles, was Gewohnheit und Lockung hiebei thaten, in Anſchlag bringe, noch die Wahl zwiſchen Recht und Unrecht. Geſetzt ſie wogen dir gleich, du ſchwankteſt. Nun mußte es ein zureichender Grund ſeyn, der dich beſtimmte, wohlgemerkt, welcher dich beſtimmte. Aus deiner Natur — ich will das zugeben, weil auch die äuſſere Lockung durch dich hindurch gehen muß — aus deiner Natur erſteht dieſer zureichende Grund. Auf einer Blutwelle ſchwimmt er daher, an einer Nervenfaſer ſchwingt er ſich empor. Ein Bild iſts, das entſcheidet, ein Bild, das dir kam, nicht das du geweckt, denn du wußteſt nicht, was.

du wollen werdeſt, du wollteſt erſt, als du mußteſt. Aus unzähligen Akten des „Müſſens“ iſt dein Leben erwachſen, und deine neueſte That, bei der man dir von Freiheit ſpricht, iſt nur ein unendlich kleines Vorrücken durch den Druck, der allerſeits her, von innern und äuſſern Nöthigungen, auf deinen Willen geſchieht, ein konſequentes Neueſtes des alten „Muß“, welches dein ganzes Weſen bis auf die kleinſte Fiber durchdringt. So wenig du deine Träume regieren kannſt, in denen du oft Sündhaftes treibſt, ſo wenig kannſt du den Traum deines Lebens regieren.“ —

Man bemerke, wie der Anwalt des Satans klar ſieht, ſo weit er ſehen will, und der Hölle keine Schande macht. Es fragt ſich, ob ein anderer Wortführer bei Manchen dieſelbe Zuſtimmung findet, wenn er dem Sündenkind etwa Folgendes zu Gemüth führt:

„Du folgſt in allen Dingen deinem Gefühl, du ſagſt mit dem Dichter: „Wie ich im Herzen empfinde, ſo ergeht es mir“ und ſo rechneſt du dir zu, was du thuſt, und fühlſt dich frei, aber mit einem künſtlichen Rechnungs-

kniff, mit einer Analyſe des unendlich Kleinen, einer pſychologiſchen Anatomie wollteſt du die innere Stimme zum Schweigen bringen? Wer erforſcht das Weben der kleinſten Kräfte, den Verkehr der Atome? Und wenn du nicht das Letzte, Leiſeſte behorchſt, ſo weißt du nichts. Freiheit iſt nicht in den Atomen, ſie lebt in dem Bau des Lebens, in der Kraft, nicht im Zerſetzten, im Sammeln, nicht im Zerſtreuen, im unmittelbaren Gefühl, nicht in der Reflexion. Der Zweifel iſt unfrei, glaubiges Vertrauen iſt frei, die zuſammengehaltne Kraft bändigt ſich und die Welt.“

„Gerade weil dich Schranken überall umgeben, hinein bis in dein innerſtes Leben, weil auch deine Willkühr zu einem Bedingenden wird, und das Geiſtige im Verfolg erſtarrt, ſo gilt es, im innern Kern die Freiheit zu bewahren. Was du Nothwendigkeiten heißt, das ſind deine Elemente, was hemmt, das fördert dich auch, es iſt das ſtarre Holz des Baumes, den Wipfel haltend, der die Blüthen des Daſeyns trägt. Das conventionelle Leben, das dich bedingend umgibt, iſt der Boden deines rechtſchaffenen

Wirkens und in der Alltäglichkeit wurzeln deine schönsten Lebensfreuden, deine größten Erhebungen.“

„Durch Gottes Willen bist du, aber nicht der Sklave seines Willens. Du bist von ihm gewürdigt, in seinem Sinn auf Erden zu walten, ihn auszurichten, so weit du ihn erkannt. Diesem Vertrauen Ehre machen, heißt: deine Freiheit gebrauchen. „Frei seyn“ heißt: „Mensch seyn,“ ein Kind Gottes, ein Gott auf Erden seyn. Sollte dir wirklich dieser Begriff fehlen, so wärest du ein bloßes Thier in Menschengestalt, eine Natur-Erscheinung ausser unserm Kreise.“

„Doch so ist es nicht. Du folgst nicht dem blinden Triebe, der Begier des Augenblicks, und ich frage, wenn du dich nicht für frei hältst, warum thust du denn nicht das Aergste, was dich gelüstet, sondern nur das Arge? Du ringst dir jenes ab, aber dein Ringen langt nicht bis zum Guten. Du willst also dein Leben bestimmen? Aber warum nicht ganz? Du bist ein Diener im Herrenkleid, und könntest selbst im Sklavenrock deinen Herrschergeist bewahren.“

„Du willſt nicht beſſer ſeyn, als deine Umgebungen, nicht reiner, als deine Erfahrungen. Aber alle Dinge ſind gemiſcht aus gut und böſe. Was zwingt dich, gerade Letzteres aus ihnen zu nehmen? Warum das Gift, nicht den Honig? Warum die Lockung, nicht die Warnung? wolle nur, und die verderblichſten Beiſpiele, die ärgſten Gräuel gedeihen deiner Seele zum Heil.“

„Du entſchuldigſt dich mit deinem Blut, und dein Blut verklagt dich. Deine Seele baut deinen Leib. Aus tauſend freien Regungen und Handlungen, wo du dem Sinnlichen, Weichlichen nachgegeben, kommt die ſchreckliche Gewöhnung, die wirklich im Verlauf des Lebens eine relative, wachſende Nothwendigkeit für dich wird; — aus tauſend Anſchauungen, denen du mit freier Wahl nachgehängt, baut ſich deine gemeine Seele auf und wendet ſich nun mit Vorliebe dem Schlechten zu. Nicht aus unzähligen Akten des „Müſſens“ iſt dein Leben erwachſen, aus unzähligen Gelüſten iſt endlich, als du die Gelegenheit erſaheſt, als ſie kupplériſch winkte, die ſündhafte That erwachſen, und wohl jede offene Sünde hat vor

ſich eine Reihe heimlicher Phantaſie-Sünden. Wer mordet, hat ſchon hundertmal zuvor in Gedanken gemordet, wer ſtiehlt, wer buhlt, wer betrügt, desgleichen.“

„Soll ich dir auf deinem pſychologiſchen Schleichweg folgen, ſo behaupte ich, nicht das dämoniſch reizende Bild iſt das lezte vor deinem Fall; — vor jeder Handlung ſprechen Himmels- und Höllen-Stimmen zum Menſchen und jene mögen von dieſen nie ganz übertäubt werden; — das lezte Bild iſt deine eigene Geſtalt, in welcher du frei ſagſt: Ich will das Schlechte thun! und dieſes Bild realiſirſt du mit Bewußtſeyn.“

„Nicht das „Müſſen“ durchdringt dein Weſen, die Freiheit durchdringt es in allen Fibern, und allſeitig ins Unendliche kannſt du durch Akte der Freiheit dieſe gewöhnen, binden, löſen, üben und bilden, und dein Weſen erweitern, erhöhen, ja du kannſt, wenn es ſchon von dem, was du „Müſſen des Schlechten“ nennſt, durchdrungen iſt, in jedem Augenblick dein Leben neu erfaſſen und retten, was noch nicht ganz der Naturgewalt anheimgefallen iſt. Iſt dieſes Umkehren Einem gelungen, ſo iſt es Mil-

lionen möglich. Und habeſt du auch deiner Freiheit dich begeben und haben ſich die zerſtörenden Naturkräfte in dich getheilt, — was am längſten an deinem Ich, deiner Einheit aushält, iſt dein ſittliches Gefühl. Seyeſt du körperlich und geiſtig verwahrloſt, das Bewußtſeyn deines „Sollens“ bricht durch die dumpfeſten Nebel deines innern Sinnes. Du kannſt ſchwach an Gaben, Auffaſſung, Kenntniſſen ſeyn und von den Weltklugen verſpottet werden, und doch in der Schule der Sitten allen vorangehen. Allem „Wiſſen“ wird erſt durch das „Wollen“ ſein Werth beſtimmt, denn dieſes gehört ganz dir an. Auch der Samojede trägt in ſich ein Bild der Welt, ſeiner Welt, und ſein Wollen iſt entweder in der Richtung zu ihrem Wohl und Beſtand — oder nicht.“

„Du möchteſt dein Wachen unfrei nennen, wie den Traum und deine wirklichen Träume ſind es nicht einmal. In ihnen, den Carrikaturen deiner Einbildungskraft, ſezt ſich phantaſtiſch-frazzenhaft fort, mit was du wachend umgehſt.“

„Wäre auch des deine Freiheit Bedingen-

den noch so viel, so ist doch Freiheit innerhalb der Sphäre deines „Ich" und die Zurechnung gehet ja eben nur darauf, wie du in jeder Handlung deinem bessern Ich genügt hast. Du brauchst die Nothwendigkeit als Entschuldigung deiner Schlechtheit; aber was gewinnst du? Wäre am Ende Alles nothwendig, als eine in eisernen Banden gehende Causalität, so wäre die Zurechnung so nothwendig als die That, die Zuchtruthe folgte nothwendig, dem Frevel, und deine Klage über ein unabwendbares Geschick träfe kein mitleidiges Herz, denn sie wäre so nothwendig als dein Geschick.

Garantie des Lebens.

Unter den Freuden, welche das Nachdenken begleiten, ist diejenige nicht die kleinste, zu finden, daß Erscheinungen der äussern oder der menschlichen Natur, welche dem gemeinen Verstand als verschiedenartige vorschweben, sich unter denselben Ausdruck stellen — ebenso wie sich verschiedene Brüche unter einerlei Nenner bringen lassen. Ja im Grund geht alles philosophische Bemühen auf ein solches Rechnen, ein Zurückführen des unendlich Mannichfaltigen auf die einfachsten und gröbsten Ausdrücke, ein Auffinden des gemeinschaftlichen Nenners aller Zähler.

Ich denke jezt gerade an ein gewisses Gesezmäßiges, das verschiedenen Erscheinungen des Lebens zum Grund liegt, und welches sich vor der Hand nicht klarer als so aussprechen läßt:

Aus vielem Einzelnen erwächst ein Ganzes, welches dann wieder jedes Einzelne bestimmt; oder das Besondere vereinigt sich zu einem Allgemeinen, welches dann wieder jedes Besondere beherrscht; oder — näher dem Leben — aus vielem und langem Aufnehmen, Ueben wird ein Vermögen, eine Fertigkeit, ein Takt gewonnen, die jede neue Vorkommenheit besiegen; aus dem Versammeln von physisch-moralisch-intellektuellen Aktien bildet sich ein Fonds, durch welchen für einzelne Lebens-Ereignisse und Lebens-Aeusserungen Sicherheit geleistet wird.

Und nun in der Anwendung auf bestimmte Sphären: — Zum Leben gehört ein gewisses Geschick. Man kann einem Menschen nicht vorhersagen, was ihm alles begegnen wird. Durch sorgfältige Erziehung sucht man ihm aber eine gewisse Gewandtheit zu geben, das Resultat erstaunend vieler Lehre, Uebung und Erfahrung, durch welche er dann, als durch einen Grundstock von Verstand, sich in kritischen Fällen hilft. Ebenso ist es mit dem Beruf, der Kunst, der Wissenschaft. Das Leisten

des Rechten, Zweckmäßigen, Schönen, Treff=lichen, Großen wird oft, wie ein durch beſon=dere Gunſt des Himmels Verliehenes beneidet, es iſt aber durch ein Vermögen gegeben, das ſelbſt das Reſultat unendlicher Uebung, viel=jährigen Aufnehmens ꝛc. iſt. Alles was ſich reich und herrlich darſtellt, deutet zurück auf ein noch reicheres, herrlicheres Daſeyn.

So mit der Weisheit in Lenkung ſeines ei=genen Haushalts, eines öffentlichen Inſtituts oder der ganzen Respublika. Durch die Weis=heit iſt Beſtand und Wachsthum garantirt, ſie wurzelt aber auf einer vorhergegangenen Weis=heits=Schule. Wer durch anhaltendes Bemü=hen mit der Anſchauung eines Ganzen vertraut geworden iſt, der weiß das Einzelne, Neue, an= und einzureihen.

Ein Aſtronom, der den geſtirnten Himmel durch ſeinen großen Tubus kennen gelernt hat, der findet die Stelle eines Sternchens auch durch ſein kleineres Fernrohr wieder. Aus dem Vermögen erwächst der Takt.

Mit dem, was der Menſch ſein Schickſal nennt, hat es dieſelbe Bewandtniß. Die Her=

umgeworfenen, mancherlei Unfällen Preis gegebenen klagen über Eigenſinn und Neid der Schickſals-Mächte, und behaupten, die in Ruhe und Wohlſeyn Lebenden ſeyen dieß bloß als Glücks-Günſtlinge; — und im Grund waltet im Leben Beider die gleiche organiſche Ordnung und Folge. Wer ſich zu Aufnahme des Fördernden allſeitig vorbereitet hat, dem kommt das Glück, er iſt deſſen fähig und würdig, und ſo weiß er ſich in jedem Moment aus tauſend Dingen das ihm Gemäße anzueignen. Das Glück iſt ſelten blind, und für den Blinden blüht ſelten ein Glück. Wer alſo, der Klugheit entgegen, in ſeinem Leben immer wagt, auf kritiſche Karten ſezt, ohne Grundſtock ſpielt, der fordert den Unfall heraus, und wird über kurz oder lang von ihm ereilt. Wir ſehen auch, daß das Unglück gewöhnlich mehrmals warnt, ehe es eintritt. Man könnte ſprichwörtlich ſagen: die hundertſte Thorheit iſt des Menſchen Tod.

Den Zufällen im Leben entgeht man nur durch eine angeborne, anerzogene Geſetzmäßigkeit. Die mancherlei Krankheiten ſcheinen will-

führlich zu treffen; möglichste Abwendung ist aber durch einen festen Körperbau garantirt, welcher hinwiederum das Ergebniß einer fortwährenden zweckmäßigen Pflege ist, woneben dann das Angeborne wieder auf Gesundheit der Aeltern, diese aber auf vernünftige Lebensordnung zurückweist. So erwächst aus tausend Umständen ein Zustand, der wieder vorwärts tausend Umstände beherrscht.

Unser Bemühen muß immer dahin gehen, daß manichfache Kräfte zur Macht erwachsen, welche dann wieder andringende Kräfte überwältigt. So konzentriren sich die Sorgen der Aeltern auf ihr Kind; sie suchen ihm ihr Wesen einzuprägen, damit es, hinaus ins Leben gestellt, dem vielen Besorglichen die Spizze biete. Es muß viel Zufälliges, Unorganisches sich zu einer organischen Nothwendigkeit zusammenordnen, damit diese fernere Zufälligkeiten organisch gesezmäßig bestimme.

Rechtschaffenheit und Tugend sind Früchte der sittlichen und religiösen Bildung; wenn zwei gleich weltkluge und umsichtige Jünglinge den Lockungen der Sinnlichkeit bloßgestellt

werden, ſo ſchlägt bei dem in Leichtfertigkeit erzogenen dieſe, bei dem in Sittſamkeit aufgewachſenen dieſe durch. Jede That iſt zu nehmen als das Ergebniß unſerer ganzen innern Welt, dieſe ſelbſt aber als der Ertrag unſers ganzen bisherigen Lebens. Ein ſchreiendes Verbrechen iſt nur das Letzte einer Reihe ſtiller Vergehen.

Man möchte den guten Fonds, die kindliche Furcht, das „a priori" der Tugend nennen, die Scheu aus Erfahrung, die knechtiſche Furcht aber ihr „a posteriori." (Dieſes praktiſche „a priori in verſchiedenen Sphären des Lebens" zur Anſchauung und Anerkennung zu bringen, iſt eben die Tendenz gegenwärtiger kleinen Abhandlung.)

Noch einige Wahrnehmungen reihen ſich als verwandt dem Vorigen an.

Der Ruhm erwächst aus einer geſteigerten Folge von rühmlichen Leiſtungen, aber ſein Glanz beleuchtet dann auch die ſpätern Leiſtungen, die, für ſich betrachtet, kein ſo hohes Licht hätten.

Andererſeits kann Einer mancherlei Aerger-

niß geben, bis er in der Leute Mund kommt. Wer es aber einmal iſt, der muß es leiden, daß man ihm Alles beimißt, was ſeiner Aufführung gleichſieht. Daher erfordert ſelbſt die Klugheit ſchon, daß der Menſch nichts Zweideutiges auf ſich, die Stadtſage nicht an ſich kommen laſſe, um nicht der Sündenbock für unbegangene Sünden zu werden.

Die Meinung unſerer Bekannten, Nachbarn ꝛc. von unſerer Behandlung des Lebens ſezt ſich durch mehrfache Anſchauung feſt. Wenn aber ihre Urtheile einmal zur Anſicht geworden, ſo trauen ſie uns Alles zu, was dieſe beſtätigt, und wollen von keiner andern Auslegung unſerer Handlungsweiſe hören.

So auch mit der Neigung der Menſchen zu einander. Zuneigung entſteht aus einer Folge wohlgefälliger Eindrücke; wo ſie ſich aber einmal feſtgeſezt hat, da legt ſie ſich alles zurecht. Abneigung entſteht aus mehrfachem Abſtoßen; wenn ſie aber zur bleibenden Empfindung geworden, ſo entſteht die Aeuſſerung derſelben, der Hader ꝛc., nicht ſowohl aus Wort und That, ſondern aus der widerſtrebenden Ge-

ſinnung, die man hegt oder bei dem Andern vorausſezt.

Wir nehmen bei all dieſen Lebens-Erſcheinungen ein vorangegangenes Mannichfaltiges wahr, das ſich zu einer Einheit in der Gegenwart konzentrirt hat, welche das kommende Mannichfaltige bedingt. Wir ſehen Zufälligkeiten zu einer relativen Nothwendigkeit, Willkührliches zu einem Geſezmäßigen werden, welche dann vorwärts das anrükende Zufällige und Willkührliche gefangen nehmen und a priori beſtimmen.

Auch in der gröſsern Welt, im Leben der Inſtitute und Staaten, begegnet uns dieſes Geſetz; hier wiederholen ſich jene Erſcheinungen des Wachsthums, der Sittlichkeit, des Glücks, des Ruhms — des Abnehmens, der Leichtfertigkeit, des Mißgeſchicks, der Schmach ꝛc. in groſsen Zügen. Wir ſehen aus zuſammenwirkenden Kräften ſich eine Geſtaltung aufbauen, ſehen, wie dann ein allgemeiner Geiſt ſie durchdringt, der hinwieder das Untergeordnete, Einzelne, die innern und äuſſern Ereigniſſe, das thätige und aufnehmende Leben be-

dingt. Auch in dem Staatskörper waltet das Geſetz der Garantie durch Bildung, Sammlung, Gewöhnung, durch Convergenz der Kräfte, der Vermögen zum Guten und Schönen in Eins, in einen Fonds, welcher dann wieder gegen alles Unſchöne, Störende die geeignetſte Reaktion in Bereitſchaft hat.

Auch beim öffentlichen Weſen, der Gemeinde, dem Staat ſind Verſtand, Kunſtgeſchick, Charakter, Geſundheit, reinliches Daſeyn, rechtſchaffene Politik, Sittlichkeit, Würde, Ruhm und Glück das Ergebniß organiſcher Kräfte, des Zuges mannichfacher Vermögen zur Einheit der Virtuoſität, welche dann alles Anrückende nach ihrem Weſen, ihrer Tüchtigkeit beherrſcht, während Vereine ꝛc. mit diſſolutem Charakter jedem ungünſtigen Zufall Preis gegeben ſind.

Was dann auch ſolche Inſtitute zu ihrer Entſchuldigung oder Vertheidigung vorbringen, welche finſtre oder neckende Dämonen ſie anklagen mögen, es wird wohl immer der Spruch gelten:

„Das Glück und Unglück hängt an keinem Faden!
Wenn ein Gewehr losgeht, — ſo wars geladen!“

Bemerkungen.

Jede Idee iſt in ihrer erweiternden Ausführung eine Weltanſicht, ſo auch die Idee vom „Willen Gottes.“ Für den, der ſie mit innerem Antheil bearbeitet, iſt ſie niemals geſchloſſen, ſie wird durch ſein Leben, durch innerliche und äuſſerliche Erfahrung leiſe modifizirt, bereichert. So erklärt ſich, warum wir immer wieder darauf zurückkommen.

*

Gott ſchuf die Welt, — alſo auch das Böſe? —

Man unterſcheide die Schöpfung als Evolution von Cauſalitäts-Verhältniſſen, als eiſern nothwendige Entfaltung der urſprünglichen Kräfte, — von der Schöpfung als einem lebendigen Organismus, einer moraliſch-intellektuellen Anſtalt. In jener gibt es kein Böſes, oder in

ihr iſt alles, was wir mit Namen der Freiheit benennen, als: Gutes, Böſes, Zurechnung, Strafe, Liebe, Leid ꝛc. gleich nothwendig. In dieſer iſt lauter Freiheit, die ganze Welt iſt eine von freien Geiſtern betrachtete, aufgefaßte; Geiſter bearbeiten ihre Wohnplätze, ſchauen ihre Weltkörper mit allen Naturerſcheinungen und allen Ereigniſſen ihres Geſchlechts frei an und ſchaffen das Weſentlichſte, ein Reich der Geiſter. Dieſe geiſtige Ordnung webt ſich aber bis ins Kleinſte fort.

Sie ſind nun die Diener und Boten Gottes, ſie richten ſeinen Willen aus, und der kleinſte der Geiſter iſt noch erfüllt von Freiheit, Selbſtbewußtſeyn, Selbſthülfe, Lebensbaukraft. Das Reich der Geiſter ſtrebt aber Einheit zu gewinnen und zu behaupten, Herr zu werden über die Natur und über die feindlichen Mächte in ſeinem eigenen Innern. So ſchafft nun Gott in den Geiſtern. Aber damit die Freiheit in ihrer vollen Macht erſcheine, muß nicht nur ihr Kampf mit der Materie und dem Gebiet der Unfreiheit in allen Graden auftreten, ſondern es muß ſelbſt vollſtändige Möglichkeit ge-

geben seyn, daß freies Uebelwollen sich gegen freies Wohlwollen wende, verschwöre.

Wäre der Mensch nicht, wie der reinsten Güte, so der gröſten Frevel fähig, so fände kein Gefühl der unbeschränkten Freiheit statt, und nur durch dieses Bewußtseyn ist die höchste Erziehung des Menschengeschlechts möglich. Das Böse gehört in diesem Sinne betrachtet so wesentlich zur Schöpfung als das Gute; es ist die Trübe, die Finsterniß, an welchen sich das Licht der Freiheit abhebt. Es ist das Setzen einer eigenen, selbstischen Welt, einer Theilwelt in der allgemeinen sittlichen Menschenwelt, eines egoistischen Separat-Lebens im All-Leben.

A. Warum entziehen sie sich dem Cultus?

B. Warum machen Sie ihn mit?

A. Ich will nur das Allgemeinste angeben: Er ist eine Welterscheinung, Universaleinrichtung, welche Ehrfurcht anspricht; ich will nicht lassen, was mein Volk thut, und um so mehr dieses Negative, weil ich positive Wirkung davon empfinde.

B. Ich ſehe ſo viel Schlendrian, Mißbrauch, Formalität ꝛc.

A. Als Einzelner unterdrücke ich allen Reformations-Kizzel. Wenn des Uebelſtandes zu viel wird, wenn der Schaden reif, die Zeit günſtig und ein kräftiger Geiſt berufen iſt, ſo geſchieht, was geſchehen muß. Unterdeſſen nehme ich die Anſtalt, wie ſie iſt und ſehe von den Schwächen hinweg.

B. Wie iſt z. B. nur die Abendmahlsfeier von ihrer Einſetzung abgewichen! Wie iſt das herzliche Liebes- und Gedächtnißmahl zur bloßen Ceremonie eingeſchwunden!

A. Gerade das Gegentheil! Es hat ſich von dem, was leicht Nebengedanken, ja, jenachdem es käme, Frivolität erwecken könnte, gereinigt und verallgemeinert. Ich will zugeben, daß eine andere, dem gewöhnlichen geſelligen Leben näherſtehende, Form manches Gute haben könnte; aber die beſtehende iſt die lauterſte, ſicherſte. Ueberhaupt meine ich, was die Zeit, die durch Jahrhunderte gehende bildende, leiſe umbildende Macht gethan hat, dür-

ſe weder verachtet, noch verſchrieen, noch geradezu feindlich angetaſtet werden.

B. Nun ja! Der Schlendrian, das Pfaffenwerk, der hierarchiſche Deſpotismus ꝛc. werden ſich unter Ihrer Maxime wohl ſeyn laſſen.

A. Ich proteſtire ewig gegen ſie; aber auch gegen Separatismus, religiöſe Eigenbrödlerei, Frivolität, kalten Indifferentismus.

B. Geben Sie mir einen gereinigten Cultus und ich halte mit.

A. Jeder mit dem beſtehenden Dienſte Unzufriedene hat ſein eigenes Bild von einem gereinigten, jeder putzt, was ihm nicht gefällt, von dem alten Gemählde hinweg; am Ende hätten wir die bloße Wachsleinwand, und ich möchte ſehen, was darauf gepinſelt würde. Laſſen Sie uns nur geſtehen, daß wir dieſe Reſtauration viel näher haben können. Wer hingeht mit dem rechten Ernſt, der wird ſogleich finden, was die Sache iſt oder nicht iſt, und ich denke, das „Seyn" wird ihn über das „Nichtſeyn" zufrieden ſtellen: Wer aber kein Bedürfniß fühlt, der vertagt ſeinen Beitritt, ſtatt das Rechte ſich ſelbſt herauszufinden

und anzueignen, auf die Radicalreform des Ganzen, in der ſtillen Hoffnung, daß es nie dazu kommen werde.

*

Frage heute: Was iſt Gottes Wille? Dieſen Tag beſorge, damit du in ihn, als in ein Gefäß, ſo viel und ſo Gutes gieſſeſt, als er faſſen mag. In den Moment der Gegenwart drängen ſich alle Kräfte der Veranlaſſung, der Luſt und Neigung zuſammen. Der morgende Tag gehört der organiſchen Entwicklung der Welt. Hiefür iſt Der, welcher das Ganze trägt. Reicht dein Blick nicht dahin, deine Kraft nicht, ſo ſoll auch deine Sorge ſich nicht plagen. Mit der Zukunft, die anrückend Gegenwart wird, kommt auch Einſicht, Kraft und Muth. Der Tag mit ſeinem Tagewerk ſoll der unruhigen Geſchäftigkeit in der Mannichfaltigkeit der Intereſſen, die Sorge für heute ſoll der Hypochondrie der weithinblickenden Vorſorge begegnen. Wie das ſchwache, ſich bewaffnende Auge nur im Brennpunkte richtig ſieht, gegen den Rand aber verzogene Bilder und falſche Farben wahrnimmt, ſo iſt auch der

Blick ins Leben im Fokus jeweiliger Gegenwart über das, was er praktiſch ſehen ſoll, am richtigſten. Grabe, ſäe, begieße, jäte, hüte deinen Garten täglich, und die allgemeine Gotteskraft läßt dir Blumen und Früchte wachſen, über deren Fülle, Schönheit und Güte du nur dankend ſtaunen kannſt. Er gewährt dir ein Bild von zauberiſchem Reize, das freilich nicht durch dein einzelnes Thun zuſammengetragen iſt, das aus einer höhern Werkſtätte ſtammt.

*

Alles iſt für den Menſchen, die Vereine, die Staaten und Völker zur Schule, Lehre, Beſſerung. Nach einer Reihe bitterer Erfahrungen können die Nationen und ihre Lenker wohl noch zu der Ueberzeugung kommen, daß auch ſie wohl thun, wenn ſie offen, redlich, rechtſchaffen, ja vielleicht am Beſten, wenn ſie chriſtlich handeln und ſich gegen einander bezeugen.

*

Mit Güte und Rechtſchaffenheit iſt es eine eigene Sache. Es fragt ſich, wie tief man ſie

probiren darf, ehe man auf den Egoismus kommt. Mit einem, der ſelbſtiſche Grundſätze hat, würde ich nicht gern allein auf einem Kahn fahren; nicht als beſorgte ich, er möchte mich hinaus ſtoßen; nein! aber wohl, er werde nur an ſich denken, wenn dieſer umſchlüge. Und ſo wäre mir es auch in einem langen Walde nicht recht wohl bei ihm, nicht als fürchtete ich, er möchte mich berauben oder todtſchlagen; nein! aber wohl, er möchte, wenn ein Straßenräuber käme, über den wir Beide Herr werden könnten, davonlaufen, und mich im Stiche laſſen.

Zu Tugendforceſtücken, zu großen Opfern ſind die Wenigſten geeignet; auch den Beſſern darf wenigſtens in ihren Favorit-Neigungen die Gelegenheit nicht kupplerisch winken; für ſie iſt das tägliche Gebet: Herr! führe uns nicht in Verſuchung. Aber nicht Wenige gibt es, die im gewöhnlichen Leben ehrlich und treu, im kritiſchen Falle ſchlecht handeln würden.

*

Das würdigſte Anſchauen des Lebens gibt

auch die höchste Lebenskraft im Ertragen. Darum verleiht Pietät die beste Dauer im größten Wechsel.

*

Die höchsten Ueberzeugungen sind täglich neu; hier gibt es keinen verjährten Besitz, man weiß nur, was man lernt.

*

Ich bin versichert, daß sich die Meisten bei dem beliebten „Gottes Weisheit und Güte in der Natur" nichts Rechtes denken; denn wie man den Naturlauf und die Creaturen so obenhin ansieht, ist man beide längst gewohnt, und der Lehrer sagt gewöhnlich dem Kinde nichts Neues. Es ist eine eigene Forschung, eine fortgesetzte Beobachtung, die das Wunderbare im Natürlichsten finden lernt.

*

Heidenbekehren ist schwere Arbeit; die Missionäre geben das Facit statt der Rechnung. Es kommt uns zu gut, daß wir in und mit der

Religion aufgewachsen ſind; unſere Jugendeindrücke bereiteten den Boden unſerer Seele zur Aufnahme noch edlern Saamens vor.

Geſchichte der Religion iſt ſelbſt Religion und unſere eigene Lebensgeſchichte, unſer Geſchick ſind es auch.

*

Nur die würdigſte Anſicht des Lebens ſtellt das Einzelne, wie wir ſchauen, thun, leiden, genießen, entbehren, ins rechte Licht und wiegt uns daſſelbe in rechtem Maße zu. Man möchte ſagen, die Claſſizität aller Dinge ſtelle ſich alſobald durch den religiöſen Begriff her. Wie iſt nicht manches Allgeſuchte ſo gottlos, ſchon weil es geſchmacklos iſt. Hinwieder hat aber auch der Einſeitige, der Philiſter, der Freudenjäger, der Aszete doch nicht den Gott des vernünftigen Menſchen, denn wenn unſer Leben zu ſeinem Dank und Preiſe gelebt ſeyn will, ſo dankt jeder nur, was er lebt, und in den Augen des Empfängers geſtaltet ſich das Bild des Gebers nach der Gabe. Der Geber kann aber dem Empfänger nur geben, für was

er Sinn hat. So iſt es nun eine heilige Pflicht, den überſchwänglichen Reichthum, die Schönheit des Lebens in Vernunft und Rechtſchaffenheit zu leben, damit unſer Begriff vom Leben der würdigſte, unſer Dank der innigſte ſey; es iſt eine ſittliche Forderung an den Menſchen, die tiefe Fülle ſeines Daſeyns zu erkennen, damit er das organiſche Walten des Ewigen ahnde. Die meiſten Zweifel ſind Kinder der Beſchränktheit, der Thorheit, des Hochmuths, der Unſittlichkeit, des mißbrauchten Lebens.

*

Nur wer im Ganzen das Rechte, das Wohl der Welt will, der thut es auch im Einzelnen. So ſieht der Seemann vor jeder Bewegung am Steuerruder auf die von kosmiſcher Kraft durchdrungene Magnetnadel, und korrigirt ſeinen Lauf nach Sonne, Mond und Sternen.

*

Wer ſchon fertig iſt, und ſich nicht mehr entwickeln will, der ſieht Religion und Cultus von der negativen Seite an; wer nichts dazu gibt, dem geben ſie auch nichts.

*

Iſt die Chriſtuslehre aus lebendigem Bedürfniß hervorgegangen oder aus dem reflektirenden Denken? Iſt ſie Weisheit und Intuition oder Fachwerk und Syſtem? Iſt der Gang ihrer Darlegung weſentlich oder kann ſie, ohne ihren Geiſt zu verlieren, begriffmäßig zerlegt und organiſirt werden? Erreicht das erklärende Wort je das Urwort? Was ſoll die Schule thun, wie weit darf ſie gehen, da ja doch Schule ſeyn muß?

*

Die Religion muß ſich die widerſprechendſten Dinge nachſagen laſſen. Sie hat zwei Pole. Der Menſch gibt ſich ihrer bildenden Gewalt hin und wird religiös, oder er zieht ſie in ſeine Selbſtheit hinein und trübt ſie. Geſchieht dieß mit ſtarker Aktivität, ſo wird er fanatiſch, geſchieht's mit viel ſinnlicher Hingebung, ſo wird er Pietiſt, Methodiſt ꝛc. Um nicht ungerecht zu ſeyn, und den Weltgeiſt anzuklagen, muß man bedenken, daß, wie in allen Zerrbildern doch noch Grundzüge ſind,

auch in den abſtruſeſten Sekten ein, wenn auch verdunkeltes, Chriſtenthum lebt.

*

Es gibt mehr moraliſche Feinde der Religion als intellektuelle, oder dieſe ſind auch jene.

*

Wie ſollte man das Höchſte beweiſen können, da dieß nur durch ein noch Höheres geſchehen könnte?

*

Die einzige Heldentugend, zu der man im ruhigen Zuſtand Gelegenheit findet, iſt die tägliche Uebernahme des Unbequemen.

*

So wie die Seele den Leib bilden hilft, ſo bilden die Ueberzeugungen das Geſchick. Ein unſchöner Leib wird zwar durch eine liebevolle Seele nicht ſchön, aber doch annehmlich, macht ſich Freunde, erregt eigenes Wohlgefallen; ſo auch macht die Tugend nicht gerade das Leben durch äuſſerliche günſtige Stellung und Entwicklung glücklich, aber doch innerlich ſo

glücklich als möglich, nämlich, als der Geist über die Materie des Lebens Herr werden kann.

Wollte man einwenden, daß oft die wohlwollendsten Menschen durch die Beigabe einer kleinen Schwäche des Verstandes oder eines Uebermaßes von Gefühl die unglücklichsten seyen, so muß erwiedert werden, daß es eine gar große Untugend sey, unverständig zu handeln, übermäßig zu fühlen, selbstquälerisch dem Schmerz lange nachzuhängen.

*

Man kann nicht behaupten, daß die Wahrheit ausserhalb der Formen von Schule und Kirche nur im Leben, oder ausserhalb diesem nur in jenen sey. Aber am sichersten gelangt man wohl zu ihr, wenn man das Beste, was Beide gewähren können, verbindet.

*

Nur gewissenhaftes und schönes Thun widersteht den Weltkräften; nur Suchen der Totalität durch Innerlichkeit macht aus dem räumlich engen, zeitlich kurzen Leben ein unendliches. In Blattwuchs und Stängel — Blume

und Frucht iſt das zeitliche und ewige Weſen des Menſchen ſymboliſch abgebildet.

*

Der Menſch ſtrebt nach allen Seiten lieber hin, als daß er in ſich geht. Die fruchtbarſte Wahrheit verliert dadurch ihre Wirkung auf den Menſchen, daß er, überall herum ſie erprobend, am Ende nicht geſtehen will: „Das bin auch Ich!“

Religioſität in Kleinigkeiten, gegen Gatten, Freund, Kind, Knecht, Magd ꝛc. iſt die ſchwerſte, ſeltenſte.

*

Wie man die Naturgewalt nur dann recht empfindet, wenn man ganz nahe an ſie tritt; wie man ſeine Lieben herzlich umfängt, ſo muß man auch dem religiöſen Dienſte ſich ganz hingeben, wenn man ſeine Innigkeit fühlbar empfinden will.

*

Die meiſten Menſchen halten ſich für geiſtig reich und leiblich arm. Die Weiſen wenden das um.

Viele Aeltern werden durch ihre Kinder zur Religiosität zurückgeführt. Ihr Gewissen sagt Ihnen, daß sie diese ewig heilsame Form des Lebens bei jenen nicht dürfen verloren gehen lassen.

Die schönsten Ideen und Interessen, die Sehnsucht nach ganzen, reinen Größen, nach einem Bund der Geister, der reinen Ausdrücke von Kunst, Weisheit, Tugend, Menschenwürde, Religion ꝛc. leben eigentlich ohne Substrat, ohne Realität in der Welt fort. Nichts wirklich Schaubares, Nennbares entspricht ihnen ganz. Der Glaube der Guten trägt sie von Geschlecht zu Geschlecht, wie eine verdeckte Bundeslade.

Es gibt verschiedene Motive des Rechtthuns und tugendhaften Lebens: 1) Das jungfräuliche, — die Scham, den Abscheu, welche die Versuchung als etwas Widriges, Feindliches abstoßen; 2) das aszetische, — den

Grundſatz, der mit Heldenhaftigkeit den Hang geiſſelt, dem Reiz den Stachel bricht; 3) das männliche, — den Entſchluß, der die Würde des Lebens über die Anwandlung des Augenblicks, den Zweck des Daſeyns über Neigung und Abſicht ſetzt; 4) das ſklaviſche, — die Furcht vor ſchlimmen Folgen mit bleibender Luſt zur Handlung ſelbſt.

Da das jungfräuliche Motiv durch Verſuchung, Verführungskunſt allmählich geſchwächt werden kann, das aszetiſche eine ſündhafte Anlage vorausſetzt, das ſklaviſche nur formell und äuſſerlich das Böſe meidet, ſo iſt eigentlich das mannhafte das beſte, weil es zugleich auch jungfräulich und heldenhaft iſt.

*

Der Menſchengeiſt will ſo ſehr nur das Thätige anerkennen, daß ihm Gott ſelbſt nur dann exiſtirt, wenn er ihm thätig erſcheint.

*

Sterne, Weltkugeln, Milchſtraßen ꝛc. Es gibt keine ſyſtematiſche Kenntniß der Natur, die ſich mit dem Glauben vereinigt; d. h. die

nicht durch ihre Bilder die Bilder des Glaubens bedrängt. Die Naturanſchauung bleibt doch, ſo ſehr ſie ihren Stoff vergeiſtigen mag, ein Aeuſſerliches, Auſſereinander; der Glaube aber iſt ein Symboliſches, ein Ineinander.

Es wäre ungeſchickt zu fragen, ob man denn alſo gegen die Naturkenntniß ſeine Augen verſchließen ſoll, um innerlich deſto hellſehender zu werden. Es iſt von dem Anſchauungskreiſe der ganzen wiſſenſchaftlichen, denkenden, glaubenden Welt die Rede.

So iſt z. B. der aſtronomiſche Himmel, je mehr ihn die Herſchels erweitern, nur deſto kleiner gegen den chriſtlichen, weil er keine Totalität hat. Dieſen kann ſich die Einbildungskraft vorſtellen, ſo weit es für die chriſtliche Bilder-Sphäre nöthig iſt, jenen durchaus nicht. Es iſt aber für den Menſchen nichts abſchwächender, als wenn er ſich von dem Unermeßlichen ein kleinliches Bild macht.

*

Sie ſtreiten ſich, ob des Herrn Kleid gelb oder blau geweſen. Ich denke changeant; deshalb ſieht ihn jede Partei nach ihrem Standpunkt anders.

*

Die Form iſt immer ſtrenger als das Weſen; in dieſem bewegt man ſich freier. So darf der Clerus nicht thun, was dem Pabſt erlaubt iſt.

Der Herr erſchien als Heterodox der Orthodoxen ſeiner Zeit; uns bildet man zu Orthodoxen ſeiner Heterodoxie.

*

Eine recht innige Liebe der Natur bildet zur Tugend; wer vermöchte dieſer unendlichen Wahrheit, Richtigkeit, Conſequenz, Güte und Schönheit gegenüber falſch, ſchief, charakterlos, unſittlich, unſchön zu ſeyn?

*

Immer hört man die Klage: Wir haben kein öffentliches Leben, keine Redner, — und doch ligt oft Beides ſo nahe. Wer kann mächtiger eine groſſe Verſammlung zu Gedanken und Empfindungen erregen, als ein guter Canzelredner? — Demoſthenes und Cicero ſind nun längſt todt; laßt uns ſehen, ob wir nicht Verwandtes in der Nähe haben. Jenes waren freilich weltliche Redner; iſt denn aber nicht vor einem vernünftigen Menſchen alles Geiſtliche auch weltlich, ſo wie alles Weltliche geiſtlich?

Neueste Erzählungen

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Stuttgart,
bei J. C. Löflund und Sohn.
.....
1830.

1953,3240

I.

Reiſe-Gefahren

und

Verlegenheiten.

Die Männer ſind glücklich! — ſagte Johanna, während ſie den in der Hausgarten-Laube verſammelten Freunden ihres Gatten den Thee einſchenkte — ſie dürfen doch reiſen, ſo wie ſie überhaupt im Leben die Sahne oben wegſchöpfen. — Sie ſtrich dabei das Fetteſte aus dem ſilbernen Napfe mit dem Löffelchen in die Taſſe eines Blondkopfes, des Hausfreundes Volkmar, der ein erklärter Liebhaber dieſer Leckerei war. — Wir Weiber — ſind Nonnen von ſtrenger Klauſur, nur ohne Einkleidung. —

Die Weiber brauchen nicht zu reiſen, — warf ihr der Gatte, die Hand verneinend ſchüttelnd, entgegen — eben weil ſie leicht zu viel ſehen und erfahren könnten. Was ſie in ihr Daſeyn zu verweben, womit ſie ſich zu nähren,

zu erheben brauchen, das wächst ihnen in der Nähe. Ich sehe überhaupt nicht ein, — äuſserte der Präzeptor Servatius — warum alle Welt, vom Gelbschnabel bis zum grauen Gecken, nur immer reisen will. Die unstäten Narren! Ich habe so viele Interessen in der Nähe und kann diese Nähe so wenig erschöpfen, daß ich gar nicht an die kahlen Zerstreuungen einer Reise, das heißt, an ein unbequemes, kostspieliges Fortgezerrtwerden bei allerhand Wind und Wetter durch Räume, die mich nichts angehen, und die nichts nach mir fragen, denken mag.

Sie gehen zu weit! — entgegnete ihm Volkmar, der Hausfreund. Ein alljährlicher Ausflug wäre jedem Sanguinikus und Cholerikus zu gönnen, und dem Phlegmatikus und Melancholikus aufzunöthigen. Ich mag die Vortheile nicht aufzählen, sie fallen Jedem selber ein. Ist ein Streit in der Seele, eine Entzweiung, sie werden versöhnt, ist's ein stockendes Interesse, es wird aufgefrischt, ein Verlangen, es wird befriedigt.

Nur Alles mit Maß! — sagte Richard,

Johanna's Gatte. — Der Mensch glaubt sich immer zu stark beschränkt, und strebt nach Weite. Daß er aber recht innerlich werde, daß er sein Nahes, Gegebenes recht durcharbeite, deßhalb ist er an dasselbe gebunden. Er mag sich dieß täglich vorhalten, er wird es an sich doch kaum erzwingen. Viel äussere Bewegung, viel Ort- und Sach-Veränderung zerstreut, zersplittert ihn. Die Unruhe ist der Teufel der Welt. An einem jährlichen Ausflug von einigen Tagen oder Wochen kann er die ganze Zwischenzeit zehren. Die rechten Reisenden nehmen aber ihre Studierstube, Comptoir, Bureau mit sich, beziehen Alles, was sie sehen, auf ihre liebsten Interessen, und leben so doch innerlich, im reichsten Wechsel der Aussenwelt. Die gewöhnlichen Ausflatterer werden am ehesten satt, und das sind gerade die Zerstreuungssüchtigsten; sie wissen nicht, was sie wollen. „Die Welt durchreisen!" rufen sie, und meistens käme ihnen schon das Heimweh, wenn der lezte Thurmknopf hinter dem ersten Berge verschwände. In der Regel ist nur ruhige Nähe schön, Nahenehmen dessen, was uns angeht,

kein oberflächliches Bestreifen des Fremden, und wenn es das Größte und Schönste wäre. Auch muß immer Thätigkeit von unserer Seite mit der wechselnden Objektivität gleichen Schritt halten, sonst sehen und genießen wir nichts.

Das ist recht in meinem Sinne gesprochen, — äusserte Volkmar; jemehr der Mensch gesehen, erlebt, und gelernt, destomehr sieht er wieder. Alles Ding ist Oberfläche oder Tiefe, jenachdem der Sinn es aufnimmt. Die Erscheinung ist ein flüchtiger Reiz und Eindruck oder — eine Offenbarung des Weltgeistes, ein organischer Ausfluß der Welt, jenachdem sie in uns eine verwandte Welt findet, in die sie, wie durch eine Spize der elektrische Strom einströmt.

Niemand sollte eben — meinte der Präzeptor Servatius — unbewaffnet auf die Reise gehen. Kenntnisse nämlich, Notizenbuch, Instrumente gehören so gut dazu, als Degenstock, Terzerole, Regenschirm, als Fußsäcke, Polster, Wäsche ꝛc. Er fordere Geographie, Statistik, Geschichte, selbst Astronomie, damit

der Reiſende bei Tag und bei Nacht orientirt ſey.

Ein wenig Sternkunde — unterbrach ihn Volkmar — kommt einem oft ſehr zu Statten. So lag ich einmal in einem alten Schlößchen am Ufer des Königsſees in Berchtholdsgaden, oben in einſamer Kammer. Schwere Träume ſchrekten mich, unheimliches Gepolter ließ ſich hören; ich war in der höchſten Angſt. Da blikte ich zum Fenſter hinaus an den vollen Sternenhimmel; — zwei glänzende Geſtirne erkannte ich ſogleich, es waren Jupiter und Venus, die oben und unten über dem See Wache hielten; um ſie her die andern himmliſchen Zeichen. Meine ängſtige Phantaſie fixirte ſich, ich war nun im unendlichen Weltraum zu Hauſe, ich war im Hauſe des großen Vaters, und ſo fand ich mich auch in der Nähe zurecht.

Wie ich dann in das Schlafgemach eines Mädchens gekommen, und weiter nichts von ihr gewollt, als menſchliche Nähe, das habe ich euch ſchon einmal erzählt.

Allerdings haſt du das, o keuſcher Joſeph!

— sagte lächelnd Richard — und wir sehen dich noch immer, zu den Füßen der Schläferinn sitzend, den Morgen erwarten, und erkennen, wie du ebensoviel moralische als psychisch-physische Tapferkeit in dieser Nacht bewährt hast.

Die Nächte mögen nicht der angenehmste Theil der Reise seyn — äusserte Johanna — und in schlaflosen Stunden mag man sich wohl recht nach seiner heimatlichen Ruhe und Ordnung sehnen.

Ja wohl — sagte Richard — und du magst dir überhaupt merken, daß man sich reisend sehr häufig durch die bequemen Ansäßigkeiten und heimischen Wohnlichkeiten der Menschen recht unbequem und ungewohnt fortbewegt. Nicht genug! dieses bewegtere Leben führt auch mehr Gefahren herbei, als das alltägliche. Und hier möchte ich denn einer solchen aus meinem eigenen Wanderleben gedenken, deren ich vor euch noch nie erwähnt. —

* * *

Ich entschloß mich nach Ablauf meiner akademischen Jahre die Haupt- und Residenz-

ſtadt Wien zu beſuchen, weil ich das Leben einer großen Stadt kennen zu lernen wünſchte, und mir unter denjenigen, von welchen bei mir die Rede ſeyn konnte, die genußfrohe der gutmüthigen Fäaken, die zweckmäßigſte ſchien.

In Regensburg ſezte ich mich aufs Ordinaire-Schiff unter eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Nach dem Geſetz der menſchlichen Wahlanziehung wurde ich unter dieſen unbekannten Paſſagieren bald mit einem jungen, nicht eben ſchönen, aber ſehr wohlgebauten Frauenzimmer vertrauter. Ihr ſprechendes Auge, ihre vernünftige, theilnehmende Rede wirkten im Bunde mit einigen Annehmlichkeiten in ihren Zügen und den Reizen ihres übrigen Körpers bald wie Schönheit auf mich; auch ſie ſchien ſich gern an mich zu halten, und ſo nahmen wir einander, wie man zu ſagen pflegt, recht gut an. —

Des Erzählers Gattinn nikte einigemal mit dem Kopf und ſagte lächelnd: Ei! Ei! das haſt du auch mir noch nie erzählt. Es iſt ja recht intereſſant. —

Das Leben auf dem Schiffe — fuhr Je-

ner ungestört fort — der Wechsel der Gegenstände, die bald felsicht-steilen, gebirgigten, bald zur Ebene sich verflächenden Ufer, die kleinen Abenteuer der Nacht, das Strohlager, das einigemal die ganze Schiffsgesellschaft als ein etwas unbequemes Sozietätsbett vereinte, und auf welchem ich aus besonderer Gunst der Pfühl-Nachbar des Frauenzimmers werden durfte, dieß alles gab immer Stoff zu Gesprächen, und so lernten wir einander auf die ungesuchteste Weise von verschiedenen Lebensseiten kennen.

Ich muß dazwischen bemerken, daß bloß gesehene Schönheit mir nie Etwas anhaben konnte, daß aber gemeinsames Schicksal, das Theilen von Lieb und Leid, freundlich gewechselte Worte über gleiches Bedürfniß, Rath und Beistand, meinem Herzen gefährlich werden konnten, wenn auch das weibliche Wesen der Venus Urania nicht ähnlich sah.

Unterhalb Linz, am Einfluße der Traun in die Donau wurden damals, es war im Jahr 1807, von den österreichischen Sappeurs Festungswerke angelegt. Ein junger Genie-Offi-

reich, nach der Hauptſtadt beordert, beſtieg un= ſer Schiff, und war mir gleich in der erſten Stunde ein Dorn im Auge. Wie jeder Sol= dat ſich für unwiderſtehlich, alle Verſchanzun= gen aber für überwindlich hält, ſo vertraut er auch ſeiner Sieghaftigkeit in Beziehung auf weibliche Herzen. Jungfrauen zu nehmen, ich deute auf Feſtungen und Mädchen, iſt ſein Stolz. Dieſe Operation begann denn auch bald, und ſo war demnach ſeine Reiſe nur eine verlängerte Operationslinie, und das Schiffs= leben eine Fortſezung ſeiner kriegeriſchen Ar= beiten in verändertem Felde.

Ich war von der Sonne gebräunt, er Milch und Blut, ich war beſcheiden, ſittſam, aber entſchieden, wahr, aber paradox aus Laune, der junge Krieger dagegen höflich, geſchmeidig, aber heuchelnd und unwahr aus Galanterie. Ich lobte nicht, aus Zartheit, er ſchmeichelte derb; ich machte hier wieder die Erfahrung, daß zu einem beliebten Menſchen eine gute Doſis Eitelkeit, verhüllt von ebenſoviel Heu= chel= und Schmeichel=Weſen gehöre, weil der

Eitle für den Kizel seines Egoismus gern erlogene Huldigungen ausgibt.

Ich war bald verdrängt, und ärgerte mich um so mehr, als mir das Mädchen so verständig und gefühlvoll erschienen, daß ich in ihre anerkennende Zuneigung einigen Werth hatte legen dürfen. Wann werden doch — seufzte ich — die Weiber unser Geschlecht kennen und würdigen lernen! Sind denn auch die Klugen stets aufs Neue zu bethören! Ich hätte sie, wer weiß wie lange, im Herzen getragen, und er sieht sie als eine ergözliche Partie an, die Wasserfahrt unterhaltend zu machen. Oder noch schlimmer, er will das, was einst einem Glücklichen der höchste Lohn seiner Treue seyn sollte, als eine flüchtige Beute weghaschen.

Wir passirten den Strudel; das wilde Element gewährte mir Beschäftigung; ich richtete mein Auge auf die Oertlichkeit und glaubte dem Genie-Offizier durch die neptunistische Herleitung der Erscheinung imponiren zu können; denn ich hatte schon frühe Gefallen an derlei Studien gefunden, und wo mir die Natur mit sogenannten romantischen Partien entgegen trat,

da war ich bemüht, das Schön-Verworrene, die maleriſchen Gegenſäze auf die Geſezmäſſigkeit der Erdbildung zurückzuführen, und das Schroffe und Abgeriſſene in ſeiner Verbindung und Ganzheit zu begreiffen.

Durch eine Seitenſchlucht — ſo glaubte ich nachweiſen zu können — war in der Urzeit, in der Epoche der großen Strömungen, der durchbrochenen Waſſerbecken ein raſcher Strom hervorgeſchoſſen und hatte im Kampf mit dem Hauptſtrom einen Fels im Flußbette ſtehen gelaſſen, der dann die Waſſermaſſe für immer theilte, und ſie verhinderte, das Bett, unter welchem er mit dem Gebirg zuſammenhing, tiefer auszuwühlen, ſo daß jezt der Strom über eine abhängige Untiefe brauſend hinabrauſcht. Ein ganz Aehnliches — fuhr ich fort — findet der geognoſtiſche Blick beim Bingerloch und Mäuſethurm, am Einfluß der Nahe in den Rheinſtrom.

Dem Genie-Offizier ſchwebte während meiner Auseinanderſezung ein mitleidiges Lächeln auf dem Geſicht, wie man es einem überſtiegenen Philoſophen, oder einem Vielwiſſer bie-

tet. Kaum war ich fertig, so brach er in ein lautes Lachen aus, und sagte, gegen das Frauenzimmer gewendet, deren Arm er mit dem seinigen umschlungen: Das sind so neumodische sächsische Studien, so aus dem Blauen gegriffen und ins Blaue führend. Wie kann denn ein Mensch wissen, wie es vor und bei der Sündfluth gewesen? Das sind Narrheiten! Es ist halt so, wie es ist, sehen Sie! und ein Studiosus muß keinen Genie-Offizier das Terrain kennen lehren. — Die Schöne, die sich meines Erinnerns „Theresia" nannte, gab ihm in ihrem Innern Recht, wie man gewöhnlich dem Faßlichern Recht gibt.

Als wir auf unserer Fahrt bald darauf an den Wirbel kamen, behielt ich meine geognostische Wahrnehmungsgabe, welche hier den Streit des Hauptstromes mit dem von einem schroffen einspringenden Felsufer entstehenden Gegenstrome erblikte, für mich. Ich stellte mich jezt öfter ans Ruder zu den Handwerksburschen, die sich durch Handanlegen ein mäßiges Fährgeld bewirkten.

Wir fuhren zwischen den mächtigen öster-

reichischen Gebirgen; die Sonne brannte heiß und mahnte ans kühlende Bad; da wir aber unter Tags nirgend anlandeten und die Morgen und Abende schon kühl waren, so mangelte die Gelegenheit, und man schmachtete mitten im Flusse nach frischem Wasser, wie man mitten im Meer oft nach einem Schluck guten Trinkwassers schmachtet, während das Geräusch der Wellen so Durst als Badelust immer höher steigert.

Ich war des Schwimmens wohl kundig, aber es galt für eine Aufgabe, dem Schiffe nachzukommen, denn bekanntlich ist die Donau zwar an sich und besonders zwischen Gebirgen einer der raschesten Ströme, aber das Fahrzeug noch schneller, wenn die Ruderer es recht in Lauf gebracht. Die Schiffleute riethen mir ab, den Versuch zu wagen; mich stachelte aber der Ehrgeiz, meinen Rival auch hierin zu überbieten, und der mich verschmähenden Geliebten in athletischer Gestalt zu erscheinen.

Der Offizier redete mir zu, und brachte vor, daß er mit mir gern in die Wette schwimmen möchte, wenn ihn nicht ein Rheumatis-

mus im rechten Arm abhielte, kalt zu baden. Er wollte aber wahrscheinlich nur die Freude erleben, mich in Verlegenheit kommen zu sehen, wie denn ein Nebenbuhler instinktmäßig dem andern Alles gönnt, was diesen in den Augen der Verehrten verkleinert.

Ich entkleidete mich im Schiffraume, zog Badhosen an, und stürzte mich dann vom Vordertheil des Schiffes kopflings in die Fluth. Es galt alle Kraft und Gewandtheit, den langen Ruderarmen auszuweichen, oder ihren Schlägen durch Untertauchen zu entgehen. Ich entfernte mich vom Schiffe, und erreichte sein Hintertheil mit kraftvollen Zügen wieder, wo ich mich dann an einem herabhängenden Seile und mit Hülfe der Schiffsknechte wieder über Bord hineinschwang.

Dieses Spiel wiederholte ich einigemal, während mir die Passagiere, und unter ihnen das Paar mit traulich verschlungenen Armen vom Verdecke zusah. Das Leztemal war ich am keckſten; ich entfernte mich weiter als zuvor vom Schiffe; ein Wirbel, wahrscheinlich von einer verborgenen Klippe gebildet, faßte

meine Füße, und hielt mich wie mit Klammern fest. Der Offizier hatte aber die Ruderer durch Verheissung eines guten Trinkgelds zum tüchtigen Arbeiten angefeuert. Ich suchte das Hintertheil zu erreichen, aber vergebens! Meine Kraft war durch die gewaltsame Anstrengung aufgezehrt: ich mußte jezt nun an meine Rettung denken, denn von dem unbehülflichen Frachtschiffe konnte mir solche nicht kommen. Ich legte mich daher auf den Rücken, und ließ mich so ausgestrekt, während ich die Hände wie Floßen nur wenig bewegte, vom Strome forttreiben. Frühere Versuche hatten mich gelehrt, daß ich mit aufgezogenem Athem und wenn ich mich recht ruhig hielt, nur soweit einsank, daß ich Mund, Nase und Augen noch ausser Wasser behielt. Bei der geringsten Bewegung aber sank ich unter, dagegen hielt mich aber auch die kleinste Bewegung der Hände unter allen Umständen oben. Ich hatte mich bald wieder erholt und schwamm dem linken Ufer zu. Die Gewalt der Strömung trieb mich weit hinab, eine buschigte Insel entzog mich den Augen der Schiffenden. Zum Zwei-

tenmal erschöpft warf ich mich unter Weidenbüschen ins Gras und lag eine gute Weile ohne bestimmte Gedanken da.

Als mir der hellere Sinn wiederkehrte, kam mir meine Situation höchst sonderbar, ja als eine Verlegenheit einzig in ihrer Art vor. War ich nicht wachend und wirklich in dem Falle, der mir oft im Traume vorgekommen, wo ich im bloßen Hemde über die volkbelebte Straße wandeln zu müssen glaubte? Ich lief das kiesigte Ufer der Insel entlang und sah mich auf der untern Spize in der Gegend um. Fernab war das Schiff als ein weisser Punkt auf der blaugrünen Fläche noch sichtbar. Näher herzu lag die Ruine des Schlosses Dürrnstein, wo einst Richard Löwenherz gefangen gesessen und von seinem getreuen Blondel, dem eine bekannte Stimme aus der Tiefe des Thurmes auf sein für den König gedichtetes Lied antwortete, entdeckt und befreit wurde.

Es mochte meine Namensvetterschaft mit Richard seyn, die mir den ersten Trostgedanken in die Seele fallen ließ. Ich hörte ein Geräusch in den Gebüschen; es war ein Tag-

lohner, der Weidenäste fällte. Er war verwundert, einen Badenden auf dieser vom raschen Strom umflossenen Insel zu finden; ich erzählte ihm, was mit mir vorgegangen, und hielt Rath mit ihm. Seine Hütte stand nicht weit von da; wir wurden Eins, daß er mir seinen Sonntagsanzug leihen, und mich dann stromabwärts bis zu der mir bekannten Anlande-Stätte des Schiffs begleiten sollte.

Auf einem elenden Kahn fuhren wir hin; ich zog sein Feierkleid an, verschlang mit Begier einen Topf mit Milch und schwarzes Brod, dann machten wir uns auf den Weg. Mein Aussehen war komisch genug, die Begegnenden, die den Mann kannten, gafften uns an; wir standen aber nicht Rede, sondern verfolgten unsern Weg, die Krümmung des Flusses über eine Höhe hinüber abschneidend. Ich dachte im Gehen an nichts als an den lächerlichen Empfang; ich mußte ja gegen meinen Nebenbuhler das Spiel rein verloren haben. Eine solche Verkleidung, ausserdem possenhaft, konnte mich, als mir aufgenöthigt, bei meinem Wiedererscheinen nur zur Zielscheibe des

Spottes und Wizes machen. Ich ärgerte mich ſchon zum Voraus über die Bemerkungen des Offiziers.

Es war ſchon Nacht, als wir in dem mir bezeichneten Uferdorfe ankamen. Die Untenſtehenden erkannten mich nicht; mit Ungeduld lief ich die Treppe hinauf, um mich über Hals und Kopf in das mich bewillkommende ſchallende Gelächter hineinzuwerfen. Ich hörte in einem Zimmer weibliche Stimmen und trat ohne Umſtände hinein. Siehe da! Thereſia war hier mit dem ſie bedienenden Mädchen allein, und mit ihrem Umkleiden beſchäftigt. Sie ſtand gegen einen Spiegel gewendet, und wollte eben das ihr von Lezterer gereichte Ueberkleid anziehen. Ich hatte nicht ſobald meinen groſſen Klappenhut abgenommen und, ſie grüßend, um Verzeihung gebeten, als ſie mit einem Schrei auf mich zuſtürzte und ſo im Schreken in meine Arme fiel.

Jeſus! Maria! ich glaubte Sie ertrunken! — rief ſie, und zitterte am ganzen Leibe. Dieſer Empfang war überraſchend und rührend genug. Sie hielt mich nach einer Weile von ſich,

um mir ins Geſicht zu ſehen, ob ich [illegible] wirklich ſey. Gott weiß es — fuhr ſie [illegible] fort — ich könnte nicht ſeliger ſeyn, wenn mir mein leiblicher Bruder ſo erſchiene. Ich las es in ihren froh-beſtürzten Zügen, in ihren ſchwimmenden Augen.

Wahrhaftig — ſagte ich mir ſelbſt — eine ſchöne Seele verſchönert jedes Geſicht, und wo wir eine ſolche nicht mehr ahndend in den Zügen leſen, da iſt auch das ſchönſte nicht mehr ſchön! Ich konnte mich nicht enthalten, ſie näher an mich zu ſchließen, und zu küſſen. Sie glauben nicht — fuhr ſie in ihrem weichen, und in einem weiblichen Munde nicht übel klingenden Dialekte fort — Sie glauben nicht, was ich um Sie gelitten. Ich ſchäzte Sie verloren, und machte mir quälende Vorwürfe, daß ich Sie nicht von dem Wageſtück abgehalten. Sie hätten es doch mir zu Liebe bleiben laſſen. Ich ſah Ihre zurückgelaſſenen Kleider; es grauste mir darob, und doch mußte ich ſie immer anſchauen; ich habe ſie hieher in mein Zimmer mitgenommen.

Ja — ſagte das Dienſtmädchen — mein

gut[illegible]räulein hat Ihr weisses Halstuch genom[illegible], und ganz naß geweint.

Mir that das unbeschreiblich wohl, wie denn dem Manne nichts auf der Welt eine gröſsere Lust gewährt, als eine sich verrathende Zuneigung des Weibes. Was würde aber — bemerkte ich — ein Jemand sagen, wenn er jezt einträte? Ich hielt ihre Hände mit den meinigen festumschlossen. Ach! den mag ich gar nicht mehr leiden — rief sie hastig; — der Herzlose ist an Allem Schuld. Und als es nun geschehen war, wollte er einen Scherz daraus machen, und mich mit schalen Tröstungen beschwichtigen.

Sie zeigte Charakter. Ich sollte mich, während sie sich entfernte, in ihrem Zimmer umkleiden, dann wollte sie mich zur Schiffsgesellschaft hinüberführen. Da ich mich ihrer so unverhohlnen Theilnahme zu erfreuen hatte, so war ich gegen das Auslachen gewaffnet. Ich bestand darauf, in dem Sonntagsstaat meines Begleiters auftreten zu wollen.

Sie umschlang mit Innigkeit meinen Arm mit dem ihrigen und so traten wir in das Gast-

zimmer. Kein Laut des Lachens regte sich; ein großer Theil der Passagiere hatte die Besorgniß mit Theresia getheilt. Der Offizier schnitt ein verlegenes Gesicht. Da er bei diesem Vorfall sich nicht im schönsten Lichte gezeigt, so hatte er, wie bei Theresia, so auch bei der Gesellschaft seine Sache vollständig gegen mich verloren.

* * *

Das hat sich ja allerliebst gewendet — sagte Richards Gattin, ironisch dazu lächelnd. — Wie gieng es denn weiter mit dieser anziehenden Bekanntschaft?

Wie es mit so vielem Interessanten im Leben geht — erwiederte der Gatte. — Alles Ding dauert seine Zeit. Ich habe schon oft daran zu denken Gelegenheit gehabt, wie das Schöne so flüchtig vorüberschwebt. Es ist nicht Gemeinspruch, es ist tiefes, wehmüthiges Gefühl, das mich bei jedem fesselnden Verhältniß unwillkührlich anwandelt. Ich denke sogleich: Nun, wie lange wird es denn wohl dauern? Manches hält länger bei uns aus, und doch

ſage ich mir immer: Du haſt es eben Wochen, Monden, höchſtens Jahre, dann nimmt es Abſchied. Nur an einem Gut möchte ich lange, recht lange haben. Ach es iſt wohl Kühnheit, daß der Menſch ſein Liebſtes ein langes Leben hindurch zu behalten hofft, während ihm die leiſe oder gewaltſame Entwicklung des Daſeyns ſo vieles unter den Händen wegnimmt. Doch er will, er kann von dieſer Hoffnung nicht laſſen.

Du wirſt ja ganz weich — ſagte Johanna und reichte ihm die Hand. — Erzähle an deiner Reiſegeſchichte weiter, wenn ſie noch nicht zu Ende iſt.

In Tuln, — fuhr Richard fort — eine Tagreiſe vor Wien, bekamen wir konträren Wind und Nebel. Die Schiffleute getrauten ſich nicht, weiter zu fahren. Ein Theil der Mannſchaft beſchloß, auf dem nächſten Weg über das herrlich gelegene Kloſter Neuburg vorauszugehen. Mich verlangte ebenſoſehr nach feſtem Boden, als nach der Kaiſerſtadt, denn das Fahren, beſonders zu Schiff, iſt mit einer Unthätigkeit verknüpft, die am Ende ſelbſt für

die Schönheiten der Natur gleichgültig macht, weil man dieſe durch keine Anſtrengung erkauft und verdient.

Thereſia miethete mit einigen andern Frauenzimmern ein Fuhrwerk. Der Offizier verlor ſich ohne Abſchied aus unſern Augen. Wir pilgerten durch ein Gelände voller Abwechslung. Die himmelanragende Rieſenlanze des Stephansthurms winkte fernher. An der Barriere hielt man uns nicht an, weil wir ohne Gepäck waren. Meine Begleiter verloren ſich in verſchiedene Theile der ungeheuren Stadt. Endlich, als es zu dämmern anfing, ſtand ich allein an der zur Leopoldſtadt führenden Brücke. In der Nähe fand ich den mir zum Uebernachten bezeichneten Gaſthof. Die erſte Frage des Kellners ging nach meinem Paſſe. Ich hatte ihn nebſt meinen Empfehlungsbriefen bei meinen Sachen zurückgelaſſen. Ohne ſolchen wollte er mir keine Herberge gewähren. Meine Verſicherungen, das Anerbieten von Pfändern ꝛc. halfen nichts. Eben ſo ging mirs in zwei andern Gaſthöfen.

In großer Verlegenheit lief ich dem Pra-

ter zu, in deſſen Nähe ich mich dem Grundriſſe nach wußte, Willens, dort in irgend einer Hütte zu übernachten. Ein hellerleuchtetes Kaffehaus zog mich aber an. Ich ließ mir eine Erfriſchung geben, und ſah mich in einer neuen Welt. Um mich ſaßen lauter Türken (dafür hielt ich die griechiſchen Kaufleute) mit langen Pfeiffen, aus deren runden Bernſtein-Mundſtücken ſie mit orientaliſcher Gemächlichkeit Rauch ſogen.

So fremdartig wird mir wohl in meinem ganzen Leben nicht wieder zu Muth. Meine eigene Rathloſigkeit erhöhte dieſe ſeltſame Stimmung. Mir war, als ſäße ich in einer Vorſtadt von Conſtantinopel. Verſtohlen ſah ich dem mir gegenüberſizenden Alten ins Geſicht, verlor mich in dieſer herrlichen Phyſiognomie und dachte nur immer — was wohl er denken möge.

Endlich riß ich mich los, um mein Heil in der Stadt ſelbſt zu verſuchen. Schon ward es ſtiller in den Straßen, der Mond ſchien durch fliehende Wolken. Unfern der Stephanskirche ſtrekte ſich ein weiblicher Kopf aus einem an mir vorüberfahrenden Wagen, deſſen

Blik sich auf mich zu richten schien. Ich näherte mich schnell, denn ich griff jezt nach allem, was sich mir darbot.

Es war Theresia neben einer Dame sizend, die im Dunkeln von Diamanten stralte. Ich sagte ihr mit zwei Worten meine Lage. Sie bat die Dame, mich einsitzen zu lassen. Ich fragte nicht, wohin? noch bat ich sie um ihre Adresse. Bei einem Gasthof, ich glaube, er nannte sich „die Dreifaltigkeit" ließ sie halten und den Kellner rufen. Ein Paar Worte genügten, mir Unterkunft zu verschaffen.

Ich wollte ihr zum Dank die Hand küssen, fuhr aber in der Hast nach der der Dame, möglicherweise einer Ungarischen Magnatin, und riß sie an meinen Mund. Beim Aussteigen drehte ich mich noch einmal um, und stieß das einzige Fragwörtchen: „Wo?" heraus. Es sollte heissen: Wo seh' ich Sie wieder? Sie war mit ihrem Gesicht in einer korrespondirenden Bewegung gegen mich; meine Wange berührte die ihrige. Eine kleine Wendung und ich haschte ihre ebenso kurze Antwort: „Preß-

burg" halb gesprochen, halb geküßt weg. Nacht und Eile entschuldigten diese Inkonsequenzen.

An einem der schönen Herbsttage bestieg ich den Leopoldsberg, um die großartigste Aussicht, die Schau in mehrere grenznachbarliche Reiche, zu genießen. Unter mir lag die Hauptstadt in wahrhaft weltgeschichts-würdiger Lage, hier Böhmen und Mähren, hier ragte der Zug der Norischen Alpen empor; das schwimmende Band des vielarmigen Donaustroms leitete zu den blauen Höhen Ungarns. Unter einer sattelförmigen Eintiefung lag, den Augen unerreichbar, Preßburg. Ich schaute hin, ich sehnte mich wohl hin, aber zum Entschluß kam es nicht. Ich sah Theresia nie wieder.

* * *

Wenn ich gegen dieses Letztere nichts einzuwenden habe — nahm Johanna das Wort, — so geht mir dafür deine waghalsige Schwimm-Probe nach. Euer Geschlecht spielt mit dem Leben gar zu oft, zu leichtsinnig. Ihr sucht die Gefahr, der wir aus Instinkt und Erzie-

hung ſorgfältig aus dem Wege gehen. Daher ſchweb' ich ſtets in Sorgen, wenn du eine Reiſe unternimmſt. Ich ſehe dich in meinen Gedanken bald auf Gemäuer von Ruinen, auf morſchen Zinnen von Thürmen, bald auf vorragenden Felſenklippen, jähen Abhängen, bald auf wilden Schweizerſeen, dann in unheimlicher Herberge. Alle abenteurlichen Geſchichten von Unglücksfällen, nächtlichem Mord u. dgl. ſchweben mir vor, und ſchon oft war ich im Traum oder wachend in erregter Einbildungskraft am lauten Aufſchreien.

Daß ſind der Beſorgniſſe zu viel — ſagte der Gatte. — Der zu Hauſe Bleibende ſtellt ſich die Ferne unwillkührlich düſter, wild, unbewohnt, gefährlich vor, und doch iſt die Erde überall des Herrn, und hat, wo man hinkommt, von emſigen Menſchen ein leutſeliges Anſehen. Der ſchaurigen Einſamkeiten, der gefahrvollen Wege ſind äuſſerſt wenige. Die Wahrſcheinlichkeit des Unglücks auf einer Reiſe iſt in den meiſten Fällen, unter Vorausſetzung der geſunden Vernunft und Leibeskonſtitution des Reiſenden, nicht gröſſer als die, daß von

Millionen Ziegeln einer vom Dach falle und mich treffe.

Ich muß ihrem Gatten Recht geben — fügte Volkmar bei. — Bedenken Sie vorderſamſt, wie ſelten eine wilde Naturkraft, Feuer, Waſſer, Luft, Erde den Menſchen anrennt, umzingelt, wie wenig man bei uns von räuberiſchen, mörderiſchen Ueberfällen hört, wie dieſe meiſtens vorberechnet und auf ſolche einzeln gehende Wandersleute angelegt ſind, bei denen man im Voraus viel Baarſchaft vermuthet. Was aber Wagniſſe, Gefahren anderer Art betrifft, denen wiß- oder neugierige Pilger ſich nicht entziehen können, ſo haben wir die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, die Behendigkeit ſeiner Muskelthätigkeit zu bewundern, die im entſcheidenden Augenblik, wo gleichſam Alles auf einer Nadelſpitze ſteht, an einem Faden hängt, wo der Fernherſchauende ſchon den unvermeidlichen Untergang ſieht, ſich zu helfen, das Rettende zu treffen weiß.

Wo wir ſchwindeln, wenn wir einen kühnen Kletterer ſehen, da iſt ihm ein Zoll breit Raum wie feſter Boden; ſein Aug erſpäht den

kleinſten Anhalt, ſeine Gelenkigkeit trifft bei'm Schwerpunkt den Unterſchied einer Linie.

Gerade wo es am Gefährlichſten iſt, da iſt das Spiel ſeiner Sinne und Muskeln am lebendigſten, ſeine Combinations-Fertigkeit am regſten, ſeine Wahl am ſchnellſten.

Das iſt recht naturkenneriſch ausgedrükt — wandte Johanna lächelnd ein, — aber was ich mit dem Verſtand begreiffe, das fühle ich darum noch nicht.

* * *

Mir fällt — fuhr Volkmar, zu Richard gewendet, fort — jenes Ereigniß aus unſerer gemeinſchaftlichen Schweizerreiſe ein, wo wir vom Rhone-Gletſcher am Fuß des Furka-Gebirgs und dem blauen Eisgewölbe, welchem der jugendliche Fluß entſtrömt, herkommend, der unwirthbaren Höhe der Grimſel zuſtrebten. Anfangs ging alles gut; der Weg war nicht zu ſteil; wir kletterten im Zickzack durch Alproſen-Gebüſch bei einer Stunde lang und beredeten uns ſchon, die berüchtigte Maien-

wand ſey mehr ein Popanz der Reiſebeſchreibungen als ein wirklicher Schreken der Reiſenden. Aber kaum waren wir an der vielleicht nicht über dreihundert Schritte breiten, zwiſchen zwei Felſen-Graten ſich faſt ſenkrecht hinaufziehenden, Bergwand angekommen, und hatten an ihr hin einige Schritte gemacht, als ſich unſer Muth in eine auf allen Geſichtern bemerkbare Angſt verwandelte. Auf dem glatten Gras, mit dem ſie bewachſen iſt, ließ ſich kein ſicherer Tritt machen. Einige von der Reiſe-Geſellſchaft mußten ſich von dem Führer an der Hand hinüberleiten laſſen.

Ich erwählte nach einigen Verſuchen folgendes: Zuerſt ſezte ich meinen Stock ein, dann ſtellte ich den rechten Fuß an ihn, während ich einen Grasbüſchel derb faßte, hierauf ſuchte ich mit dem linken Fuß feſten Stand zu gewinnen. Dem Führer kamen die Kopfnägel in den Schuhen und ſein Alpſtock zu Statten.

Heinrich M. wagte ſich auch auf eigene Gefahr vorwärts, aber er glitſchte aus, und fing an zu rutſchen und dieß wie an einem Manſarden-Dach herab in beſchleunigter Be-

wegung. „Der iſt drunten!“ rief ich in der Angſt aus, und gab ihn verloren. Hätte er die Beſinnung nicht ſo weit behalten, daß er nach Grasbüſcheln griff, und als dieſe ausriſſen, endlich eine der ſparſamen Alproſen erfaßte, ſo wäre er ins Rollen gekommen, und dann war es um ihn geſchehen. An einem ſolchen Federſpul = dicken Zweiglein hing ſein Leben.

Einer nach dem Andern gelangte an den gegenüberliegenden Felſengrat und auf dem herabgefallenen Steinſchutt auf weniger ſchlüpfrigen Boden; an ihm hinauf gewannen wir bald die erſehnte Höhe. Wir hatten Alle vom Schreken blaſſe und auffallend lange Geſichter, wie ſolche, die in Todesangſt geweſen.

* * *

Ihre Erzählung treibt mir das Blut zum Herzen — ſagte ſchwererathmend Johanna; — und da erweckt ſich mir denn aus Bilder-Verwandtſchaft ein Todesſchrecken aus meiner Jugend. Mein Richard weiß, daß ich vor

Jahren eine Reiſe nach Neufchatel gemacht, um eine Freundinn abzuholen, die dort ein Paar Jahre ſich aufgehalten. Damals war noch, häufiger als jezt, die Sitte, Kinder aus der welſchen Schweiz gegen unſere auf einige Zeit umzutauſchen, damit Beide, ohne Vermehrung der Familien-Ausgaben, fremde Sprache und Sitte kennen lernen. Ich begleitete alſo eine junge liebenswürdige Schweizerinn in ihre Heimat, und traf dort eine deutſche Freundinn als gewandte Halbfranzöſinn.

Wir machten während eines zweiwöchentlichen Verweilens mehrere kleine Ausflüge in die Thäler des Jura-Gebirges. So kamen wir eines Tages nach Locle, dem bekannten Uhren-Fabrikort und beſuchten die in der Nähe gelegenen Felſenmühlen. Den Fall des Baches in einen Felſen-Schacht, einem unergründlichen, weiten Brunnen vergleichbar, hat man benüzen müſſen, um Mühlen anlegen zu können. Auf unſere Bitte ſtellte der Müllerknecht das Werk; wir ſtiegen, mit Lampen verſehen, mehrere Treppen hinab und ſahen, wie ein Waſſerrad mehrere kleinere Räder und

durch sie den übrigen Mechanismus in Bewegung sezt.

Auf der vierten Treppe blieben wir stehen, weil uns anfing zu grauen. Das herabträufelnde Wasser drohte unsere Lichter auszulöschen. Der Gedanke, daß noch vor wenig Minuten der Bach dieses Loch durchbraust hatte, und daß unser Leben von der Festigkeit der Stell-Falle abhing, ließ uns keine Ruhe; denn über uns schwoll das Wasser mit jeder Sekunde mehr an und sein Druck vermehrte sich, je länger wir verweilten.

So standen wir, und wollten auf mein Andringen eben umkehren, als über uns ein Rauschen begann, Wassergüsse auf uns stürzten und zu gleicher Zeit das ganze Werk über und unter uns in seine fürchterliche Bewegung kam.

Mir verging Sehen und Hören, die Lichter erloschen, Wasserstürze drohten uns in die Tiefe zu reissen. Der Müllerknecht schrie uns zu, wir sollten uns fest am Treppengeländer halten. Dieses schlotterte und der Boden wankte unter unsern Füßen. Er suchte nach vergebli-

chem Rufen den Ausgang zu gewinnen, was ihm auch gelang. In unbegreiflich kurzer Zeit, so kam mir's in der dumpfen Angst vor, war er wieder bei uns. Das Rasseln und Brausen hatte aufgehört; er fand uns alle krampfhaft an das Geländer geklemmt, und brachte uns triefend, am Körper unbeschädigt, zum Licht des Tages. Aber dieser Schrecken hat sich mir und meiner Freundinn unvergeßlich und leicht wiedererweckbar in die Seele gelegt.

Was war denn — fragte der Präzeptor Servatius — die Veranlassung dieses Unfalls? etwa Nachläßigkeit des Müllers, oder ein Fehler am Mühlwerk? Denn wenn, nach Volkmars richtiger Bemerkung, der Mensch bei Gefahren und Wagnissen alle seine Kräfte gleichsam in eine Spitze zusammenzieht, so sehen wir umgekehrt, daß Schlendrians-Menschen gewöhnlich die nöthige Vorsicht verabsäumen, und es bei ihren Einrichtungen am Allernothwendigsten fehlen lassen.

Das traf hier nicht zu — erwiederte Johanna. — Denken Sie nur, es war Muthwille, ein Muthwille sonderbarer Art. Das

einzige Kind des Müllers, ein Knabe von etwa neun Jahren, hatte für meine Freundinn, die schon einigemal auf Spaziergängen in der Mühle sich mit Milch und Butterbrod erquickt, eine für solche Jahre sehr leidenschaftliche Neigung gefaßt, die sie, weil ihr die Sache spaßhaft vorkam, mit Nekereien erwiederte. Seine von ihr verschmähte Liebe äusserte sich nun durch mancherlei Beleidigungen. Ihr Zorn, ihre Klage schien ihm erträglicher, als ihr lächelnder Spott; in ihren Thränen hätte er gern seine Glut gelöscht.

Ein junger Herr war dießmal unser Begleiter und sein Erscheinen reizte des Knaben Eifersucht. Er wollte durchaus mit in die Kluft hinabsteigen; aber meine Freundinn verhinderte es, weil sie ihm nicht traute. Dieß brachte ihn zur Wuth. Er verließ sie, aber er war es, der die Falle zog.

Die Erzählung Johanna's wurde mit Antheil aufgenommen, und das frühe Erscheinen der Liebe und Eifersucht bei Kindern besprochen.

* * *

Jezt nahm der Präzeptor Servatius das Wort:

Bei Gefahr und Unglück denken wir immer an ein Ungewöhnliches, Ueberraſchendes, Romantiſches, nicht an ein Gemeines, Langweiliges, wie etwa, wenn man kein Geld im Sack hat; und doch iſt dieß auf der Lebens-Reiſe und den kürzern Wanderungen eine große Fatalität. Ich bin nicht weit in der Welt herumgekommen, aber auch die größte Reiſe geht nur von Ort zu Ort, und ſo gibts am Ende auch von Kleinem Etwas zu ſagen. Gefahren hab' ich wenige ausgeſtanden, weil ich dem Abenteurlichen gern aus dem Weg gehe, aber einer meiner Verlegenheiten erinnere ich mich mit Vergnügen, weil ich mich gut herausgezogen.

Richard und Volkmar ſtießen hier verſtohlen einander an; ſie hatten den guten Servatius im Verdacht, daß er, wenn er einmal in den Zug komme, gern ins Niederländiſche male und ſich's in einer gewiſſen Breite

wohl seyn lasse; wie denn manche Dozenten der Classiker in ihren eigenen Schöpfungen zuweilen nichts weniger als classisch sind. —

Ich war als Schulgehülfe — erzählte der Präzeptor — in der gewerbsamen damaligen Reichsstadt Memmingen, und machte gern nach Tisch einen Gang um die Stadt auf der bedeckten Ringmauer derselben. Hereinwärts sieht man da die Leute in ihren Höfchen und Hausgärtchen beschäftigt und so eine öffentliche Heimlichkeit hatte für meine herumnausenden Blicke immer etwas sehr anziehendes. Hinauswärts bestreicht man die dunkelgrünen Hopfengärten, die nachbarlichen Höhen des Illerthales, gegen Mittag aber die Kette der Alpen, also mit zwei Blicken hier das kleinste, alltägliche Getheil des Lebens, dort die ewigen Zinnen des Erdplaneten, die Spender der menschennährenden Quellen.

Ein italienisches Perspektiv diente meinem Aug als optische Hexengabel, auf welcher es nach jenen Felscolossen hinritt. Den Herbst und Winter über wurde ich von den Bergen magnetisch gezogen; täglich sah ich dem Spiele

zu, wie sie ihre Nebelkappen und Schneemäntel bald anzogen, bald lüfteten.

Die einfallenden Osterfeiertage brachten heitern Himmel mit und den Silberblick des Schulgeldes. Ich flog am heiligen Ostermorgen aus und Kempten zu. Im vorzüglichsten Brauhaus labte ich mich über Mittag. Die Tochter und die Kellnerinn frischen Blutes gefielen mir, ob sie gleich katholisch waren, so wohl, daß ich mich unwillkührlich in Beide stark verliebte. Die, welche gerade im Zimmer war, däuchte mir immer die Schönere zu seyn. Die Eine war blond und schlank, die Andere brünett und gedrungener, und Beides war damals nach meinem Geschmack.

Einem Handwerksburschen, der mich mit ihnen scherzen sah, und sich an mich machte, schenkte ich, weil er sie lobte, einen blanken Sechsbäzner. Da sich unsere besten Gefühle übernehmen können, so kann ja wohl auch die Wohlthätigkeit aus Uebermuth thöricht werden. Auf der Straße nach Immenstadt wuchs mit der zunehmenden Höhe der Berge auch mein Sinn; ich wollte jeden Straßen-Bettler

glücklich machen und reisende Millionäre beschämen.

Dem Lauf der raschen Iller entgegen und ihrem Ursprunge zu strebte ich immer tiefer in das Thal hinein, welches der zweischultrige beschneite Hochvogel, als Bergkönig, thronend schloß. In seiner eisigen Klarheit sah er auf die duftige Vegetation desselben herab, wie der kalte Verstand eines alten Weisen auf die jugendlichen Spiele der bilderfrohen Phantasie. Gern hätte ich die einsamsten hintern Thal-Zinken besucht, um Natur- und besonders Menschenkenntniß zu sammeln. (An mir selbst hätte ich freilich zuerst anfangen können.) Ich mußte aber jezt umwenden, denn ich hatte nur noch einen Feiertag und war bei sechszehn Stunden von Memmingen entfernt. Ich stieg in einer Seitenschlucht hinauf, bis ich den ersten Schnee erreicht hatte, dann war meine Sehnsucht einigermaßen beschwichtigt, und ich kehrte zurück.

Mein Geldbeutelchen war, bis auf einige Groschen in seinem Grund, an allen Maschen durchsichtig, aber in der Uhrentasche hatte ich,

in ein weiſſes Papierchen eingewickelt, einen neuen Kronenthaler ſtecken. Was geſchieht mir aber? Hart am Ufer der Iller, wo ich mich zwiſchen Sitzen und Stehen einer kurzen philoſophiſchen Bewunderung der Schönheit und des Reichthums der Natur überlaſſe, rutſcht mir das Papierchen heraus, und ſchießt pfeilſchnell ins Waſſer, das ihn unter ein Felſenſtück zieht — ſo groß, daß zehn Schneidergeſellen bequem darauf hätten arbeiten können.

Ich verwünſchte meine Unachtſamkeit und ſann hin und her, was zu machen; ich ſchnitt endlich einen zehn Fuß langen Weiden-Aſt und ſpaltete ihn vorne ſo, daß er den Thaler einklemmen konnte. Mit dieſem unterfuhr ich den gigantiſchen Block hundertmal. Alles vergebens! Ich ſtand rathlos.

Eine Heerde von Kühen lief einer nahen Fuhrt zu; der Hirt folgte ihr. Ich rief ihm, und erzählte ihm meinen Unſtern. Er lehnte ſich nachdenkend auf ſeinen Stab und machte ein orakelmäßiges Geſicht. Junger Herr! — ſagte er — ſein Thaler liegt unter dem Felſen; dieſer wäre aber nicht von der Stelle zu brin-

gen, und wenn ich meine ganze Heerde dran ſpannte, und den Gemeinds = Bullen voran. Hier iſt das Waſſer mannstief und reiſſend dazu.

Ihr wißt alſo kein Mittel — ſagte ich, mich drein ergebend — nun ſo merkt Euch das Plätzchen, ich ſchenk' Euch den Thaler, wenn Ihr ihn bekommt.

Schönen Dank! — verſezte er trocken — ebenſogut könnt' Er mir die Krone des großen Moguls verehren, ich würde nicht reicher davon; ein Glas Schnapps wäre mir lieber.

Wo iſt es denn gut und billig logiren im Dorfe drinn? — fragte ich im Abgehen, und ſah noch einmal nach dem Felſenſtück, unter dem mein Zehrpfennig lag. — Bei der Ochſenwirthinn — rief er mir nach — geht Er nicht fehl. Es iſt ein vornehmes Wirthshaus; Er trifft herrliches Stroh, wenn's kein Bett trägt.

Das gab mir einen neuen Stich ins Herz. Dieſe Art des Nachtlagers hatte ich nie leiden mögen; mein Schlaf war ſchon im weichen Bett ſo leiſe, daß ich mich oft über dem Wachen ertappte, wo ich zu ſchlummern glaubte.

Im Dorfe mich umschauend fand ich bald das wirthliche Zeichen, und in der getäfelten Stube sprach mich's heimisch, wie aus frühen Kinderjahren, an. Die Wirthinn, eine hübsche Frau, noch ziemlich jugendlich, auch wieder vom frischesten Blut, machte ein freundliches Gesicht und sezte sich, nachdem sie mir ein gläsernes Krüglein Bier mit zinnernem Deckel hingestellt, zu mir, mit der Anrede: Wer? Woher? Wohin? und was dergleichen natürliche Fragen mehr sind, die nur ein sehr gebildeter Gastgeber als zudringlich unterdrückt und in ein feineres Ausholen umsezt.

Ich hielt nichts zurück, aber der Gedanke an meinen leeren Beutel hinderte mich, gemüthlich zu werden. Mein Krüglein war ausgetrunken; sie wollte es wieder füllen, ich verbat dieß. Meinen Durst gedachte ich am Brunnen draussen zu löschen. Den Küchenzettel ging ich in Gedanken mehrmals durch, nicht aus leckerer Wahl des Schmackhaftesten, sondern um das Theure zu vermeiden. So kam ich an eine Milchsuppe, die zugleich aller Trinklust widerstrebte.

Die Wirthinn glaubte dem gesunden Appetit eines gutgekleideten jungen Wandersmannes ihr Bestes empfehlen zu müssen, und konnte nicht begreiffen, warum ich mich gegen all ihre Leckerbissen standhaft wehrte. Sie ahndete nicht, wie mir der Mund wässerte, und das Herz blutete, wenn ich bei Schöpsenbraten in Gurkensauce, jungen Hühnern, blauabgesottenen Forellen, gebackenen Bubenschenkeln oder Scheuterhaufen die entsetzliche Lüge aussprach, ich könne all dieß nicht essen. Ach! es waren ja lauter Lieblingsspeisen von mir.

Sie wurde, als ich bei der schalen, unmännlichen Milchsuppe blieb, merklich kälter und wortkarger. Wegen der Schlafstelle schickte sie die Magd an mich mit der Frage, ob ich ein eigenes Zimmer mit Bett verlange, oder mich neben die Fuhrleute aufs Stroh legen wolle. Ich hielt heimlich Nachrechnung und Kassensturz, ob ich mich nicht etwa zu meinem Nachtheil überzählt habe, und sagte dann kleinlaut: — Stroh!

Die zwei Kinder der Wirthinn machten sich an mich; ich fragte nach ihrem Lernen und

ertheilte der Mutter einigen disciplinarischen Rath, der zwischen Brüdern ein Nachtessen werth war, aber sie horchte nicht eben stark darauf.

Es waren mehrere Gäste eingetreten und hatten mit ihr scherzend angebunden, ihr Wittwenstand kam zur Sprache und warum sie denn nicht wieder heirathe. Ich merkte bald, daß sie keine Antwort schuldig blieb und über jeden der ihr genannten Bewerber Etwas wußte.

Mit ihrem Alter that sie geheim, und behauptete, Niemand werde es errathen. Sie war überhaupt, das hatte ich bald weg, wie jüngere Wittwen gewöhnlich sind, im Punkt einer zweiten Ehe sehr reizbar. Ich suchte mit einigen wohlmeinenden Bemerkungen über die Schwierigkeiten bei Eingehung eines solchen Bündnisses ihr Interesse zu erregen. Sie horchte mit sichtbarem Antheil. Ich faßte zutraulich ihre Hand, besah nach Zigeunerweise deren Linien und sagte unter einem sanften Druck: Ich wollte wohl errathen, wie alt Sie sind. Gilt's meine Zeche, ich treff's? Ach Sie verzehren ja nichts! — erwiederte sie in etwas

befangenem Tone. Ihre Wange röthete ſich, dem friſchen Sammtduft eines Apfels ähnlich. Sie ſtand auf und erſchien mir jezt in der unverlezten Fülle einer Jungfrau mit den Zügen einer Mutter ungemein reizend.

Ich zog ſie ſanft mir näher, ſah forſchend in ihr klares Aug, und ſpannte dann meine ganze phyſiognomiſche Combinationsgabe an. Wie ein Schütz alle Kräfte konzentrirt, um den Mittelpunkt zu treffen, ſo balanzirte ich, bis ich's zu haben glaubte. Jezt näherte ich meinen Mund ihrem Ohr — es war ſo fein wie das einer Prinzeſſinn — und flüſterte hinein: Sie ſind ſiebenundzwanzig Jahre alt!

Sie wurde blutroth und rief: Jeſus! Maria! Wie kann es nur ſeyn! Heute iſt mein Geburtstag!

Sie ſah mich mit feuchtem Aug an, und, als hätte ich ihr ganzes Leben durchſchaut, war ſie von dieſem Augenblick an eine Andere gegen mich. Es beluſtigte die Gäſte, als ſie nach einer Weile mit einer Platte glänzendbrauner Apfelküchlein hereintrat und ſie mir

vorsezte, auch mein Krüglein mit frischem schäumendem Bier füllte.

Ich war jezt der Mann der Gesellschaft und ward bald in die Geschichte des Hauses eingeweiht. Ich zierte mich nicht, ich aß und trank, aber ich war im Ganzen nicht besser daran, als zuvor; denn je billiger und kleiner die Zeche ausfiel, destomehr schämte ich mich, wenn diese meine Baarschaft überstieg, meine Insolvenz zu bekennen.

Die Magd fragte mich, ob ich schlafen gehen wolle; von Stroh war jezt keine Rede mehr; ich fand im Ober-Stübchen ein köstliches Bett und schlief wie ein Mops.

Am frühen Morgen legte ich mich unter das Fenster, und bemerkte erst jezt mit neugestärkten Sinnen und frischem Lebensmuth, welches interessante Landschaftbild ich vor mir hatte. Einen freien Raum umschlossen gedrängt mehrere hölzerne Wohnungen, deren ziemlich flache, weitauslaufende Schindel-Dächer thaubeglänzte Feldsteine beschwerten. Man sieht in solchen Alpenthälern an manchen Dingen das ABC der Künste. Ihr graulichtbrauner

Ton hob ſich an dem ſaftigen Grün der ſie überragenden Bäume ab. Hinter dieſen ſtieg die ſpitze Pyramide des Kirchthurms mit bunten Ziegeln in die Höhe. Ein dunkler Bergkoloß, in den Schluchten Eis und Schnee bergend, thronte, von roſigem Morgenlicht überfloſſen, im Hintergrund. Auf der Mitte des Platzes waren am Brunnen mehrere buntgekleidete, geſchwätzige Dirnen beſchäftigt. Ein Maler hätte in manchem ſeiner Farbentöpfe herumfahren müſſen, um nur das verſchiedene Holzwerk abzukonterfeien, das hier umherſtand und lag, vom blendendweiß geſcheuerten Milchkübel bis zum ſchmutzigen Jauchen-Faß, vom harzigen Scheuterholz bis zum durchräucherten Dachſparren; die Schlaglichter, die über die Häuſer hereinſchoſſen, und den Brunnen nebſt den Mädchen beleuchteten, hätte er ſchwerlich nachgemalt.

Das lange Alphorn des Kuhhirten ertönte vorn am Platze, aus dem einen Gäßchen das kurze des Schweinhirten, aus dem andern die knallende Peitſche des Ziegenhirten. Bald verſammelte ſich, den Ställen entſteigend, die

thieriſche Bevölkerung des Dorfes unter meinem Fenſter. Einem ſonderbaren Geſpräch der Heerdeanführer horchte ich aus meinem Oberſtübchen zu.

„Die Kirchenbäurinn iſt vor einer Stunde abgeſegelt" — begann der Kuhhirt. — „Sie hat's lange getrieben" — verſezte der Schweinhirt; — „der Schinder hat ſeit Faßnacht an ihr gedoktert, jezt holt er ſie doch. Aber was ſagſt du von meiner Schulmeiſterinn? die hat heute Nacht ein volles Duzend geworfen, Eins ſchöner als das Andere."

Jezt pfiff der Kuhhirt drohend, und ſchlug mit dem Stecken nach einer gefleckten Kuh, daß ſie einen gewaltigen Saz machte. „Ja das iſt ein ſcheckichter Satan — rief er — die Amtmänninn, nimmer gibt ſie Ruhe."

Jezt merkte ich, daß ſie mit dieſer zweideutigen Bezeichnung ihre Pfleganbefohlenen meinten.

„Iſt der junge Menſch noch nicht auf — fragte der Kuhhirt, in dem ich meinen Mann von geſtern erkannt hatte, eine Magd, die im Ochſen diente, und wandte ſein Geſicht gegen

mein Fenſter. Ah da guckt er ja ſchon heraus. Guten Morgen, Musje! denk Er nur, mein Zacharies hat ihn gefunden. Das iſt ein Satans-Junge. Er wird ihn gleich bringen; ein gutes Trinkgeld hat er wohl verdient.“

Jezt erzählte er ſeinen Collegen die Geſchichte meines verlornen Thalers, wie ſein Junge ihn aus dem Waſſer geholt, daß er ihn habe behalten wollen, wie er ihm aber den Kopf gewaſchen und gelehrt, was Chriſtenpflicht erheiſche. Ich rief fragend hinab, wie es denn damit zugegangen. Er deutete aber auf ſein verſammeltes Vieh und rief zurück: Ich muß abfahren; mein Zachariesel wird's ſchon erzählen; er hat ein Mundſtück wie ein Pfarrer.

Die Hirten trieben ihre brüllenden, grunzenden, meckernden Untergebenen vom Platze, während ich nachſann, wie denn dem Jungen der Fund möglich geworden. Die Ochſenwirthinn trat jezt morgenfriſch herein, und hieß mich den Caffe mit ihr trinken. Ich merkte, daß ſie Etwas auf dem Herzen habe, das ſie vielleicht einem Aeltern als ich — denn ich

war erſt zwei und zwanzig Jahr alt — leichter vertraut haben würde.

Die Frau hatte etwas ſtarke Züge, aber feine Ohren, einen ſchöngeſchwungenen Hals, eine zarte Haut, wie Roſenblätter, und ein reiches dunkles Haar; ſie erſchien mir bei längerm Anſchauen noch hübſcher als geſtern. Ihr Zutrauen zu mir verſchönerte ſie. Als wir am halbgedeckten Tiſche einander gegenüber ſaßen, und ſie den aromatiſchen braunen Trank in die geblümten Taſſen gegoſſen, der ſo unfehlbar das Gemüth zu heimiſchem Weſen und innerlichem Frieden ſtimmt, ſo öffnete ſie in vertraulicher Rede ihr Herz. Ich wollte, ich könnte ihre naive alpen-kräftige Sprache nachahmen. Das Weſentliche daran war, daß ſie, durch ihre Umſtände zu einer zweiten Heirath genöthigt, von ihren Verwandten zu leiden habe, die ihr nach den gemeinſten äuſſern Rückſichten den oder jenen reichen, aber unangenehmen, Geſellen aufdringen wollen. Nun habe ſie aber ihr Augenmerk auf einen geſitteten jungen Mann, den Sohn eines Müllers ohnweit Memmingen, gerichtet, der früher in

Viehhandels-Geschäften auf der Durchreise bei ihr logirt. Diesen wolle sie oder keinen. Er sey freilich kaum so alt, als sie selbst, und nicht so reich, wie die übrigen Freyer, aber nach Vermögen brauche sie, da sie Gott gesegnet, nicht zu trachten. Er sey ihr nicht abhold gewesen, aber die Verwandten hätten bösen Saamen zwischen sie gestreut, so daß er jezt ihr Haus meide, und sogar einen andern Weg nehme. Zu meinem aufrichtigen Gesicht habe sie das Vertrauen, daß ich die Sache wieder einleiten könne. Sie möge keinem Boten einen Brief an ihn aufgeben, weil auch das stets verrathen worden. Ich dürfe ihr diesen Dienst nicht versagen, und müsse auch durch mündliche Rede ihre Absicht unterstützen. Wäre ihr Auserwählter geneigt, ihr zu antworten, so möchte ich den Brief an sie bestellen und ihr dabei kund werden lassen, was er gesagt, aber ja kein Wörtchen vergessen.

Sie hatte schon geschrieben, und zog, als ich herzlich zusagte, ein niedliches Briefchen aus dem Busen, das ich sogleich zu mir steckte.

Während wir so da saßen, trat ein Knabe herein, und fragte, ob ich der Herr sey, dem gestern Abend ein Kronenthaler in die Iller gefallen. Ich bejahete es und hieß ihn erzählen, wie er denselben gefunden. Der Junge sah zugleich thöricht und verschmizt aus, er machte unbeholfene Scharrfüße, und krazte, während er die Kappe lüftete, mit dem kleinen Finger in den Haaren, um die Höflichkeit vor seinem Bauernstolz durch eine Unhöflichkeit zu motiviren. Da ich als Schuljünger mich der Bücherſprache befließ, so versuchte er sich auch darin, indem er wenigstens die Endsylben hochdeutsch aussprach.

Er zog den blanken Thaler aus der Tasche und hielt ihn zwischen dem Daumen und Zeigfinger, wie in einer Beißzange, eingeklemmt, denn er schien wenig Neigung zu haben, mir ihn zu geben. Ein Wagestück hatte er allerdings unternommen, wie aus seiner Erzählung hervorging.

Des Schwimmens und Tauchens — lezteres ohne seines Vaters Wissen und Willen — mächtig, konnte er Abends, nachdem er von

dieſem meinem Unfall erfahren und die Stelle ſich gemerkt, der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeine Künſte zu üben. Kaum war alſo der Vater mit ſeiner Heerde dem Dorfe zugefahren, als er ſich auskleidete und an dem Felſenſtück hinabließ, wo er nach einigem Umhertaſten das Geldſtück erwiſchte. Er verſicherte mich, daß er unter dem Waſſer ſehe, und Geſtalt und Farbe der Kieſel unterſcheide.

Die Wirthinn horchte mit ſichtbarem Antheil dieſer Erzählung und rief mit frauenhafter Weichherzigkeit: Ach jezt begreiffe ich erſt, warum Sie ſo hungerleidend gelebt! Das thut mir recht leid!

Der ſimpelhafte Pfiffikus machte mir begreiflich, daß ohne ihn mein Thaler verloren geweſen wäre. Ich hätte denſelben auch wahrſcheinlich in einer Anwandlung von Großmuth dem Wäghals geſchenkt; aber die Wirthinn, die in meiner Seele leſen mochte, und dem Zachariesel nicht hold war, zog ihm den Spezies mit einem ſchnellen Griff aus der Hand, und drückte ihn mir in die meinige; ſie öffnete drauf das Schloß ihrer grün-ſaffianenen Ta-

ſche und brachte ein Kopfſtück hervor, das ſie dem Jungen hinbot. Hier — ſagte ſie abfertigend — das iſt für dich, und dein Vater kann alle Morgen ein Glas Gebranntes bei mir haben, bis es eine Maas iſt; denn gebe ich's ihm auf einmal, ſo trinkt er's bis Uebermorgen und läßt das Vieh Schaden gehen.

Zacharieſel wog den Sechsbäzner in der Hand, verzog den Mund zur Schnauze und ging mit einem Krazfuß, den er ſchon umgewendet gegen uns machte. Ich drückte der Wirthinn die Hand und verſprach ihr meine beſten Dienſte als Brautwerber.

Als ich zur Abreiſe gerüſtet war, ſteckte ſie mir, ohne von einer Zeche etwas wiſſen zu wollen, noch ein Miſtkratzerl (gebratnes Huhn) eingewickelt zu. Wäre ich kein armer Teufel und mehr zum Nähr- als Lehrſtand tauglich geweſen, ich hätte wohl dableiben und das Werberamt für mich ſelbſt bei ihr verwalten mögen, denn, als ich nun gehen ſollte, merkte ich, daß ich je länger je mehr Wohlgefallen an ihr gefunden.

Ich mußte verſprechen zur Hochzeit zu kommen, wenn's richtig würde. Wohlgemuth wanderte ich der Heimat zu, vom lezten Hügel noch einmal auf die Hochgebirge und das hölzerne Dorf zurückblickend. Meinen Auftrag richtete ich mit Umſicht aus, und wohl möglich, daß meine enthuſiaſtiſche Rednerei auch das ihrige zur Sache gethan. Es wurde richtig; die Ladung zur Hochzeit traf mich aber in Augsburg, wohin mich meine Beſtimmung gerufen. Seitdem frag' ich jeden Reiſenden, der jenes Weges kommt, nach dem Ochſenwirth und ſeiner Frau, und freue mich, wenn ich höre, daß es ihnen gut gehe.

* * *

Als der Präzeptor Servatius geendet, nahm Volkmar das Wort:

Ich finde Ihre Erzählung — ſagte er ſchalkhaft lächelnd — weder komiſch noch tragiſch, weder burleſk noch ſchauderhaft, weder lehrreich noch impoſant, und dennoch hat ſie mich unterhalten, und weil denn in allem Ein-

zelnen auch etwas Allgemeines ſteckt, ſo zeigte ſich, daß ſich der Knoten Ihrer Fatalitäten durch Ihr Errathen des Alters der Ochſenwirthinn, durch eine auf Wahrheit und Beobachtung gegründete kleine Galanterie gelöst hat, und da fällt mir denn der Erfahrungs-Satz heraus: Sey werthvoll, betrage dich würdig, erſcheine rath- und hülfreich, du kannſt dem Andern doch fremd bleiben. Aber berühre auf eine angenehme Weiſe ſeine Eigenliebe, ſchaffe ſeiner Eitelkeit einen reizenden Moment, ſo haſt du ihn ſchnell und entſchieden auf deiner Seite.

Die Männer nikten beifällig, aber Johanna ſchüttelte, wie über etwas Bedenkliches, das Köpfchen.

In Beziehung auf das Intereſſante einer Erzählung — ſagte Richard — muß man, glaube ich, zwiſchen Wahrheit und Dichtung unterſcheiden. Jene braucht nicht ſo intereſſant an ſich zu ſeyn, als dieſe; ſie kann es durch die Perſon des Erzählers, durch die Umſtände werden. Iſt ſie aus ſeinem eigenen Leben, ſo wirft ſie ein Licht auf daſſelbe und kann von

ihm ein ſolches empfangen. So ſind mündlich erzählte Anekdoten oft lange nicht ſo witzig und pikant, als gedruckte und vielleicht dennoch viel unterhaltender durch die geſelligen Bezüge, durch das Element des Erzählers, das ihnen in's Vademekum nicht mitgegeben werden kann.

Du haſt Recht, Alter! — ſagte Johanna; — mich drückt aber auch meine Weisheit und ich muß ſie loswerden. Bei allen ſchönen und unterhaltenden Dingen ſchätzen wir Weiber im Allgemeinen ihre Eigenſchaft, uns in eine gute, heitere Stimmung zu verſetzen. Dieſe iſt, glaube ich, die Wirkung ihres eigenthümlichen Tons, der uns natürlich, anmuthig, bekannt anſpricht und an ſich zieht. Bedeutende Kunſtwerke verfehlen oft dieſe Wirkung und minder bedeutenden kann ſie gelingen.

Richtig bemerkt — äuſſerte Volkmar beifällig nickend — und ich ſchlage dieſen Eindruck auf unſer Gemeingefühl höher an, als manches künſtlich Berechnete; denn ſagt! iſt im Leben nicht Alles tod oder lebendig, jenach-

dem unſere Stimmung trüb oder heiter iſt? zählen denn in der Fruchtbarkeit unſers Daſeyns nicht eigentlich die hellen Momente allein? hängt unſer Aufnehmen der Welt nicht von ihnen ab? werden wir nicht durch den Ton, aus welchem ein Kunſtwerk geht, conſoniſch mit dem Künſtler und ſeiner Welt verwandt? —

Ich merke wohl — ſagte der gutmüthige Präzeptor Servatius — Ihre Bemerkungen enthalten ſo eine Art Critik meiner Erzählung und ſie erinnern mich an das Luſtſpiel: „Der Kuß und die Ohrfeige.“

II.

Die barſchen Freunde und die tolerante Frau.

Geſellig-häusliche Szenen.

Es war am leztverflossenen Neujahrs-Vorabend, als ich unter den hellbeleuchteten Fenstern des von Thüngenschen Hauses vorüberging. Laute Stimmen von droben vernehmend dachte ich mir dieß so zusammen, es möge wohl der Christbaum noch einmal angezündet worden seyn, und ein lustiger Streit der Kinder über die Theilung seines Ertrags sich erhoben haben. Oder konnten sie vielleicht nicht Eins werden, wer ihn, den abgeleerten, in den Ofen schieben dürfe?

Ihr Kinder seyd doch echte Menschenkinder! sagte ich bei mir selbst in ernster Betrachtung. Den milden Segen rafft ihr streitend an euch, und das stille Leuchten seyd ihr jezt satt; es muß in prasselnder Flamme aufgehen!

Gröſsere Kinder machen es zuweilen einem gröſsern Christbaum nicht anders!

Ich verſagte mir es nicht — daſs es mir nicht als Zudringlichkeit angerechnet würde, wuſste ich — hinaufzugehen, und einen auf der Treppe entworfenen Glückwunſch zum geſund und froh erlebten Jahres-Wechſel einige Stunden vor dem Verfalltermin darzubringen.

Zu meiner Ueberraſchung fand ich aber nicht das liebwerthe Ehepaar unter ſeinen holden Kindern, — den brennenden Baum ſchon gar nicht — ſondern einen Kreis von jungen Männern, die den bedeutungsvollen Uebergang vom alten Jahr ins neue durch ein geſellſchaftliches Feſt ſchienen vermitteln zu wollen.

Ein ungebetener Gaſt — ſtammelte ich, meine eigene Röthe an Stirn und Wangen fühlend.

Dennoch willkommen! — unterbrach mich der Baron — und beim Eſſen behalten, wenn Sie nichts Beſſeres wiſſen oder vorhaben.

Seinem freundſchaftlichen Ziehen an meinem Ueberrock antwortete ich mit Achſelzucken; ohne Anſtands-Frack darunter konnte ich ihn

nicht ablegen. Er drückte mich lächelnd auf einen Seſſel.

Der ſonderbare Ton der Geſellſchaft fiel mir auf. Man ſchien gekommen zu ſeyn, dem Wirthe ſtatt Verbindliches, recht viel Hartes zu ſagen. Mehrere beklagten ſich, daß man zu gedrängt ſitze und behaupteten, es ſey dem Baron um's Erſparen einiger Scheuter Holz, die der Geſellſchafts-Saal zur Heitzung mehr erfordert, zu thun geweſen.

Im Saal gedeiht kein vertrauliches Wort; — entgegnete ruhig der Baron. — Sezt euch nur weit auseinander, und ihr werdet bald empfinden, wie der Raum iſolirt, und kein vernünftiges Geſpräch in den Fluß kommen will. Körperliche Näherung wird gemüthliche. Ich habe oft erlebt, daß Leute, die ſporadiſch herumſitzend ſich mit telegraphiſch kalt-kurzen Notizen unterhielten, durch die Umſtände näher zuſammengedrängt, einander nicht mehr zum Wort kommen ließen.

Wo ſoll aber unſer Quartett Plaz finden? — fragte Jemand. Die Sänger werden ſchwerlich kommen — erwiederte der Baron — wes-

ſtigſtens hab' ich ſie nicht beſtellt. Muſik iſt der Tod des Geſprächs, ausgenommen in Conzerten, wo ihr durch die Schwazenden ein fortlaufend improviſirter Text unterlegt wird. Muſik will und ſoll herrſchen; ſie zürnt jedem Wort, das nicht ſo melodiſch-harmoniſch iſt, wie ſie. Mir iſt jeder Muſikus ein Stillſchweigen-auflegender Prior ſchon durch ſeine Gegenwart.

Ein Andèrer erkundigte ſich unverholen nach dem Küchenzettel, und da geſtand denn die Baronin, daß der Gatte ihr die Hälfte daran geſtrichen habe. Dieß begründete nun wieder den lauten Vorwurf, daß der Baron geizig ſey. So möge ihm denn — rief pathetiſch ein Gourmand — der Theaterdirektor an ſeinem liebſten Drama die ſchönſten Stellen ſtreichen!

Was ſagen Sie zu dieſer Behandlung? — wandte ſich der Baron an mich. Iſt ſie nicht gerade das Gegentheil von der Artigkeit, mit welcher man ſonſt das Darbringen des Bewirthenden hinnimmt.

Es iſt im Grund daſſelbe — verſezte ich, in den Ton der Geſellſchaft einſtimmend —

das Wahre kommt zum Bewußtſeyn und zur Sprache, ob es in ſcherzhafter Uebertreibung unter die Augen, oder in ſpottenden, hämiſchen Bemerkungen hinter dem Rücken geſchieht. Der Menſch läßt ſich das Recht nicht nehmen, das Gegentheil von dem, was man erwartet, beabſichtigt, zu thun, zu ſagen, zu denken.

Man ſchickte ſich zur Tafelfreude an, verabredete ſich, den Wirth in keiner Beziehung ſchonen zu wollen, und kam bald, da man Alles, was vorgeſezt wurde, ausgeſucht gut fand, troz den von ihm angeordneten Beſchränkungen in noch vergnüglichere Laune.

Luſtig war es aber mit anzuſehen, wie gerade diejenigen, die es ſich am beſten ſchmecken ließen, alſo gleichſam mit vollen Backen, jammerten, daß der Hauswirth ſie hungern und dürſten laſſe.

Dieſe Klagen — rief er im Ton eines gutmüthigen Polterers — nehmen ſich ſonderbar aus, wenn man ſie unter Kauen und Schlucken kaum verſtändlich vorbringt. Aber ſo ſind die Menſchen; bei Freuden und Genüſſen wollen ſie am wenigſten beſchränkt ſeyn. Wo ſie

fordern können, da ſind ſie noch beſcheiden, aber wo man mit Gaben, Ergötzungen ſie ſich zu verbinden glaubt, da heucheln ſie Dank, während ſie im Herzen ſprechen: Und das iſt der ganze Bettel?

Sehr natürlich! — fuhr ein ungenirter Kraftmann auf. — Wer mir leiſtet, iſt mein Knecht, wer mir ſchenkt, mein Tyrann. Bei Jenem kann ich großmüthig ſeyn, bei Dieſem fühle ich mich erniedrigt. Ich habe keine Waffe gegen ihn, als daß ich mir nichts aus ſeinem Geſchenke mache. Ich ſage ihm je eher je lieber eine derbe Wahrheit, damit er ſich ſeiner Mildthätigkeit nicht überhebe.

Ueber dieſe Aeuſſerung, die Wort und That zugleich war, erhob ſich allgemeines Lachen, in das ſelbſt der Baron mit einſtimmte. Einige meinten, er habe ſich doch zu ſtark ausgedrückt, obwohl ſein Benehmen zuweilen dieſer Maxime ziemlich entſpreche.

Wollteſt du — nahm ein etwas jüngerer Mann das Wort, den Jener nur „die züchtige Jungfrau“ zu nennen pflegte — wollteſt du dich nicht etwa ſo ausdrücken: Mit dem

Schuldner haben Verſtand und Berechnung, proſaiſche Vermögen, zu thun, der Geber erregt die Phantaſie, eine ſchrankenloſe Poeſie.

Du ſollſt Recht haben, Begütiger! — rief der Kraftmann. Ich ſage dir aber: wer dieſe hohen Vermögen in mir durch ſeine Einladung zu einem Gelage, einer Unterhaltung, Kunſtdarſtellung aufreizt, der darf ſich angreiffen, damit er nicht, unter meiner Erwartung bleibend, meinen Grimm errege.

Nach dieſem gewaltigen Wort ſchenkte er ſich ſelbſt ein vielhaltiges Cryſtallglas voll ein, faßte es mit kräftiger Hand und leerte es bis auf die Hälfte. Er iſt gut — war ſein Entſcheidungswort — das heißt, er iſt wie er ſeyn ſoll!

So laßt mich wenigſtens das Wort „geizig" nicht mehr hören — ſagte der Baron. — Ich habe in meiner Jugend viel Geld gebraucht und bin nun klüger geworden.

Das geht nach dem Sprichwort: — äuſſerte der Ungenirte — „Gib dem Verſchwender ſo viel, daß er es der Mühe werth hält zu ſparen, und er wird ein —

„Haushälter" — unterfuhr ihn der Vergütiger. — Warum ſollte jugendlicher Drang, der im Verſchwenden des Vermögens nur dem Thätigkeits-Trieb Luft zu machen ſucht, mit vorrückenden Jahren nicht an der Verwaltung deſſelben Freude finden können?

Als man ſich ſattſam gelezt, griff man nach feinern Unterhaltungsmitteln.

Der Kraftmann deklamirte eine von ihm ſelbſt verfaßte „Ode auf das neue Jahr," deren ſchwerwiegende Worte und kühne Bilder mit lautem Beifall aufgenommen wurden. Nur der Baron hielt ſich ſtill, trocken. Man wollte ſein Urtheil. Weil heute keine Schonung herrſchen ſoll, ſondern Strenge — äuſſerte er — ſo will auch ich mein Lammfell einwärts, und dafür mein Wolfsfell auswärts kehren. Ihr habt mir auf's Neue beſtätigt, daß das Publikum bei ſeinen Künſtlern und Dichtern die Strapaze ſchäzt und belohnt. Die Ode unſers Freundes iſt nicht das Werk der Erregung, — „Begeiſterung" nannte man es ehedem — ſondern eine Moſaik von Tropen und pfündigen

Versfüßen. Eine Ode soll nur mit Adlers-Schwungfedern geschrieben werden.

Der Dichter steckte die mündliche Rezension geduldiger ein, als Mancher die gedruckte. Nun drang aber Alles in den Baron, er solle sich jezt auch deklamirend vernehmen lassen. Weil eine Gesellschaft so wenig, als das größere Publikum, sich gern sagen läßt, ihr mangle der rechte Geschmack, so machte sich ein stiller Bund, den Superklugen durchhecheln zu wollen, wenn er nicht alle Erwartungen überbiete.

Der Odendichter war ihm an Klang und Gewalt der Stimme, so wie an Keckheit in der Gefühlsdarlegung und Fertigkeit zu affektiren überlegen; er deklamirte aber Alles prima vista, folglich ohne Vorherüberlegung, wie es ihm der Moment eingab.

Der Baron merkte am Ton der Aufforderung etwas von der heimlichen Verschwörung; dieß reizte aber gerade seinen Widerspruchsgeist, so daß er nur mehr in seiner eigenthümlichen Weise zu verharren beschloß.

Er wählte das zum Vortrag ſo ſehr geeignete Gedicht von Karl Lappe: „Nord oder Süd“ ꝛc. das in ſeinen Gegenſätzen: Stadt oder Land! — Arm oder Reich! — Blaß oder Roth! — Jung oder Alt! — Schlaf oder Tod! — das Ganze des Lebens umſchließt, und rezitirte es mit charakteriſtiſcher Haltung des Einzelnen, ſo daß man wohl merken konnte, er habe es mehrmals geleſen und in ſeinem Getheil erwogen, manches berechnet und hie und da eine Betonung und Geberde ſogar mit Fleiß eingeübt. Denn ſo konnte er das Gedicht nicht vom Blatt weg deklamiren.

Als er geendet, war Alles ſtille; Eines forſchte im Geſicht des Andern. Endlich fuhr der gewaltige Odendichter los: Nichts für ungut, lieber Baron! Sie gaben das Gedicht ſchlecht, ganz ſchlecht, ohne Geſchmack und Antheil, zerriſſen, zerhackt, pedantiſch, manierirt, grimaſſirt, überſtudirt. — Wer zum Teufel hat Sie denn das Deklamiren gelehrt?

In dieſem Ton ging es fort und die meiſten Andern ſtimmten wenigſtens durch ſtilles Lächeln mit ein. Der Baron fuhr erſchreckt

und beleidigt in ſich zurück, denn er hatte ſich doch einen andern Erfolg verſprochen. Er fragte ſich im Ernſte ſelbſt, ob er wohl dieſe Schmach verſchuldet. Glaubte er auch im Allgemeinen, im Reiche des Schönen auf dem rechten Wege zu ſeyn, ſo konnte er ſich doch in vorkommenden Fällen des Mißtrauens gegen ſich ſelbſt, ja bei auffallendem Mißlingen ſeiner Leiſtung eines hypochondriſchen Verzweifelns an ſeinem äſthetiſchen Vermögen nicht erwehren. Könnte ich mich doch — ſagte er zu ſich im Stillen — auſſer mich hinſtellen, auf mich unparteiiſch herſchauen, mich ſehen, vernehmen! Soll ich denn mein ganzes Leben lang in dieſe meine Eigenthümlichkeit eingeſperrt ſeyn, und niemals recht wiſſen, was ich und wie ich es mache! Was müßte die Kunſt, was die Sittlichkeit, was die Anmuth des Lebens überhaupt gewinnen, könnte der Menſch Bild und Spiegel, Stimme und Echo, Akteur und Zuſchauer zugleich ſeyn? Woher erhalten wir ein gerechtes, klares Urtheil? Ich wollte ſtrenge gegen mich ſeyn und meiner nicht ſchonen; jede Selbſt-

täuſchung würde mich doch nur abhalten, etwas Rechtes zu werden.

Er quälte ſich über ein alltägliches Ereigniß faſt zu ſehr. Die Sache war keine andere, als daß der größere Theil ſeiner Zuhörer die unkünſtleriſche Kraft ſeines Vorgängers, die durch ein pathetiſches Ganzes ſich recht vernehmlich kundthat, ſeinem künſtleriſchen Fleiß, der mit Beſcheidenheit und Zurückhaltung das Einzelne ſorgſam ausbildete, vorzog.

Es entſpann ſich ein Geſpräch über Vortrag und Deklamation, das endlos zu werden drohte. Die Einen hielten es mit dem Studium und ließen in ein Labyrinth zahlloſer Regeln hineinblicken; die Andern wollten Alles durch richtigen Takt, Sinn, Inſtinkt abgemacht wiſſen. Der Streit, im Felde meiſt dunkler Begriffe und unbeſtimmter Anſichten geführt, glich dem Kampfe leichter Truppen auf einem mit Nebel bedeckten Moor.

Endlich äuſſerte die klare Baroninn, wie ſie dafürhalte, „deklamiren“ heiſſe eben: anſprechend reden, und wer ein wohlklingendes, biegſames Organ, literäriſche Bildung, Ein-

ſicht in die Kunſt und ein gefühlvolles Herz beſitze, der werde kaum fehlen können, wenn er jedes Gedicht ſo vortrage, als hätte er es im Augenblick ſelbſt gedichtet. So wie das Gedichtete über der Wirklichkeit ſtehe, ſo werde auch der Vortrag über dem Tone des gemeinen Lebens ſtehen, und am ſchnellſten und beſten pflanze ſich dieſe Kunſt durch das Beiſpiel guter Deklamatoren fort, die der Begabte zu hören Gelegenheit nehme.

Als Ausſpruch einer hübſchen jungen Dame fand die Rede keinen Widerſpruch; niemand wollte dieſes Allgemeine durch einzelne Rückſichten beſchränken, was gewiß geſchehen wäre, hätte ihr Gatte denſelben Gedanken vorgebracht.

Dieſen Ernſt löste ein launiger Mann mit drei Duzend Hyperbeln auf des Odendichters große Naſe ab, die Anfangs viel Lachen erregten. Weil aber gegen die zweite Hälfte hin nicht viel ſpezifiſch-neuer Spaß kam, ſo wurde endlich nur das Frappanteſte beklatſcht, das Uebrige ohne Dank hingenommen. Mehrere kritiſche Stimmen wurden laut; der Eine

tadelte das ganze Genre wegen der augenſcheinlichen, zu handgreiflichen Uebertreibung, ein Anderer warf dem Dichter Widerſprüche in der dichtenden Einbildungskraft vor, da er die Naſe jezt blos als coloſſal geſchildert, dann mit einem Vorgebirg, endlich ſogar mit dem Chimboraſſo verglichen.

Der Baron nahm den Epigrammatiſten in Schutz, und wollte den Scherz gerade darin finden, daß Jener in ſeinen Vergleichungen immer gaskoniſch-kecker, münchhäuſiſch-aufſchneideriſcher geworden, und ſeinen Gegenſtand durch Zeit und Raum, Ton- und Farbenwelt, Licht und Finſterniß ꝛc. hindurch geführt.

Den weitern Streit hierüber ſchnitt ein Tiſchgenoſſe dadurch ab, daß er, nach der gewohnten Weiſe der Anekdoten-Jäger, an Eines der gehörten Epigramme eine kleine Schnurre anknüpfte, welcher er dann, da ſie Beifall gefunden, nach dem Geſetz der Wahlanziehung mehrere andere folgen ließ. Beinahe jeder Anweſende ſuchte mit einer von den tauſend Anekdoten, die er gehört oder geleſen, und die ihm

vielleicht allein geblieben, zum Schuſſe zu kommen.

Der Baron war der Lezte und hatte eben auch nur eine Einzige in Petto, die damals neue — wie nämlich die wilden Thiere einer Menagerie des Nachts die Seitenwände ihrer Käfichte durchbrochen, ſich gegenſeitig grimmig angefallen und aufgefreſſen, ſo daß der Menagerie-Inhaber zu ſeinem Entſetzen des Morgens nichts mehr von den Beſtien gefunden — als die Schwänze.

Waren die vorhergehenden Hiſtörchen oft über Verdienſt belacht worden, ſo blieb das ſeinige ohne alle Beifallszeichen; ja ein Mitglied fragte gedankenlos, warum ſie wohl dieſe haben liegen laſſen. Der Baron zog mich lächelnd, doch etwas gereizt, in eine Fenſter-Niſche und flüſterte mir ſo vernehmlich, daß die Geſellſchaft, die noch einiges abſpann, es verſtehen konnte, zu: Ich habe wieder einmal die Erfahrung gemacht, daß in geſelligen Kreiſen ein vorurtheiliges Zu- oder Mißtrauen herrſcht, daß perſönlicher Anſpruch gilt, und die Wenigſten das Sächliche unparteiiſch aufnehmen und

würdigen. Wer einmal den Glauben an ſeine Virtuoſität für ſich hat, der erfreut ſich auch des Erfolgs. Doch ich bin dem ganzen Anekdotenweſen gram; es zerſtört alle Freude an größern Geſtaltungen. Wer Anekdoten erzählen will, ſollte es eigentlich ſo künſtleriſch betreiben, wie der berühmte Komiker Wurm, der jede derſelben zeit- und örtlich in die Szene ſezt, und, der verſchiedenſten Mundarten mächtig, jede aus einem andern Ton ſpielen läßt, ſo daß er in Geſellſchaft ein reicheres Talent entwickelt als auf der Bühne.

Ich gab dem Baron Recht, ſagte, daß ich Wurms Talent auch zu bewundern Gelegenheit gehabt und geſehen, wie kein Anderer neben ihm aufgekommen, und ſezte dann bei: Für gemiſchte Geſellſchaften iſt ſo ein Genuß das Eine- und Anderemal etwas Unvergleichliches — das Intereſſanteſte bleiben aber immer die Freunde ſich gegenſeitig ſelbſt.

Mit Enthuſiasmus nahm er dieß hingeworfene Wort auf, und entwickelte es weiter: Ganz Recht! rief er — der Freund will ſich im Gemüth des Andern, als in einem Spie-

gel, beſchauen, oder, iſt er frei und gutmüthig genug, ſein Bild im Spiegel heiterer Ironie über ſich ſelbſt dem Andern geben. Das gerade macht wahre Freunde einander ſo werth, daß ihrer Aller Beſtreben und Geſchick fortwebend täglich von ihnen angeſchaut, erkannt, beſprochen, berathen wird. Des Menſchen Ich, geſezt er umgäbe es auch mit dem Reichthum der Vor- und Mitwelt in Kunſt und Wiſſenſchaft, würde ihm doch eine unausſtehlich drückende Laſt, wenn er es abgeſchloſſen von ſolchen, denen es genau ſichtbar werden, auf die es handgreiflich wirken, deren intellektuellen und ſittlichen Antheil es in möglichſt hohem Grad erregen kann, verleben müßte. Das iſt die Kraft und Gewalt der Selbſtheit, und darin treten wieder Poeſie, Geſchichte, redende, bildende, darſtellende Kunſt nahe an den Menſchen heran, daß er aus Bedürfniß und Luſt ſich ſelbſt zu deren Gegenſtand machen darf.

Ein heiterer Freundeszirkel — ſagte ich beiſtimmend — iſt wirklich Alles in Allem, Leben in ſich und in Andern, „Ich“ und „Du“ ſich gleich.

Wären die Freunde — fuhr er einſchränkend fort — nur nicht bald ſchroff, intolerant, abſprechend, verneinend, ſchonungslos, bald wieder zu delikat, fein, politiſch, ausweichend, an böſen Tagen aber indolent, maulfaul, im Gemeinen ſich gehen laſſend.

Während wir dieſe Reden wechſelten, war in der übrigen Geſellſchaft eine Bewegung entſtanden. Der vom Kraftmann „die züchtige Jungfrau" Genannte — er heiſſe uns Fridolin — hatte der Baronin ein zierliches Büchlein als Neujahrsgeſchenk überreicht, in welchem ſie in flüchtiger Haſt, nicht ohne ſichtbare Bewegung, eine kleine Schilderung durchgeleſen. Ein Paar Andere hatten ihr in die Blätter geſehen. Auf einem der Rambergiſchen Kupfer hatte ſie ſich ſelbſt und ihren Gemahl erkannt; die Equipage vor dem Haus mit dem ſonderbaren Geſpann brachte ihr jene „Verſteigerung" ins Gedächtniß, an welche ſie nicht ohne Erröthen dachte.

Wer der Verfaſſer dieſer Anekdote ſey, das konnte ſie ſich wohl denken. Es war nicht das Erſtemal, daß ihr Gatte den Stoff zu

ſeinen Darſtellungen, dramatiſchen und erzählenden, ſo aus der nächſten Nähe genommen. Sie trat deßhalb mit dem Büchlein — es war das Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft auf 1826 — vor ihn hin, deutete auf das Kupfer und machte ihm in verſtellter Entrüſtung Vorwürfe über dieſe Publizirung von Eheſtands-Szenen. Mit ſolcher unziemlichen Offenherzigkeit — fuhr ſie fort — machſt du mich ganz ſcheu. Ich bin nicht ſicher, ob du nicht meine Liebkoſungen der Druckerei übergibſt, und wenn ich dich vertraulich auszancke, die deutſche Leſewelt zum Schiedsrichter aufrufſt.

Dieſe wohlangebrachte Rede fand Beifall; man wollte die kleine Geſchichte vorgeleſen wiſſen, und weil dieß der Kraftmann mit grimaſſirenden Geberden und ſcoptiſchen Seitenblicken bald auf den Baron, bald auf die Baroninn that, ſo gab es viel zu lachen.

Für Leſer, die keine Almanache leſen, oder welche deren Erzählungen von Jahr zu Jahr wieder vergeſſen, ſtehe der Stoff der Anekdote hier:

Der Baron wollte für Unterleibsbeſchwerden ein Reitpferd halten, wurde aber von ſeiner Gemahlinn bewogen, aus der Verſteigerung bei'm ... ſchen Geſandten eine Equipage zu kaufen. Er brachte ſtatt zweier Mecklenburger und eines Phaeton ein Paar Klepper und einen Rumpelkaſten vor's Haus; was zu tragi-komiſchen Erklärungen und Gegen-Erklärungen führte.

Die Gemahlinn wollte in derſelben Auktion ſpäter ein geſchmackvolles Kaffe-Servis erſtehen, und — ſiehe da! — ſie brachte einen altmodiſchen, unganzen Kram heim, von welchem der Baron behauptete, daß er früher ſeiner verſtorbenen erſten Frau gehört und daß auffallenderweiſe die Eheſtandszerwürfniſſe gewöhnlich von dieſem omindſen Servis ausgegangen ſeyen.

Fridolin, der ſich aus einem Zuge des Herzens auf die Seite der Baroninn hielt, ließ fallen, daß er Luſt hätte, die beleidigte Gattinn an dem Gatten wegen der mit Unrecht vors Publikum gebrachten Eheſtands-Szene durch einen Pendant zu rächen, bei welchem

dieſer nicht ſo im Vortheil ſtehe, wie in der ſeinigen.

Laßt die züchtige Jungfrau gewähren! — rief der Kraftmann; — dem Baron wird ihre baumwollene Keule nicht viel blaue Flecken machen.

Die Baroninn machte ein verlegenes Geſicht, denn ſie wußte nicht, was da kommen ſollte. Es gibt wohl nicht leicht eine Ehefrau auf Erden, welche, ich will nicht ſagen der phyſiſchen, aber doch der pſychiſch-moraliſchen, Treue und Unbeſcholtenheit ihres Eheherrn ſo ganz gewiß wäre, daß ſie nicht ein wenig ſtuzte, wenn man ihr dießfalls Geheimniſſe zu enthüllen die Miene machte. Es gehört wenigſtens ein rechter Mann dazu, der vor ſeiner Frau für einen Charakterhelden gelten will.

Unter euch Männern — ſagte die Baroninn verſchämt — ſind wir ſtets verrathen. Ich fürchte, auch Sie, mein Chevalier und Beſchützer! proſtituiren mich.

Seyn Sie auſſer Sorgen, theure Frau! — rief mit Wärme Fridolin; — es kann nichts zum Vorſchein kommen, als was Sie

ſelbſt bei Gelegenheit ſchon erzählten, und was Ihr Herr Gemahl dem Einen oder Andern von uns, ohne Auflegung der Verſchwiegenheit, vertraute. Daß ich mein poetiſches Recht in Zuſammenſtellung zerſtreuter Züge, in pſychologiſcher Motivirung ſeines Benehmens u. ſ. w. übe, das mag mir nicht verargt werden.

So zog er denn einige Blättchen aus der Taſche, in die er übrigens nur zuweilen hineinblickte und begann:

Unſer gegenwärtig hierſitzender Edler von Thüngen — ſeine zuverſichtliche Miene iſt mehr erkünſtelt als natürlich — mag ſich eines Gemäldes erinnern, das in ſeinem neueſten Leben einigermaßen Epoche gemacht hat. Es iſt mehreren von uns bekannt, daß vor einiger Zeit bei ſeinem Garten-Nachbar im Hinterhaus ein Portrait-Maler gewohnt, der ſeine halb- und ganz-fertigen Arbeiten in dieſem Garten zum Trocknen aufzuſtellen pflegte.

Unſerm Freund, einem Liebhaber von Bildern, entging keines derſelben, und war's der Kopf einer hübſchen, jungen, weiblichen Geſtalt, ſo verweilte ſein Auge doppelt lange da-

bei. Er ſah ſie anlegen, ausarbeiten, vollenden, und machte ſo allerhand anziehende Bekanntſchaften mit gemalten Schönen.

Der Maler, von höheren Leiſtungen blos durch die Ungunſt der Zeit, durch die ſo ſeltene Nachfrage nach Altar-Gemälden, mythologiſchen, hiſtoriſchen Schildereien oder bedeutenden Landſchaften abgehalten, war nicht nur ein herrlicher Treffer der charakteriſtiſchen Züge, ſondern auch ein geiſtvoller Künſtler, der ſeinen Bildniſſen ebenfalls Geiſt und Leben einzuhauchen verſtand.

Sein Fleiſch war ſehr natürlich, dem von Titian oder Van Dyk wo nicht ſich nähernd, doch nachſtrebend, beſonders ſeine Augen ausnehmend richtig und ſprechend geſtellt. Ohne daß er das Bild eine affektirte theatraliſche Situation ausdrücken ließ, wußte er jeden Menſchen ſo poetiſch zu erfaſſen, wie er, den Alltagsgefühlen enthoben, alſo im beſten Wohl- und Frohſeyn ausſehen mochte, wo eine helle Stimmung, eine rege Thätigkeit ſeiner Geiſtes- und Gemüthskräfte ihm aus den Augen ſtralte. Wie ſchwer das iſt, wiſſen wir.

Hätte nur der Künſtler ſich nicht ſo tüchtig, als er malte, auch bezahlen laſſen, oder wäre unſer Baron, wo es auf Ausgaben, beſonders für Luxus-Artikel ankam, nicht ſo — beſonnen geweſen, er hinge jezt mit ſeiner reizenden Gattinn und den holden Kleinen abkonterfait hier vor uns. So aber behilft er ſich mit der Wirklichkeit und dem Gratis-Maler — Spiegel. Er vermied den Künſtler wohlweislich, weil er jedem Anſinnen, jeder Verſuchung aus dem Wege gehen wollte.

Einsmals, als nach manchen regneriſchen Frühlingstagen ſich der Himmel durch einen Oſtwind über Nacht reinigte und die Sonne wieder lachend am Morgenhorizont ſtand, traf es ſich, daß unſer Maler das Bild eines jungen Frauenzimmers an einen der Bäume des Gartens lehnte, welches zu dem ſeinen Anzug am Pfeiler-Spiegel ordnenden Baron ſo bedeutungsvoll heraufleuchtete, daß er ſeinen Operngucker eiligſt in den rechten Fokus ſchob, ſeine ganze Sehkraft anſtrengte, und als ihm nun das ſtarre Hinſehen aus dem noch nicht reinen Gehirn trübende Feuchtigkeit ins Auge

lockte, ſpornſtreichs in ſeinen Garten hinab-eilte, um dieſem frappanten Bilde näher zu kommen. Etwas der Art hatte er noch nie geſehen; und, wenn auch das Schöne allgemein gefällt, warum ſollte es nicht wieder Schönheiten geben, die für den Kenner etwas Unwiderſtehliches haben, wie es Speiſen gibt, die einem Feinzüngler durch Idioſynkraſie unbeſchreiblich pikant ſind?

Ein Kopf, nicht ſo rund, um an den Vollmond, nicht ſo oval, um an ein Suppenlöffel-Bild zu erinnern, kunſtlos umfloſſen von dem ſchönſten braunen Haar, blickte ihn unter ſchwarzen Augbraunen vom kräftigſten Bogenſchwung aus dunkeln Augen an, hinter denen ſüße Schwermuth, ſinnige Liebe zu liegen und das Daſeyn mit dem tiefen Seufzer aufzunehmen ſchienen: „O mein Leben! wie biſt du ſo ſelig und ſo ſchmerzenreich! Wo weilt er denn, mein Freund, der es werth iſt, daß ich mich ihm vertraue, an ſeiner Bruſt weine, ſchmerzlöſende, herzbeglückende Thränen weine? Sagt, wo ſoll ihn mein Auge ſuchen?“

Etwas Eigenthümliches lag in dieſen Zü-

gen. Das Dunkle der Braunen, besonders der Wimpern auf dem weissen, fast durchsichtigen Teint, die Züge um Augen und Wangen waren von einer Harmonie, die man unbeschreiblich nennen kann, und die sich vielleicht unter Millionen weiblicher Angesichter nicht wieder so zusammen finden.

Der Baron lernte das Bild auswendig, er stack fast immer im Garten und wußte nicht, wie er sein ewiges Gucken vor Gemahlinn und Kindern, vor Dienstboten und Nachbarn bemänteln sollte. Er ging vom Ganzen zu den einzelnen Zügen über, und fragte sich, worin denn das Unwiderstehliche liege; — er ließ wieder das Ganze auf sich einwirken und rief: O Schönheit! Schönheit! du ewiges Räthsel! du unauflöslicher Zauber! du wundersame Blüthe der Natur! du Güte und Wahrheit zugleich! denn ächte Schönheit ist auch wahr und gut. Dein Erscheinen zwingt unserm Herzen den Glauben ab, daß über der Natur ein Alliebendes, ein großes Gemüth throne. Wäre keine Schönheit, uns erschiene die Welt als

ein kaltes Seyn, als eine eiſerne Nothwendigkeit.

Zu ſolchen genialen Ausbrüchen brachte dieſer gemalte Kopf unſern Baron durch Entzündung des ſeinigen, und ſehr verzeihlich finden wir bei ſo bewandten Umſtänden ſeine Neugierde, wie denn das Original leibhaftig ausſehen, wer es ſeyn möge. Aber darnach zu forſchen, der jungen Dame etwa gar auf den Weg zu ſtehen, dazu ſchritt er doch nicht. Seine Leidenſchaft galt vor der Hand der Kunſt, und die nähere Bekanntſchaft des Urbildes zu ſuchen, das hätte ein ernſthaftes Capitel des Lebens werden können.

Noch war das Bild nicht vollendet, das Gewand faſt nur erſt untermalt; aber je weiter der Meiſter daran vorſchritt, deſtomehr wuchs beim Baron die Freude über den unzweifelhaft reinen Geſchmack der Beſtellerinn. Das Puz-Beiwerk von Zöpfen, Locken, Ohrgehängen, Perlenſchnüren, Spitzen, namentlich auch der Kamm, der ſo unſchön als Fallgitter, Rechen und ſcharfes Gebiß in die ſanften Wellenlinien des Haares ſich einkrallt, war

vermieden, dabei die ganze Draperie ohne alle Rückſicht auf die Tages-Mode ſo, daß ſie, harmoniſch in Farben und Faltenwurf mit ſich, das Inkarnat hob und herrliche Umriſſe des Körpers beſcheiden zeigte.

Beſonders ſchien eine rührende Schamhaftigkeit der Kunſt den Vortrag derjenigen Formen diktirt zu haben, welche ſie ſonſt, wenig dezent, als kecke Freiwerber auftreten läßt.

Die züchtige Haltung des ganzen Bildes ſchien zu ſagen, was dem Mann überhaupt weibliche Schönheit ſagen ſoll: Liebe mich und ſey meiner Liebe werth, dann wird, was mir der Himmel an Reizen verliehen, dein Leben erheitern.

Kurz, das Gemälde, als der Maler mit ſichtbarem Kunſt-Enthuſiasmus es vollendet, mochte einer Gallerie ſo würdig ſeyn, als das jungfräuliche Urbild ſelbſt zur wahren Beglückung eines Mannes auf der Erde geſezt zu ſeyn ſchien.

Noch ehe die lezte Hand an das Bild gelegt war, traf es ſich, daß der Baron eine weibliche Geſtalt hinter dem Fenſter des Ma-

lers ſtehen ſah, in welcher er die Unbekannte, die ſeinem Herzen ſo zuſezte, zu erblicken glaubte. Eine kitzelnde Unruhe trieb ihn umher; weder Frau noch Kinder, weder Buch noch Flügel vermochten ihn zu intereſſiren. Sein Auge fiel auf ein, kleines Oelgemälde, das einiger Ausbeſſerung bedurfte. Er nahm es von der Wand, ging mit ſteigendem Herzpochen hinab in ſeinen Garten und durch ein angelehntes Thürchen im Zaune der Wohnung des Malers zu. Gewaltſam ſuchte er die Bewegung ſeines Innern, den Kampf zwiſchen Verlangen und Gewiſſens-Scrupel, zurückzudrängen.

Erſt nach wiederholtem Anklopfen öffnete ſich die Thüre. Sie war verriegelt geweſen; der Maler war allein. Nach hergeſtammelter Begrüßung und Entſchuldigung — wie ſehr iſt doch der Ton der Stimme der Verräther des Innern auch beim geübten Weltmanne! — kam der Baron auf ſein vorgebliches Anſinnen, auf die Reſtauration des Bildes.

Da wird nicht viel zu machen ſeyn — ſagte der Maler mit verdrießlicherer Miene, als unſer Freund an ihm zu ſehen gewohnt

war. — Der König David iſt gar zu ſehr verdorben und der wohlconſervirten, reizenden Bathſeba, auf die er mit ſehnſüchtigem Verlangen von ſeinem Söller herabſchaut, nicht mehr nahe zu bringen. Die Zeit, die dieſes herrliche Inkarnat ſo harmoniſch, ſo leuchtend erhalten, hat den König halb aufgezehrt. Welcher Satan wohl ſo an ihm gefegt hat! Bis auf die Grundfarbe iſt er zerſtört, und kaum mehr zu erkennen. Jede Retouche würde das Uebel ärger machen. Laſſen Sie es ſo, wie es iſt!

Wunderlich war's, daß er erſt jezt wahrnahm, was er mitgebracht, und da ein Schuldbewußter ſich überall beobachtet und verrathen wähnt, ſo meinte er wirklich, der Maler ſpreche in gefliſſentlicher Anſpielung. —

War etwa dieſer blos ärgerlich über die Störung? oder ging vielleicht auch ihm das Urbild nahe? ſah er dem Baron ins Herz? war er eiferſüchtig? Ohne Zweifel hielt ſich Jemand, und, wahrſcheinlicher als nicht, die Fragliche im Nebenzimmer verborgen. Auf der Staffelei ſtand kein Gemälde, an der Wand lehnte eines umgewendet, was das Rechte ſeyn

konnte; aber Thüngen war nicht keck genug, es umzuwenden. Er kannte den Gebrauch der Maler und ihr Sprichwort: Man soll keinen Narren Etwas sehen lassen, bevor es fertig ist.

An der Wand hingen mehrere Stücke älterer niederländischer und italienischer Meister. Der Baron wollte ein Gespräch über das Eine und Andere anknüpfen; er bemühte sich, die Meister zu errathen, und traute sich hierin einigen Blick zu, da er auf seinen Reisen manche Bildergallerie gesehen und von den Knabenjahren an Interesse an der Kunst genommen. Aber entweder schoß er wirklich jedesmal daneben, oder der Fachmann neckte ihn geflissentlich durch fortgesetztes Verneinen. Bekanntlich sind die ausübenden Künstler aus Stolz zugleich und Aerger, daß sie bei so angestrengtem Bemühen doch über gewisse Beschränkungen nicht hinauskommen, nicht die besten Freunde der Kunstkenner, die so bequem zu ihrem Wissen gelangen und so gern das Höchste, die Totalität, fordern. Sie erinnern an die geplagten Bauern, die auch über die stubensitzenden Bücher-Oekonomen schimpfen.

Aergerlich hierüber fragte sich Thüngen, ob er denn wirklich sein Auge verloren, oder niemals eines gehabt. Er hatte sich bisher den Maler verschiedenen Andeutungen nach als einen liebenswürdigen Mann gedacht; sollte ihn jezt der Satan plagen?

Verstimmt, daß sich nichts Rechtes gestalten wollte, empfahl er sich und eilte auf sein Zimmer zurück. Jezt war er der Welt und sich gram. Wenn dem Menschen ein unziemliches Verlangen vom Zufall oder Geschick befriedigt werden will, so geschieht es zuweilen, daß seine bessere Natur sich erfaßt, daß er gerade da zurücktritt, wo sich ihm der Freudenbecher darbietet. Aber wenn man so, wie unser Freund, mit langer Nase abziehen muß, so hat man sich vor sich selbst prostituirt, ohne sein Inneres durch Resignation wieder versöhnen zu können. Die Welt lacht uns aus und wir verachten uns.

Unser Freund duckte sich, wünschend, daß ihn Niemand bemerkt haben möchte, in sein Museum, als hätte er den Zopf verloren, schwur sich zu, diese Faselei aufgeben zu wol-

len, und ſtand unter ſolchem tüchtigem Entſchluſſe, wie unter einer Allonge-Perücke, mit würdigem Anſtande wieder auf.

Wie es zu gehen pflegt, — was wir wünſchen, flieht uns; was wir aufgeben, kommt uns unerwartet. Eines Sonntags Nachmittags fuhr Thüngen mit ſeiner Gemahlinn nach G. in den öffentlichen Garten. Nicht lange, ſo trat eine Geſellſchaft von Herren und Damen herein, unter leztern das Urbild und dazu ein wahres von Schönheit und Anmuth.

Was das gemalte Nachbild nicht gab, der Wuchs der jungen Dame war von der Art, die ihn oft ſchon über andere Schönheits-Erforderniſſe hatte hinwegſehen laſſen. Aber hier wurde er durch den belebteſten Theil der Geſtalt nur noch mehr verherrlicht.

Manches Geſicht, das von Wenigen beachtet wird, gäbe ein intereſſantes Bild; hier war die Wirklichkeit noch über der Kunſt, und ſogar ihr unerreichbar. Dieſe nach der Seite der Empfindung, des ſtillen Sinnens, der Wehmuth hinneigenden Züge wirkten auf größere Weite als diejenigen von hundert andern ſchö-

nen Mädchen, gerade wie auch Antiken es thun. Aehnliche Normal-Verhältniſſe, wie die Kunſt bei dieſen leztern, ſchien die Natur im Geſicht des herrlichen Geſchöpfs verwirklicht zu haben. Der Baron ward ſich auch dieſes Umſtandes bewußt; es flog wohl der Gedanke durch ſeine Seele: Wenn du, was ſich leicht hätte treffen können, dieſes holde Weſen nicht geſehen, deinem Leben hätte ein Ton, ein Accord gemangelt, etwa wie, wenn man die medizeiſche Venus oder den Apollo nicht gefunden hätte.

Ein nachbarlicher Tiſch wurde von der Geſellſchaft eingenommen. Weil unſer Thüngen ſeinen Augen nicht gar zu großen Zwang anthun wollte, weil er überhaupt ſolches unſchädlichen Wohlgefallens, wie er es zu nennen pflegte, vor ſeiner duldſamen und einſichtsvollen Gattinn niemals ein Hehl hatte, ſo machte er ſie auf das ſchöne Kind aufmerkſam. Wie konnte er denken, daß ſie es nicht ſchon ohne ſein Zuthun ſey? Welcher Mann, und wäre er der tiefſte Schönheitskenner und Verehrer, ſieht ſo ſchnell und ſcharf, als eine

Frau, die ſelbſt Anſprüche macht und machen darf? Ja ſie war aufmerkſam, aber auch auf ihn ſelbſt, jedoch ohne Lezteres merken zu laſſen, und ohne weitern Argwohn. Ihr lächelndes Zunicken ſagte ihm blos: Ja! ja! allerdings ein rechter Augentroſt für meinen Raimund!

Wir dürfen annehmen, daß der Baron, ſelig im Anſchauen dieſer Wohlgeſtalt, keine weitere Künſte übte, um auch von ihr bemerkt zu werden. Ruhte ſein Auge hie und da länger auf ihr, als auf alltäglichen Geſtalten, und iſt jeder ſolche haftende Blick — zu vergleichen der muſikaliſchen Fermate im Gegenſatz gegen blos durchlaufende Noten — ein kleines Liebesbekenntniß, ſo war es billig, daß ſie ihm beim ungeſuchten vorübergehenden Begegnen in den Gängen des Gartens mit vorbeiſchwebendem und etwa drei Terzien anhaltenden Auge ſagte: Wir haben deine Huldigung wohlgefällig bemerkt, und danken für die Aufmerkſamkeit.

Ein näheres Zuſammentreffen vorne auf der Terraſſe, wo man die Ausſicht auf das baum- und wieſenreiche Thal, die Krümmun-

gen des Fluſſes, manche an Weinhügel gelagerte Ortſchaften und ferne Waldhöhen genoß, hätte einige Worte an die reizende Nachbarinn über die herrliche Natur nahe gelegt; aber ſchon hatte ihr Weſen zu viel Bedeutung in ſeinem Innern gewonnen, als daß er mit ſo einer Alltags-Ergießung vor ihr debütiren mochte. Das erſte Wort iſt überhaupt in ſolchen Fällen das ſchwerſte, denn es ſoll zwei noch getrennte Leben verbinden. Daneben iſt eine beobachtende Gattinn nicht die beſte Hebamme der eheherrlichen Galanterieen.

Die Frau Baroninn wünſchte wegen der Unpäßlichkeit eines Kleinen baldige Rückkehr; er ſchied am heiterſten Abend, aus einem fröhlichen Treiben, von den ſchönſten Augen, die, abgewendet, ſein Gehen nicht einmal bemerkten.

Nun aber ward das Ende zum Anfange; was der äußern Anſchauung genommen worden, das machte ſich zu einem Gute ſeiner Phantaſie, und das iſt wohl noch bedenklicher. Im wunderlichen Reiche der Liebe hat man es weniger mit dem Verlangen nach dem leibhaften Gegenſtande ſelbſt, als mit dem phantaſti-

ſchen Bilde von demſelben zu thun. Dieſes iſt eine poetiſche Macht, während jener immer ſein Proſaiſches mit ſich führt.

Daß unſer Freund ſeiner Profeſſion nach ein Dichter iſt, das machte das Uebel ärger; denn nun wurde die Reizende — noch wußte er weder Herkunft noch Namen von ihr — eine Studie für ihn, und er glaubte es ſeinem Beruf und der Uebung darin ſchuldig zu ſeyn, ſich die ſchönſten, anſprechendſten Situationen mit ihr auszudenken, ihr — nicht Süßigkeiten, ſondern, was weit mehr iſt, herzrührende Worte zu ſagen und ſie durch ſanft ablehnende, ſchweigend redende, halbgebrochene Entgegnungen als nicht unempfindlich ſich verrathen zu laſſen.

Wir müſſen hier eine ernſte Bemerkung machen, ohne ſie gerade in aller Strenge auf unſern Freund beziehen zu wollen. Wer einmal von der Pflicht gewichen, und ſich gewiſſe Leckereien, Wollüſteleien, kleine Läſterchen zur Gewohnheit gemacht hat, der glaubt bald, weil ſie einmal zu ſeiner Tagesordnung gehören, ein Verjährungs-Recht daran zu haben, wie wir an allen Denjenigen ſehen, die es ſich

im Leben recht bequem machen. Wenn einmal der Menſch ſeinen Fehler mit einem gewiſſen Behagen ſich und andern geſtanden hat, dann iſt er vollends unverbeſſerlich. Er kühlt ſich die Hölle bis auf Blutwärme ab, um ohne große Bangigkeit in ihr aushalten zu können.

Ob nun wohl jene Bilder- und Gefühls-Gourmandiſe bei unſerm Freunde ſeit geraumer Zeit habituell geworden war, ſo blieb es doch nicht dabei. Sie wollte ſich von Zeit zu Zeit an der nahrhaftern Koſt leibhafter Anſchauung nähren. So geſchah es denn, daß der Baron an ſchönen Tagen ſeine Spaziergänge ſtatt, wie ſonſt, auf die Berge, an einſame maleriſche Stellen, in die Stille des Waldes zu richten, unter allerhand Vorwänden vor ſich ſelbſt in den Park verlegte, wo er den dunkeln Augen zu begegnen hoffte.

Nach einiger Zeit merkte er's dem Ton des Tages, der Luft, dem Licht an, wenn ſie da war; er hatte beim Anblick der farbigen Maſſen der Wandler eine ſelten fehlende Ahnung, ob die ihm bekannten einfachen Gewande daraus hervortreten und ſeinem Blicke ſich

ſtellen werden. Sonntags ward er ſogar ſeinem kraftvollen Lieblings-Prediger untreu, um einen ſalbungsloſen zu hören, weil ſie im Schiff der Kirche ſaß.

So ſie beſtreifend und umſchwebend erhielt er nach und nach beſtimmtere Kunde von ihrem Leben und Weſen; er hörte ihre Stimme, einen aus tiefer Seele ſtammenden Alt, ſeinen Favorit-Ton; er beobachtete die Eigenthümlichkeiten ihres Benehmens, und ohne durch ein Wort mit ihr in Beziehung gekommen zu ſeyn, konnte er ſie doch der innern Geltung nach unter ſeine genauere Bekanntſchaften zählen.

Leute gleicher Geſinnung erkennen ſich, wie Freimaurer, an gewiſſen Zeichen. Er fand ein Paar Bekannte auf derſelben Anbetungs-Station knieen, und wo ſie ſich trafen, kamen ſie ſtets auf den Gegenſtand ihrer gemeinſchaftlichen Verehrung zu ſprechen. So beantwortete ſich ihm auch die Frage nach ihren bürgerlichen Verhältniſſen: Sie war die einzige Tochter eines vermöglichen Partikuliers. Den Anhauch von Tiefſinn oder ſchwermüthigen

Ernſt, der ihrem Weſen den unwiderſtehlichen Zauber verlieh, erklärten die in dieſer Neigung Verbündeten für ein Erbtheil von ihrer verſtorbenen Mutter, und das Intereſſe, das uns Menſchen, die durch die Schule ſchmerzender Erfahrungen gegangen, einflößen, gewann ſich dieſe reine, ungetrübte Seele, wie ein Rubin, durch die natürlich dunklere Färbung.

Fragen wir, wie ſie — wir ſind nun in den Stand geſezt, ſie fortan nach ihrem Namen „Sophia Syring" zu benennen — ſich gegen ihre Anbeter, namentlich gegen unſern Freund benommen, ſo gehen uns hierüber die nähern Nachrichten ab. Das wiſſen wir aus einer übermüthigen Aeuſſerung, die ihm einſt entfuhr, daß er auf der Liſte ihres Herzens nicht zu unterſt zu ſtehen glaubte. Auf welche Wahrnehmungen ſich dieſe Vermuthung gründe, ob ſie feſter baſirt ſey, als der ſelbſtgefällige Wahn der meiſten Männer, die nach ſchönen Mädchen und Weibern ſchauen, laſſen wir billig dahin geſtellt ſeyn.

Daß er ſie als Hauptfigur in einem Drama oder einer Novelle aufzuſtellen Willens war,

iſt ſchon vorweg gewiß, denn ſo hat er es mit ſeinen Stoffen immer gehalten und er theilt mit andern Dichtern die Gewohnheit, ſeinen Liebſchaften äſthetiſche Allgemeingültigkeit zu verleihen. Hat er ſeine Frau, mit der er den ganzen Curſus der Liebe, vom Morgenroth der erſten Zuneigung bis zur Sonnenhelle des Eheſtandes, durchgemacht, nicht nur einmal, ſondern wenigſtens ſo oft, als Rubens die ſeinige, gemalt, ſo müſſen wir das löblich nennen, denn ſo kommt ſie, was den wenigſten ihres Geſchlechts zu Theil wird, in verſchiedenen anſprechenden Situationen und ſtets mit liebenswürdigen Zügen auf die Nachwelt; nur will ich ihm rathen, ſich ſatyriſcher Schilderungen, wie die in dem vor uns liegenden Liebe- und Freundſchaft-Taſchenbuch iſt, zu enthalten.

Aber wie kann ſie es ruhig mit anſehen, wenn er anfängt, zu ſeinen Modellen die ſchönſten und jüngſten Mädchen ſich auszuſuchen? Iſt nicht der Künſtler auch ein Menſch? kann er ſeine Gattinn mit ſeinem Kunſt-Intereſſe, ſeinem Namen, ſeinem Golderwerb beſchwichti-

gen? iſt eine Frau nicht mit Recht auf alle Neigungen und Liebhabereien des Mannes eiferſüchtig, deren Gegenſtand nicht ſie ſelber iſt?

Als ihr Kriegsvogt habe ich ihm alſo die Schilderung der intereſſanten Geſtalt weggenommen, indem ich ihm, wenn auch mit unbeholfenem Griffel, zuvorgekommen bin.

Die Nennung des berühmten Niederländiſchen Malers bringt mich auf eine andere Eigenthümlichkeit unſeres edeln Kunſtfreundes, die wohl wenigen von uns fremd iſt. Er weiß ſich viel mit ſeiner Einſicht in die Verwandtſchaft der Künſte, behauptet, das Verfahren der Kunſtſchöpfer in ihren Fundamenten, ſey es nun zeichnend, dichtend, darſtellend, tondichtend, bildend, bauend, bleibe in allen dasſelbe, und wer in Einer etwas ſeyn wolle, müſſe in gewiſſem Grade für alle übrige Sinn haben und ſo intereſſirt er ſich denn ſtark für die bildenden Künſte.

„Schöne Formen" — das iſt ſo ein Lieblings-Ausdruck von ihm, in welchen er manches einwickelt, was gemeine Leute „Lüſternheit" nennen. So entgeht ihm in Geſellſchaft,

auf Spaziergängen, an Vergnügungsorten, ja in den Straßen der Stadt kein einziges weibliches Geſchöpf; er ſchaut, mißt, umtaſtet ſie flüchtig mit ſeinem Kunſtblick, und als wir ihn einſt darüber lachend zur Rede ſezten, fuhr er mit der ſonderbaren Behauptung heraus, dieſes Schauen und Suchen ſey eigentlich bei ihm eine äſthetiſche Sehnſucht nach der vollkommenſten Geſtalt, die er aus einem ihm angebornen Bedürfniß überall, aber vergebens, zu erſpähen ſuche, von der er bald da bald dort, jezt in einem Kopf oder deſſen einzelnen Zügen, jezt an einem der übrigen Theile Etwas, noch nie aber das Ganze, die Harmonie der verſchiedenen Reize, getroffen habe. Durchgängige Unſchönheit ſey ſo ſelten, als überwiegende Schönheit. Es gebe eigentlich mehrere Normal-Geſtalten, jede von anderm Charakter, wie es mehrere antike weibliche Schönheits-Ideale gebe, z. B. Venus, Diana, Pallas, Juno.

Wir mußten ihn, der dergleichen Dinge mit angenommener Spaßhaftigkeit vorbringt, aber in vollem Ernſte meint, nothwendig da-

mit aufziehen und bedauern, daß er, der ſo würdig geweſen, im griechiſchen Alterthum, oder noch beſſer in der goldenen Zeit gelebt zu haben, wo die Natur ohne läſtige Hüllen in den ſchönſten Formen ſich dem Auge dargeſtellt, an den Entſtellungen durch Corſette, Puffen, Shawls und anderes lügende und betrügende Beiweſen ſein Künſtler-Aug abmüden und verderben müſſe. Er möge ſich nur gratuliren, daß ihm der Himmel, der nordweſtliche, das Beſte was er aufzutreiben vermocht, eine Gattinn gegeben, die ſelbſt für eine Normal-Geſtalt vom lieblichſten Charakter, eine Verſchmelzung mehrerer griechiſcher Göttinnen, gelten könne.

Er machte auf ſolchen Vorhalt ein Geſicht, wie eine angeblaſene Gartenſchnecke; wir wußten nicht, ob ſich die wurmförmigen Bewegungen darin ins Lachen oder Weinen verziehen würden. — —

Als der Vorleſer ſoweit gekommen und einen kleinen Stillſtand machte, nahm der Kraftmann, dem die Schilderung keineswegs zu behagen ſchien, das Wort. Er war überhaupt

ſchwer durch fremde Leiſtungen zu befriedigen, deſto ſchwerer, je näher ihm der Darſteller durch perſönliche Bekanntſchaft ſtand, und während er ſich bei dem, was er ſelbſt gab, nicht an ſtrenge äſthetiſche, ſittliche, religiöſe Forderungen band, pflegte er gegen Andere die ſtrengſten aufzuſtellen.

Was ſoll das heiſſen? — rief er — wenn heilige Verhältniſſe, wie das der Ehe, mit ſolcher Leichtfertigkeit behandelt, wenn deren Nichtachtung, wenn frivoles Spiel damit auf eine affektirt-humoriſtiſche Weiſe geſchildert werden? Iſt nicht der Darſteller ſo tadelnswerth als das dargeſtellte Individuum? Wer wird mit Tugend und Reinheit des Sinnes ſo Scherz treiben, in Worten, wie in der That? Wir hätten wohl etwas Anders von unſerer züchtigen Jungfrau erwartet.

Fridolin fuhr ein wenig in ſich zuſammen, erwiederte aber bald gefaßt: Es wäre vielleicht gut, wenn wir alleſammt uns immer, wo wir gehen, ſtehen, ſitzen oder liegen, die höchſten, ſtrengſten Forderungen vorhielten und ich blicke mit Hochachtung auf diejenigen, die

ich dafür anſehen muß, daß ihnen dieß gelinge und durch lange Uebung zur Natur geworden ſey. Sie ſind ohne Zweifel aus ganzem und Einem Stück und nicht aus ſchlechtem.

Aber wir, gutartige Kinder zwar, jedoch Kinder der Welt, die wir uns in den verſchiedenſten Sphären umtreiben wollen oder müſſen, die wir auf allen Lebensbäumen die Blüthen des Schönen, den Honig und das Wachs des Guten und Wahren ſuchen, denen auch das unumgängliche Unreine rein iſt, ſolang ſie ſich ſelbſt rein halten, wir müſſen doch wohl unſern Geſichtskreis nach Umſtänden bald erweitern bald verengern, unſere Forderungen nach dem genommenen Standpunkte ſtellen, ja ſelbſt unſere Sprache nach der Vorſtellungsart, Faſſungskraft und Anſchauungsweiſe Derer richten, mit denen wir verkehren. Auf jeden Fall müſſen wir, wenn wir gehört, verſtanden werden, und uns Herzen gewinnen wollen, an ihrer Denkungsart den Faden anknüpfen, und die höhere Anſicht, die wir niemals aus den Augen verlieren und der wir eigentlich durch unſer ganzes Leben Raum zu machen bemüht

ſind, ſtets in die Begriffe der Menſchenkinder überſetzen.

Ich muß alſo, und wäre ich der Trappiſt, mit dem Weltmann Thüngen weltmänniſch reden und ihn auf ſeinem eigenen Standpunkt angreiffen, wenn er meine Klinge an der ſeinigen fühlen will. Doch ſein bloſes Spiegelbild warnt ihn vielleicht ſchon, und mahnt ihn zur Sinnesänderung.

Das ſubtile Verhältniß zwiſchen ihm und Sophia Syring dauerte ein Paar Jährchen fort, wobei die ſchönen Künſte, Poeſie und Plaſtik, die Kupplerinnen bei ſeiner Phantaſie machten, und eine beſtändige Theilung ſeines Herzens unterhielten, ſo wie er überhaupt ſein künſtleriſches Formen-Spähen, wie andere ihre andern Gewohnheiten, z. B. das Singen oder Pfeiffen auf der Straße, nicht laſſen konnte. Ja, wenn nicht die rührende Großmuth ſeiner Gattinn ihn bekehrt hat, ſo iſt noch jezt vielleicht Alles beim Alten. Was ſie nämlich gethan, ſey der Schluß meiner Schilderung.

Unſer Thüngen pflegt ſich nach Tiſch eine Viertelſtunde auf die Ottomane hinzuſtre-

cken, um die Anſpannung des Tages durch eine ſchlummerhafte Ruhe zu unterbrechen, und aus ihr als ein neuer Menſch ſich zu erheben. Man muß ſagen, er verſteht ſich auf's Behagliche aller Art vortrefflich, und wie ſein Magen, ſein Gaumen äuſſerſt empfindlich ſind, ſo kann auch der kleinſte Umſtand ſein poetiſches Vermögen hindern oder fördern.

In jene tägliche Sieſta fallen denn auch die kleinen Tändeleien, die wir Orientalismen ſeiner Phantaſie nennen möchten, wo ſie ſich in Situationen gewiſſer Art, meiſt im Geſchmack Wielands, Heinſe's ꝛc. bequem ergeht. Es iſt ein leckeres Opium-Kauen, das den Menſchen leiſe abſchwächt, und ihn für den Ernſt des Lebens ſtumpf macht.

Seine Einbildungskraft wandte ſich eines Nachmittags, wo er ſich der drückenden Luft wegen in ſein kühles Beſuchzimmer zurückgezogen, der Dunkelaugigen zu, und gefiel ſich auf der Grenze zwiſchen Wachen und Träumen in Ausbildung pikanter Szenen, mit denen er ſich unmerklich in wirklichen Schlummer wiegte.

Es war ihm, als folge er Abends vor dem Scheiden der Sonne dem verwachsenen Pfad einer Thalenge, die von farbigen Schlaglichtern hie und da erhellt war, und klettere ziemlich steil zwischen Berggärten dem schwarzen Tannenwalde zu, der die Höhe krönte.

Ueber ihm ragte Gestein zur Seite vor, eine schroffe Klippe von Sandstein, um welche sich der Pfad wand. Eine weibliche Gestalt stand auf ihrer Fläche; sie schien sich verstiegen zu haben und in Aengsten auf Hülfe zu warten. Sie war es, die ihm so in den schönsten Rahmen gefaßt, in der bedeutendsten Situation, recht aus Sehnsucht, Liebe, Bangen, Ruhe und Einsamkeit zusammengewoben, erscheinen mußte. Er eilte mit klopfenden Pulsen, und entschlossen, sich diesen köstlichen Moment in seiner ganzen herrlichen Fülle zu Nutze zu machen, näher hinan.

Auf einem kaum Fuß-breiten Pfad hatte die Kecke sich vorgewagt; hier war sie aber durch den Blick in die Tiefen schwindlicht geworden und stand nun rathlos. Er richtete sein fragendes Wort an sie — das erste in sei-

nem Leben — ſie antwortete aber nur mit einer Bewegung der Hand auf ihr umnebeltes Aug. Er näherte ſich ihr, ſolcher Felſenwege ſchon gewohnt. Die Platte faßte nur eben zwei Menſchen. Wie war ihm, ſo nahe an ſie gedrängt? Sie faßte ſeinen Arm krampfhaft; ſeine Gegenwart gab ihr feſtern Blick und Farbe wieder. Er erlaubte ſich, ſie gleichſam vorſorglich zu umfaſſen. Seine träumeriſche Phantaſie gönnte ihm aber leider die völlige Ausbildung dieſer wonnevollen Minute nicht, ſo oft er auch aufs Neue anſezte, und ſo rein von allem blos Sinnlichen er die Szene hielt.

Sie ſtrebte unruhig von dem halsbrecheriſchen Orte weg; er gab ihr die warnende Lehre, ja nicht hinab, ſondern ſtarr auf den Pfad zu ſehen, in welchem Fall er auch bei der halben Breite noch ſicher genug wäre, ſo ſicher, als der handbreite Fries ihres Zimmerbodens.

Er faßte ſie von hinten am Arm und bewachte ihre Tritte; ſo kam ſie ohne Wanken auf feſten Boden.

Von fern her rief jezt eine jugendliche Stimme ihren Namen, Ihr Bruder hatte ſie aus dem Auge verloren und war, ſie ſuchend, ziemlich weit vorausgeeilt. Die Erzählung ihres ſonderbaren Luſtwandelns nahm die Augenblicke hinweg, die er ſo gern einer leiſen Anſpielung auf das Verhältniß ſeines Herzens zu ihr gewidmet hätte. Sie wollte das lezte Abenteuer vor ihrem Bruder verſchweigen, und bat deßhalb unſern Thüngen, ſich vor ihm nicht ſehen zu laſſen.

Ihr Auge ſprach lebhaften Dank, und, wie ihm dünkte, noch Etwas, an was er gern noch länger in ſüßer Ahndung gehangen wäre. Er hielt mit ſeinen Händen die ihrigen umfaßt und wollte ſagen: Soll denn dieß das Lezte ſeyn, und von dem, was ich ſchon ſo lang in mir verſchließe, kein Wort mich erleichtern? Wer weiß, ob wir ſo im langen Leben wieder uns treffen, oder vielmehr, ich weiß es, daß nichts Schönes wiederkehrt und jedes flüchtige Glück dem Menſchen nur Einmal erſcheint.

Er fühlte ſchon ihre Hände den ſeinigen

entſchlüpfen, und zog ſie nochmals mit Inbrunſt an ſeine Bruſt, aufſeufzend, daß er nicht den ganzen ſüßen Leib an ſich ziehen durfte.

Die Bewegung dieſes Moments brachte ihn zum Wachen; aber wer denkt ſich ſeine Beſtürzung, als vor ihm, lebend, die im Traum Geſehene ſtand, deren Hände er leibhaftig in den ſeinigen hielt. Seine Verwirrung fand keine Worte; er bemühte ſich nur, recht helle zu ſehen.

So feurig klar im Traum die Flamme der Gefühle lodert, ſo neblicht dumpf ſind auch in dem, welchen wir lebendig zu nennen gewohnt ſind, die Anſchauungen der innern Sinne. Im Wachen ſtört dagegen oft die kalte Wahrheit des Anſchauens das warme Spiel der Empfindungen.

Sophia wendete ſich verſchämt ab, und verrieth durch ein ausgeſtoßenes: Ach Gott! daß ſie bereue, zu einer ſo ſonderbaren Entrevue die Hand geboten zu haben. Wer weiß, ob nicht der Baron die phantaſtiſche Freiheit des Traumes in die Wirklichkeit herübergeſpielt

hätte, wäre nicht die Baroninn mit einer im Hauſe wohnenden Freundinn durch die Tapetenthür eingetreten und hätte mit triumphirender Miene das Werk ihrer Veranſtaltung betrachtet. Sie, die im Durchſchauen der Seelen gewiß glücklicher iſt, als mancher Profeſſor der Pſychologie, mochte wohl ahnden, in welchen Blumen-Auen des Gatten träumeriſcher Sinn bei ſeinen Nachmittags-Schläfchen luſtwandle. Es mußte ſich treffen, daß Sophia bei der Hausgenoſſinn einen unerwarteten Beſuch machte. Sie wußte ſie, unter dem Vorwand, ihr ein Möbel neuern Geſchmacks, von welchem die Rede war, zu zeigen, in ihr Zimmer zu bringen. Nur ihrer leutſeligen Offenheit konnte es gelingen, die Schüchterne zu der unſchuldigen Myſtifikation zu bewegen. Sie verſtand es, mit leichtem Auftreten der Sache alle Bedeutſamkeit zu nehmen, wobei ſie doch mit Zartheit merken ließ, daß Sophia dem Erwachenden keine unholde Erſcheinung ſeyn werde.

Wie konnte ein jungfräuliches Herz einer ſo unſchädlichen Romantik widerſtreben? Die

Baroninn beobachtete den rechten Moment, der Zufall that das Seinige dabei, daß Alles sich ohne Zwang, wie von selbst machte. Ich möchte fast annehmen, daß der Baron, als er schlafend die zarte Hand in der seinigen fühlte, die Szene hinzuträumte, wie man gar oft zu nächtlichen Lauten eine Geschichte träumt, in welcher diese dann, wunderlich genug, erst am Schlusse vorkommen.

Die pikante Situation löste sich in ein heiteres Beisammenseyn auf; die Baroninn konnte sich nicht enthalten, das Herzensverhältniß ihres Gattinn zu Sophia einigermaßen aufzudecken, was aber von dieser natürlich weder anerkannt, noch durch ein ähnliches Geständniß erwiedert werden wollte. Die Scherze der Hausgenossinn, einer in gleichem Grade klaren als unpoetischen Seele, zogen das Gespräch ganz ins bürgerliche Leben, in die Bezirke der konventionellen Rücksichten, herab. Der Baron war an der Seite der Holden, so lang in seine Nähe Ersehnten in der ungenügendsten Lage. Alles nagte und würgte an seiner poetischen Welt, die Weiber fegten und

kehrten gleichſam ſeine innere Tribuna aus. Er läugnete ſeine ſtille, reine Huldigung nicht, aber es klang jezt wie eine Wochenblatt-Anzeige. Er war am Ende froh, als man ſich erhob und an der Thüre ſich das ſchöne dunkle Auge nur noch einmal auf ihn richtete.

Die Baroninn konnte billig erwarten, daß der Gatte ihr für die in Herbeiführung dieſer ſüßen Ueberraſchung bewieſene Hochherzigkeit danken werde.

Du haſt deinen Zweck erreicht — ſagte er, als ſie wieder allein waren. Du haſt geahndet, daß ihre Schönheit dieſe Nähe nicht aushält. So wie die Malerei weniger und doch wieder mehr leiſtet, als die Natur, ſo iſt auch die Phantaſie ärmer und doch wieder reicher, als die Wirklichkeit. Die Züge des herrlichen Mädchens ſind ein klein wenig voller, als ich ſie mir gedacht; es iſt auch Das und Jenes in den Details ihres Geſichts, was man lieber wegwünſchen möchte; ein Zahn ſteht nicht ganz in der Perlenreihe der übrigen, und ihre Stimme iſt doch gar zu ſehr Contra-Alt. Bei deiner Verrätherei in Betreff meiner hätte ſie

auch, das wirſt du ſelbſt ſagen, etwas weniger kalt ſeyn, ſie hätte im Scherz oder Ernſt Etwas von ihrer Seite zugeſtehen können, denn daß ſie gar nichts wiſſen ſoll, iſt wohl kaum zu glauben. — —

Schon einigemal hatte der Kraftmann ſich auf ſeinem Seſſel herumgeworfen, ſich geräuſpert und andere Zeichen ſeiner Unzufriedenheit mit der Erzählung gegeben. Jezt ward er aber laut:

Nun das heiſſe ich doch von der durch Engländer und Amerikaner wieder in die Dichtkunſt eingeführten Erlaubniß, breit zu ſeyn, unverſchämten Gebrauch machen. Die Geſchichte wird ja nachgerade langweilig nicht nur zum Einſchlafen, nein zum Schnarchen. Hier riß er mit Gewalt ſeinen ohnedieß weiten Mund recht weit auf.

Es kommt bei ſolchen Schilderungen — wandte der Baron ein — darauf an, wen es trifft. Mir war ſie intereſſant genug. Hätte ich doch unſerer züchtigen Jungfrau kaum zugetraut, daß ſie mir heute unter meinen barſchen Freunden das Einſchneidendſte ſagen, das

Ernſteſte zu bedenken geben würde. Ja, unſer Fridolin hat mir einen Spiegel vorgehalten, in welchen ich noch nie ſo mit Nachdenken geblickt. Oft ſchon fragte ich mich über meinen Beruf zur Poeterei; jezt frage ich mich aufs Neue, ob nicht eine ſolche von der Welt geprieſene, beneidete Liebhaberei den Menſchen zuweilen in ſich theile, ob es nicht beſſer wäre, wenn ich meiner Familie, dem Kern meines Daſeyns und Lebens alle meine Kraft unzerſplittert widmete. Oft iſt mir's, als meinte die Eiferſucht der Weiber auch über die ſchönſten Intereſſen ihrer Männer nichts anders, als dieſe Theilung der Beſtrebungen. Es iſt unglaublich, was der Menſch für Zeit und Kraft anzuwenden hat, um aus ſich und ſeinem Haus dasjenige ſelbſt zu machen, was er mit ſeiner Feder aus ſeinen poetiſchen Geſtalten ſo bequem macht. Verzeihlicherweiſe geht die Neugierde des Publikums bei ſeinen Dichtern immer dahin, auch in deren vier Wände zu ſchauen, um zu ſehen, ob ſie ihren eigenen Kreis durch die bürgerlichen, geiſtigen, ſittlichen Forderungen hindurch bis zu einem poe-

tiſchen Ausdruck heben, und ich meine faſt, die Frauen ſeyen in dieſer Selbſtpoeſirung viel emſiger ſchaffend und glücklicher, als wir.

Von ſeinen Orientalismen, ſeinem Spähen nach ſchönen Formen und anderm imaginativen Kitzel ſchweigt er ganz — ſagte der Kraftmann.

Poetiſche Lizenzen! — bemerkte der launige Epigrammatiſt, der, ſelbſt gewohnt, ſeine Dichterſtoffe im heitern Leben, an Wirthstafeln und bei andern luſtigen Gelegenheiten zu ſuchen, in dieſer Beziehung ſehr nachſichtig war.

Wehe dem Dichter — rief der energiſche Odenſchöpfer — der ſolcher Reizmittel zur Begeiſterung bedarf! Alle Kraft zu wirken, zu lieben, zu bilden, zu dichten iſt zulezt eine ſittliche, und jede frivole Richtung unſerer Einbildungskraft iſt eine Verirrung aus unſerer Lebensmitte, ſo wie ſie eine tadelnswerthe Abſchweifung von der Seite unſerer theuern Angehörigen iſt.

Meine werthen Freunde! — äuſſerte mit Wärme der Baron — ich lerne mich täglich

mehr in meiner organiſchen Ganzheit begreiſſen; ich ahnde, wie mein Gutes von meinen Fehlern durchſezt, in ſie verſchlungen iſt; ich ſehe dem Streit der Pflichten, dem Kampf des Ichs mit den Sachen, des Willens mit den Verhältniſſen in mir zu, und ich finde täglich mehr beſtättigt, daß alles Thun des Menſchen erſt dann die rechte Bedeutung, Geſtalt, Farbe, innere Geltung und Tüchtigkeit erhält, wenn es ſich den ſtrengſten Forderungen ſeines Gewiſſens unterordnet, daß alle Kraft und alles Licht des Lebens nur allein aus der Urkraft, dem Urlichte ſtammen.

Wir werden zu ernſthaft — rief der Kraftmann. — Sagen Sie uns geſchwind, wie Sie jezt mit Sophia Syring ſtehen.

Ich habe — erwiederte lächelnd der Baron — was mir unſer ſtrenger Freund gönnen wird, eine kühle Bekanntſchaft gewonnen, und ein poetiſches Bild verloren.

Das ſoll wohl heiſſen — ſagte die Baronin — mehr verloren als gewonnen. Gräme dich nicht, lieber Poet! wer weiß, wie es kommt? eine ſchäzbare Freundinn fürs Leben

wäre doch mehr als ein phantaſtiſches Bild, und dein moraliſcher Gewinn, der ohnehin ſchon deinen poetiſchen Verluſt deckt, würde ſomit noch durch eine Zuthat erhöht.

Sie öffnete die Thüre des anſtoßenden Zimmers und Sophia trat unter dieſe. Alle Blicke hefteten ſich auf die unerwartete Erſcheinung, und allgemeines Erſtaunen über die in ihrem holden Erröthen wirklich zauberiſch ſchöne Geſtalt bemächtigte ſich der Anweſenden. Die Baronin führte ſie, die ſoeben von einer kleinen Reiſe Zurückgekehrte, Fridolin zu, der forſchend in ihrem holden Antlitz las und aus ihrem frohen Erröthen und warmen Händedrucke die Gewißheit mitnahm, daß ihre Sache gut ſtehe, indem auch der lezte Anſtand bei den Verwandten gehoben worden. Er war durch keine Rückſicht mehr gehindert, ſie der Geſellſchaft als ſeine Verlobte vorzuſtellen. Der Baron kam ſichtbar in eine verlegene Befangenheit, aus welcher jedoch eine wachſende Freude hervorbrach. Die Ueberraſchung wirkte auf ihn wie ein ſtarkes Getränk, und brachte ihn in eine ſchnelle Begeiſterung. Wenn ihn eine

Schönheit der Natur oder Kunſt, die ihm keine Näherung geſtattete, ſeinem Weſen kein Erkennen, keine Erweiterung darbot, nach und nach erkältete, daß er ſich bald faſt ärgerlich wegwandte, ſo erregte ihn ein ſchöner Erwerb dermaßen, daß er die ganze Welt von der Seite der fröhlichſten, herzerfreuendſten Entwicklung anſchaute.

Fridolin! — rief er — du weißt, wie froh ich werde, wenn ich ein ſeltnes Werk in die Hände eines recht warmen Verehrers, eines ächten Kenners gelangen ſehe; wie es mir dann aus dem Zeitſtrudel für die Ewigkeit gerettet ſcheint. Wie muß mir dann ſeyn, wenn ich eines liebenswürdigen Weſens Geſchick ſich dauerhaft befeſtigen, wenn ich ſeine herrlichen Eigenſchaften begriffen, ſeine Vorzüge geſchäzt, geliebt ſehe?

Ich danke ſie deinen Herzens-Erleichterungen — erwiederte Fridolin. — Du haſt mich zuerſt auf das Frauenbild Sophia aufmerkſam gemacht.

Ich weiß wohl — erkühnte ſich der Baron mit humoriſtiſcher Naivetät vorzubringen — daß

ich von jeher dazu bestimmt war, meinen Freunden vorzureflectiren, vorzufühlen, vorzulieben; sie haben sich's dann in den Resultaten, in dem Ausgewählten wohl seyn lassen.

Welche Frechheit! — rief der Kraftmann gegen die Baroninn gewendet. — Wenn wir es auch hinunterschlucken, Sie, Verehrte, müssen es doch übel nehmen.

Die Baroninn schüttelte lächelnd verneinend.

Sie hat — sagte der Baron — gewiß noch nie auch nur einen Augenblick die Ueberzeugung verloren, daß sie mir das Liebste auf Erden sey. Das — hier faßte er Sophia's Hand, und küßte sie zierlich — gehört einer ganz andern Sphäre an, und darüber hab' ich ja vorhin schon gebeichtet.

Noch war es ziemlich weit von Mitternacht, der Scheide des Jahres; aber der Baron drang darauf, daß der Punsch eiligst bereitet und aufgetragen werde, denn ihn verlangte darnach, das lezte Restchen Prosa und beengender Rücksichten, das etwa noch in irgend einem Herzen starr liegen möchte, in dem durchdringenden Naphta aufgelöst zu sehen.

Mehrere Stimmen sprachen dagegen und drangen auf die Neujahrnachts-Sitte. Aber die Küchen-Administration war noch schneller gewesen, als selbst die Befehle des Gouvernements. Kaum war sein Verlangen laut geworden, als der Punsch-Napf schon auf dem Tische stand.

Die Gläser wurden gefüllt und er hieß Fridolin das Voßische Lied anstimmen: „Des Jahres lezte Stunde.“

Wie anachronistisch! — rief der Kraftmann. — Sie muß doch erst schlagen.

Keinesweges! — entgegnete der Baron. — Der innere Fest-Moment fällt selten mit dem äußern zusammen; dieser erkältet jenen meistens. Alles Gefühl eilt zuvor, und blüht am schönsten in Vorahndung, Erwartung. Nur kein Frühlingslied im Frühling, kein Alpenlied in den Alpen! Man singt nur, was man noch nicht hat. Der Besitz singt nicht mehr.

Ein Gast that sich was darauf zu gut, daß er seine Uhr kürzlich nach der Sonne gerichtet, also aufs genaueste den Augenblick des eintretenden Jahreswechsels anzugeben wisse.

Da haſt Du dir eine unzeitige Mühe gegeben — ſagte der Baron — denn die Sonne, oder, wenn du willſt, die Erde, geht nicht ſo richtig, als eine gute Uhr. Dieſe ſonderbare Behauptung erregte allgemeines Lachen; er wußte ſie aber mit aſtronomiſchen Gründen zu unterſtützen. Wir halten's mit der mittlern Zeit — ſchloß er — und wollen uns gerade in dieſer Nacht daran erinnern, daß für den Menſchen in den meiſten Dingen ein Mittleres das Beſte iſt.

Das von Fridolin's weichem Tenor angeſtimmte Voßiſche Lied wurde unter Punſchgläſer-Klang mit Effekt durchgeſungen. Alle Herzen erweiterten ſich im löſenden Element der Töne. Der Baron rief mit Emphaſe: Ihr Freunde! laßt uns weniger ablehnend, abſtoßend, an ſchwachen Seiten reizbar ſeyn! Wir gehen in manchen Beſtrebungen und Anſichten auseinander, uns iſt Vieles im Leben mißlungen, laßt uns aber darum doch ſo weich und offen ſeyn, wie Jünglinge, die, auf gleicher Bahn wandelnd, ſich das Beſte zutrauen und von der Zukunft alles Schöne hoffen!

Darauf ſchlang er den Arm um die Gattinn, und ſagte bewegt: Ich will beſſer werden, als ich bin! Bei Gott! es iſt ja mein tiefſtes Ringen, das Gemeine von mir zu thun, und mein irdiſches Leben zu vergeiſtigen. Sie zog ihn an ihre Bruſt und antwortete nur mit einem thränenvollen Auge. Sie wußte für ſich kein Gelübde zu thun. Eine reine weibliche Seele nimmt ſelten einen Anlauf zum Guten, darum wird ſie auch ihren Entſchlüſſen nicht ſo oft untreu, wie der Mann.

Sophia bot ihrem Fridolin die Hand, die er mit Wärme an ſeine Lippen zog, ausrufend: Ich will deiner würdig werden!

Der Odendichter entblödete ſich nicht, Sophia durch Anſpielungen ausholen zu wollen, was denn der Baron ihrem Herzen wohl geweſen. Das iſt nur für uns Beide — nahm die Baroninn das Wort — und gehört unter die Dinge, über welche ihr Männer niemals ganz ins Klare kommen dürft.

Der Zeit-Pedant hielt ſeine Repetir-Uhr noch immer in der Hand und zählte Minuten und Sekunden, als der am Fenſter ſitzende

Epigrammatiſt dieſes aufriß und mit dem Glockenſchlage: Proſit das neue Jahr! rief.

Falſch! falſch! — ſchrie unter abwehrender Geberde der Uhrhalter — es iſt noch fünfzehn Sekunden! und ſteckte, als das Glückwünſchen fortging, ſeinen Zeitmeſſer unter einem komiſchen Fluch, den er ſeinem eigenen „Proſit" anhängte, wieder ein.

Vom Marktplatz her drang ein verworrenes Getöſe; vom Thurm erklang das herrliche: Nun danket alle Gott! In der Ferne fielen mehrere Piſtolen- und Böllerſchüſſe.

Die ewige, unaufhaltſame Zeit hielt ſtille, um für gerührte Menſchen einen Abſchnitt zu bilden.

„Freundſchaft und Liebe" riefen eines Sinnes der Baron und Fridolin im gleichen Momente.

III.

Aus dem Leben eines Muſikus.

1.

Wenn ich beim Hauſe des Stadtmuſikus Bühler vorbei ging, ſo hörte ich gewöhnlich die Geige des Sohnes Ludwig, entweder in gefühlvollen Tönen, daß es faſt klang, wie Menſchenſtimme, oder in raſchen Läufen und kühnen Sprüngen, die er zehn- und zwanzigmal wiederholte, bis ſie ihm ganz geläufig wurden.

Wir waren keine eigentliche Schulfreunde; er ſaß, mehrere Jahre jünger als ich, immer eine Klaſſe hinter mir. Doch ſahen ihn auch die ältern Gymnaſiſten, als einen braven Jüngling, gern unter ſich. Ich wußte immer, wie es ihm ging, und als ſich im Verlaufe der Zeit jener Unterſchied der Jahre nach und

nach verwiſchte, wurden wir vertrauter und er theilte mir auch diejenigen Begegniſſe ſeines Lebens mit, von denen ich nicht Zeuge geweſen und welche ich nur aus dem Munde Dritter, aber weder zuverläßig noch umſtändlich genug, kannte.

Hievon will ich denn, was mir für theilnehmende Gemüther anziehend und wohl auch lehrreich dünkt, in der Kürze hier öffentlich geben. Geheimniſſe ſind es ohnehin nicht, und mein Freund hat ſich deſſen, was er gethan und was ihm widerfahren, keineswegs zu ſchämen. So möge er denn dieſes Bruchſtück aus ſeinem Leben hier vielleicht unerwartet antreffen; er wird mir, ſo wie ich ihn kenne, darum nicht böſe werden. Er kommt doch, wie viele Andere, nicht ans Schreiben.

Es wird wohl am Beſten ſeyn, wenn ich ihn ſelbſt reden laſſe; die geneigten Leſer mögen ſich alſo denken, er ſtehe erzählend vor ihnen, und laſſe ſich folgendermaßen vernehmen:

„Ich erinnere mich nicht, wann bei mir die Luſt zur Muſik erwacht iſt; vielleicht darf ich ſie angeboren nennen, ob ich gleich nie habe erfragen können, ob auſſer meinem Vater noch weitere Vorältern Muſik geliebt oder getrieben haben. Ich entſinne mich noch jezt ziemlich lebendig, daß ich, ehe ich recht reden und gehen konnte, auf die Bank geſezt und mir zwiſchen meine kleinen Beine ein Violoncell geſtellt wurde; wie ich dann mit dem Bogen die Umſtehenden wegwies, um gewiß zu ſeyn, daß ich ſelbſt und allein die Saiten zum Ton anſtreiche.

Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn dieß nur die Erinnerung an ein früheres Erinnern ſeyn ſollte.

Mein Vater kaufte mir auf Weihnachten von einem wandernden Inſtrumenten-Händler eine kleine Geige; ich war ſechs Jahre alt, und glaubte, daß ſie unmittelbar aus den Händen des Chriſtkindleins komme. Ich übte mich, und was hatte ich für Freude, als ich faſt ohne Anleitung das damals nagelneue Lied: „Blühe liebes Veilchen!“ herausbrachte.

Wenn mein Vater die Conzert- und Kirchenstücke auf dem Fagott und Waldhorn einübte, so mußte ich mich neben ihn stellen und den Takt schlagen, denn darin war ich fest. Ich sah dabei in die Noten und lernte so dieselben fertiger lesen.

Im Gymnasium wurde ich, weil ich eine gute Stimme und musikalisches Gehör hatte, zum Figural-Gesang angehalten, und als meine Finger und Arme lang genug geworden, durfte ich die Violin-Stunden ebenfalls unentgeltlich besuchen.

Für alle dergleichen Lehrstunden war schon von alten Zeiten her durch freigebige Stifter gesorgt worden, und so hat mancher Reiche, dessen Vermögen vielleicht vom Sohn, Enkel oder Urenkel verschleudert oder durch Unglück verloren worden, bewirkt, daß fleißige und talentvolle Kinder ärmerer Leute in undenkliche Zeiten hinaus etwas Schönes und Tüchtiges lernen können, während seine eigenen Nachkommen vielleicht lieber unwissend bleiben.

Die damaligen Kriegsläufte brachten viele fremde Truppen ins Land, und diese wollten

zwiſchen ihr ernſthaftes und lebensgefährliches Soldaten-Handwerk hinein auch Unterhaltung und ſcherzhafte Zerſtreuung haben. Da ſah man oft Leute ausgelaſſen luſtig tanzen, ſingen und trinken, die morgen gegen den nahen Feind ausrücken mußten und am Abend vielleicht auf Wagen verwundet wieder herein in den Spital gebracht wurden, wenn ſie nicht gar drauſſen todt geblieben waren. Bei rohern Leuten, die dem Tod ins Auge ſchauen müſſen, pflegt auch die Luſt wild und ausgelaſſen zu ſeyn.

Für ein wenigſtens im Ganzen unſchuldiges und edles Vergnügen hatte aber damals der hochweiſe Rath der Stadt und Reichsfeſtung geſorgt, indem er eine Schauſpieler-Geſellſchaft verſchrieben, welche in dem kurz zuvor fertig gewordenen recht hübſchen Theater ihre heitere lebendige Bilderwelt entfalten ſollte.

Mein Vater ſpielte im Orcheſter mit. Welch ein Glück! Ich durfte die Inſtrumente hineintragen und jedesmal darin bleiben. Das war eine neue Welt. Ich ſah und hörte freilich gar Vieles, was nicht für Kinder war; jedoch

von Haus aus ſittſam, war ich nicht ſo leicht zu verderben; ich nahm das Beſte daraus, das Andere vergaß ich, indem ich ihm nicht weiter nachdachte. Das mußte ich in der Folge noch oft thun bei Dingen, von welchen ich mein Auge nicht ganz hatte wegwenden können.

Ich ſah alſo im Theater die rührendſten Trauerſpiele, die heiterſten Luſtſpiele, die wildeſten Ritterſtücke, die wunderlichſten Zauberopern. Sonderbar war mir aber zu Muthe, wenn ich in den Proben, welchen ich zuweilen beiwohnte, dieſe Könige, Helden, Räuber, Banditen ꝛc., dieſe Fürſtinnen, Prinzeſſinnen, Nonnen ꝛc. ſo bürgerlich gekleidet umhergehen ſah und von gewöhnlichen Sachen, von Eſſen und Trinken, von Spaziergängen, Bierhäuſern, Kugelbahnen ꝛc. mit einander reden hörte.

Einmal, als die Zauberflöte aufgeführt wurde, kam der Theaterdiener ins Orcheſter, nahm mich am Arm und ſagte, ich ſolle einen Affen oder Löwen machen. Ich hatte aber damals neben einer angebornen groſſen Schüchternheit ſchon ein Ehrgefühl, das mir eine ungemeine Scheu vor dergleichen einflößte. Ich

ſträubte mich, ihm zu folgen, und als er mich mit Gewalt fortziehen wollte, hielt ich mich mit beiden Händen krampfhaft an der Bank, wobei mir Thränen der Angſt und des Zorns in die Augen traten. Ich hätte mich namentlich vor den Theater-Damen geſchämt, denen ich mich keineswegs als ein häßlicher Pavian darſtellen wollte.

Wie froh war ich nachher, daß ich ſtandhaft geblieben. Einer der Löwen ging völlig auseinander, das Vordertheil, in welchem ein Knabe ſtehend ſtack, trennte ſich vom Hintertheil, worin ſich einer bückte. Sie guckten aus ihren Masken heraus und liefen um einander herum, bis der luſtige Papageno ſie endlich wieder zuſammenſezte, worüber die ganze Zuſchauer-Menge ein ungemeines Gelächter erhob. Das Auslachen hätte ich aber ſchwerlich aushalten können; in der Verlegenheit wäre ich ohne Zweifel mit meiner Löwen-Portion zwiſchen die Couliſſen geſprungen und hätte ſie von mir geworfen.

Ich ſelbſt enthalte mich gern, die Kinder auszulachen, beſonders in Fällen, wo ſie nicht

ſelbſt mitlachen können. Es iſt eine der härteſten Strafen, wenn der Ausgelachte ſich ſchämen muß.

Einmal hatte ich doch im Theater eine Schmach zu erleiden. Ich ſahe gar zu gern dem Schauſpieler-Perſonal in die Karten, das heißt, ich ging in Stücken, die ich ſchon geſehen hatte, auf die Bühne, in die Garderobe, um der Kunſt der Schauſpieler näher zu kommen, und herauszubringen, wie ſie es denn angehen, daß ſie beim Publikum Lachen und Weinen, Rufen und Klatſchen erwecken.

Aber während ich einmal zwiſchen den Couliſſen ſtand, und eine Schauſpielerinn bewunderte, die in den „Hageſtolzen" das Bauernmädchen ſo natürlich ſpielte, hatten ſich einige loſe Knaben im Hintergrund der Bühne an die Donnermaſchine gemacht. Der Eine ſchlug ziemlich ſtark drauf, der Andere zog an dem Strick, der die Vorrichtung zum Einſchlagen hielt; ſie ging los und machte ein entſetzliches Getöſe. Zum Stücke paßte es um ſo weniger, als man gerade im Freien unter einem Baume ſpeiste.

Der Sohn des Direktors, ein durchtriebener, blitzschneller Junge, jagte die unberufenen Wettermacher zur Hintertreppe hinab. Ich war hinzugelaufen und sah gerade an der Unglücksmaschine hinauf, als er auch auf mich zukam, mich am Ohr nahm und ziemlich unsanft denselben Weg führte.

Seit diesem Abend wollte mir das ganze Theaterwesen nicht mehr so recht gefallen; ich sah von nun an überall Fehler und mein Sinn wendete sich von ihm weg auf andere Dinge.

Obgleich meine Aeltern nicht wohlhabend waren, so erging es mir doch ziemlich gut. Der Gesang auf der Orgel, in den Winter-Concerten und bei vornehmen Leichen brachte manchen Gulden ein, von welchem mir ein kleines Taschengeld gelassen wurde; und da für den Kirchengesang eine wochentliche, reichliche Brodaustheilung im Gymnasium gestiftet war, so sahen mich die Aeltern als einen Miternährer der Familie an.

Ich wurde überhaupt nicht gar zu strenge gehalten, machte aber von dieser liebevollen Behandlung keinen übeln Gebrauch und unter-

ließ Manches, was Andere ſich herausnahmen und zu was ich vielleicht auch Verſuchung gefühlt haben würde, wenn es mir bei Strafe unterſagt geweſen wäre.

Meine Mutter, eine nicht eigentlich gebildete, aber kluge und brave Frau, pflegte oft zu andern Müttern, die über die Unfolgſamkeit ihrer Kinder Klage führten, zu ſagen, man müſſe dieſe ſo halten, daß ſie ſich das, was guten Aeltern nicht wohlgefallen könne, aus reinem Herzen ſelbſt verſagen.

Im Gymnaſium war ich aufmerkſam und fleißig und kam ich auch niemals an den erſten Platz, ſo that ich doch meine Schuldigkeit. Die Muſik nahm mir aber auch viele Stunden weg. Der Rektor, der dieſe Leztere nicht ſo recht leiden konnte, rechnete mir alle Fehler doppelt auf, und polterte mich oft an: Aus Ihm wird einmal nichts, als ein Comödiant! Der ſtrenge Schulmann ſah überhaupt nicht gern, wenn man auſſer ſeinem Fachſtudium noch Etwas trieb, und nahm eine ſolche Nebenbeſchäftigung gewöhnlich zur Zielſcheibe ſeines Witzes.

Meine Aeltern ſchwankten in dem Entſchluß, ob ſie mich einen Pfarrer oder Muſikus ſollten werden laſſen; weil ich aber ſchon jezt mit der Muſik manchen Gulden verdiente, ſo meinten ſie, es wäre am beſten, wenn ich bei der Kunſt bliebe, indem ich dann mein Auskommen früher finden könnte, als die ſteinalten Candidaten der Gottesgelahrtheit, die, mit Kahlköpfen, an der Seite ihrer verblühten Bräute einherwandelten und auf Anſtellung harrten. Würde dagegen ich es gar zum Virtuoſen bringen, ſo könnte ich neben Geld mir auch noch einen berühmten Namen erwerben.

Schon war ich jezt ſo weit, daß ich im Concert und auf der Orgel mitſpielen konnte. Freilich hatte ich noch eine ziemlich ſtarke Paſſagen-Angſt, und wenn die ſchwarzen Reihen vielgeſchwänzter Noten kamen, ſo war mir ungefähr ſo zu Muthe, wie einem Rekruten, wenn er ein feindliches Regiment anrücken ſieht. Es wurde mir dann ganz dunkel vor den Augen und ich ſäbelte in der Verzweiflung nur auf den Saiten hin und her, aber ſo leicht,

daß ſie keinen Ton gaben. Zum Glück machten das meine Mitgeiger nicht auch ſo.

Doch es ging täglich beſſer und ich griff und ſtrich immer kecker drein.

Auch ins Theater kam ich jezt wieder, aber als ein thätiges Orcheſter-Mitglied mit Sitz und Stimme, und ans Hinausführen am Ohrläppchen war jezt nicht mehr zu denken. Aus beſonderer Liebhaberei übte ich mich auch im Paukenſchlagen. Wenn ich ſo das ganze Theater von meinen Schlägen und Wirbeln wiederhallen hörte, ſo bildete ich mir viel ein. Zuweilen ſang ich auf der Bühne die Chöre mit, und einmal übertrug man mir, was meiner Eitelkeit ſehr ſchmeichelte, eine Soloſtimme, die ſich hinter den Couliſſen hören laſſen mußte.

Dieſe mancherlei Uebungen und das häufige Hören von Muſik vermehrten meine Gewandtheit, beſonders auch im Leſen und Treffen der Noten. Eine ſtille Freude hatte ich, wenn ich in den erſten Opern-Proben merkte, daß ich darin feſter war, als mancher erſte Sänger, dem der Capellmeiſter einhelfen mußte, ob er gleich die Notenſtimme in der Hand

hatte. Daneben bewirkte der Umgang mit so vielerlei Menschen, daß ich meine übergroße Schüchternheit nach und nach ablegte. Sie ist, wenn auch nicht so tadelnswürdig an den Kindern, als ein naseweises, unverschämtes Betragen, doch ihnen selbst und den Aeltern lästig, indem sie Beiden viel unnöthige Unlust macht. Rath, Ermahnung, Tadel, Züchtigung vermögen aber nicht, ihr abzuhelfen; sie ist eine Angst und Scheu vor unbekannten Dingen und Zuständen und die Furcht, man möchte sich ungeschickt benehmen, beobachtet, ausgelacht werden. Hier hilft nur ein Vertrautwerden mit den Menschen in ihren mancherlei Zusammenkünften, mit dem, was da vorgeht, und wie man sich dabei zu benehmen hat.

Wer Etwas recht kennt und kann, der pflegt darin nicht schüchtern zu seyn, nicht zu verschämt, obwohl bescheiden.

Eben eine solche besonnene Zurückhaltung machte, daß ich mehr beobachtete, als sprach und handelte, und auf diese Weise lernte ich auch die Menschen besser kennen, als solche,

die immer ſich voranſtellen, von ſich und ihren Sachen ſprechen.

Ein weiterer Nutzen für mich war auch der, daß ich bald die mancherlei Schwächen der Menſchen kennen lernte, beſonders ſolcher, die durch eine reizende, glänzende Auſſenſeite auf junge Gemüther einen ſtarken, oft phantaſtiſchen Eindruck machen, ſie gewiſſermaßen bezaubern, ſo daß dieſe ihnen weit mehr Antheil, Freundſchaft und Liebe ſchenken, als ſie durch ihre Kenntniſſe und ſittlichen Eigenſchaften verdienen, ja daß ſie oft Zeit, Geld, Gemüthsruhe und körperliches Wohlſeyn an ſie verſchwenden.

Es war ein Glück für mich, daß ich frühe in vielen Dingen den Schein von der Wahrheit, den Flitter von dem ächten Gold unterſcheiden lernte und da wegblieb, wo ich Lockungen und Fallſtricke merkte.

So verfloſſen einige Jahre. Wenn aber das Leben ruhig ſeinen Gang geht und ſich ohne beſondere Auffallenheiten weiterentwickelt, ſo glauben wir, es müſſe ſo ſeyn und meinen, wir machen unſere Sachen ganz vernünftig und

recht. Es pflegt aber nicht selten gerade dann, wenn wir uns dieser Lebensruhe recht bewußt werden, wenn wir uns wegen unsers Betragens gleichsam auf die Schulter klopfen, etwas einzutreten, was uns stutzig macht, uns mit uns selbst entzweit, und, ehe wir es uns recht versehen, die spiegelglatte See unsers Daseyns zu ungestümen Wellen aufwühlt.

Ein Virtuos auf der Violine, Namens Molitor, kam an und gab ein Concert. Alles war bezaubert durch sein ebenso kunstreich fertiges, als seelenvolles Spiel. Auch ich war ganz in seinen Vortrag verloren, denn wer Etwas lernt oder studirt, ahndet erst die Größe der Kunst; ich bat den Himmel, mich auch einen solchen großen Künstler werden zu lassen.

Mein Vater brannte vor Begierde, dieses Virtuosen Urtheil über das Spiel seines Sohnes zu vernehmen. Er steckte es hinter den Musikdirektor, einen gar freundlichen Mann, der dann bewirkte, daß wir Beide den andern Morgen zu Herrn Molitor in den Gasthof kommen durften. Er gab mir seine Concert-

Geige und legte mir eine Sonate von Pleyel vor.

Freilich hatte ich eine große Angſt, griff zuweilen falſch und ſchwankte bei den Läufen; aber als ich erſt recht merkte, welche ſchöne Töne das Inſtrument, eine Cremoneſerin, von ſich gab, und wie leicht die Saiten anſprechen, da bekam ich Herz und ſpielte im Andante beſſer als je; ich hörte mich ſelbſt gern und mein Vater war ſichtbar gerührt. Herr Molitor horchte und lächelte.

Gern hätte ich das ganze Stück durchgeſpielt, aber Lezterer kniff mich in die Wange und ſagte: Schon gut: lieber junger Mann! recht brav! man hat Anlage, hat Gefühl!

Ich erwartete nun, daß er noch mehr und womöglich Lobendes äuſſern werde; als er aber von meinem Vater vernahm, daß er mich ganz der Kunſt widmen wolle, da zog er ganz andere Saiten auf. Wenn das iſt — fuhr er fort — ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Ihr Sohn eine ſchlechte Schule hat. Er hält das Inſtrument nicht recht, führt den Bogen falſch, greift und ſtreicht nicht recht, kurz, er bringt keinen

Ton hervor, wie er eigentlich ſeyn ſoll. Die guten Herren hier haben eine veraltete Methode, mit welcher Ihr Sohn ſich nirgend in der Welt hören laſſen darf.

Ich war aufs tiefſte niedergeſchlagen, meinem Vater ſtanden Thränen in den Augen. Er fragte in gebrochenem Tone, was denn wohl zu thun ſey. Sie müſſen Ihren Sohn fortſchicken — erwiederte Herr Molitor; — es darf Sie nicht zu viel koſten, das begreiffe ich wohl; ich will mich beſinnen, wohin? Ehe ich abreiſe, ſollen Sie das Nähere hören. Er muß zu einem Geiger, der ſelbſt ein Meiſter iſt; das feuert ihn an, und gibt ihm Reſpekt vor ſeiner Kunſt; Hören und Sehen iſt die ſchnellſte Schule; von einem Stümper kann man aber nichts lernen, als etwa den Maulaffen einen blauen Nebel vormachen, und ein Pedant bildet nur wieder Pedanten.

Wir waren nun voll Unruhe, harrten ſeines Rathes und ob die Umſtände uns geſtatteten, ihn zu befolgen. Es kam nichts; der Vater ging in den Gaſthof; — Herr Molitor war ſchnell abgereist; — der Muſikdirektor

wußte nichts. Endlich dachten wir eben, die Virtuoſen ſeyen ſonderbare Kautze, die nicht ſo recht in dieſer Welt leben, wenigſtens faſt immer nur an ſich und ihre Sache denken.

Auf mein Spiel gab ich nun beſſer Achtung, auch auf das meines Lehrers und der übrigen Geiger, und merkte wohl den Abſtand zwiſchen dieſem und dem des Herrn Molitor. Ich hatte mir ſeinen Ton, ſeine Art des Vortrags eingeprägt, ſie klangen in mir nach, ich verſuchte es ihm nachzuthun; es wollte mir anfangs nicht recht gelingen, dennoch merkte ich, daß ich nach und nach mehr Feuer, Kraft, Leben in Ton und Spiel brachte.

So wirkt das Erſcheinen eines Meiſters auf alle ſtrebende Kunſtjünger wohlthätig; ſo hat auch im geiſtigen und ſittlichen Leben jeder weiſe und tugendhafte Menſch einen Kreis von Nacheiferern um ſich; wie denn überhaupt ein großes Vorbild bei uns viel kräftiger und ſicherer wirkt, als allgemeine Lehren und Vorſchriften.

Es verfloſſen Jahr und Tag; ich wurde immer größer, ſtärker, ſchon hatte ich meinen

mittelgroßen Vater überwachsen; die Zeit rückte näher, wo etwas Entscheidendes mit mir geschehen sollte.

Eines Abends im Concerte zog der Musikdirektor einen Brief heraus und gab ihn dem Vater. Er war von Herrn Molitor aus Leipzig geschrieben und enthielt für uns die Aufforderung, daß ich dahin kommen solle. Er habe nämlich daselbst einen alten Musikmeister gefunden, der zwar selbst keine Concerte mehr spiele, aber als Lehrer ganz unschätzbar sey. Dieser wolle mich unentgeldlich in die Schule nehmen und mit mir noch überdieß seinen Mittagstisch theilen, wenn ich ihm in freien Stunden seine Compositionen ins Reine schreibe, und ähnliche, jedoch nicht viele Zeit raubende Dienste erweise.

Dieß schien nun ein Fingerzeig des Himmels zu seyn. Ich habe seitdem oft bemerkt, daß es, wenn der Mensch etwas Vernünftiges mit Ernst will und auf die Gelegenheit achtet, nie an Winken fehlt, wo er in Bescheidenheit zugreiffen dürfe und solle.

Der Mutter war es auch recht; sie rüstete gern zu meiner Reise, was der Beutel zuließ; ich lebte ganz selig in der Aussicht auf die Wanderung und den Aufenthalt in einer berühmten Stadt.

Diejenigen meiner Schulfreunde, welche auf das kommende Ostern die Hochschule Jena beziehen wollten, beredeten mich, mit ihnen nach der damaligen Gymnasiums-Sitte öffentlich Abschied zu nehmen.

Ein bedenklicher Umstand warf seinen düstern Schatten auf diese hellen Tage der Erwartung. Mein Vater war schon geraume Zeit mit einem Husten geplagt, aus dem er nicht viel machte, den aber die Mutter und ich für gefährlich hielten. Auch der Arzt theilte mit uns die Besorgniß, daß er hektischer Art sey, und wollte haben, daß der Vater gar nicht mehr blasen solle. Aber was thut nicht die Gewohnheit und die Furcht vor Mangel? So geht der Mensch, der den gewaltsamen Tod über Alles fürchtet, doch manchen Schritt dem Grabe näher, den er unterlassen könnte und sollte.

Der herzgute Mann hatte auf seine Gesundheit nicht immer sorgfältig genug geachtet und sein Beruf gab häufige Veranlassung zu Unregelmäßigkeiten.

Die Hochzeiten wurden nach reichsstädtischem Gebrauch in den Gasthöfen gehalten; es gab daneben noch manches andere fröhliche Gelage, wobei die Gäste nach Musik Verlangen trugen, weil diese den Menschen der Alltäglichkeit und allen Sorgen enthebt, und, indem sie alle Empfindungen in ein behagliches Allgemeingefühl auflöst, seine Anliegen beschwichtigt. Sie wiegt ihn gleichsam sanft hin und her, und flüstert ihm zu: „Sey du nur ruhig, mein Menschenkind! Siehe, dein Schmerz ist nicht der größte! so war es vor dir, und wird nach dir so seyn! der liebe Gott wird schon sorgen, und was dich anficht, zurechtlegen! Sey nur so fröhlich wie ich bin!“

Weil nun der Wein dabei auch seine Dienste thut, indem er alle lange Gedanken abkürzt, und die Grillen, die weder Dunst noch Nässe leiden können, vertreibt, so gehen diese beiden Freudengeber Hand in Hand.

Am beſten gelingt dieß aber den Leuten des Nachts, wo die Andern ſchlafen. Da mahnt kein Geſchäft, da verfließt die Zeit doppelt ſchnell. Solche Luſt iſt aber, wenn ſie nicht höchſt mäßig genoſſen wird, äuſſerſt ſchädlich, und ſchwächt den Menſchen, den ſie zu neuer Anſtrengung ſtärken ſoll.

Wer aber als Muſikus dazu helfen muß, der nimmt gewöhnlich auch ſeinen Theil daran, und, weil er ſich anſtrengen ſoll, ſo greift er aus eigenem Antrieb und von den Luſtigen, die lauter Luſtige um ſich ſehen wollen, genöthigt, zum Weinglas. Wir mußten vermuthen, daß des Vaters Beſonnenheit und Selbſtüberwindung oft auch an dieſer Klippe geſcheutert ſey.

Der Tag unſerer Abreiſe war angerückt. Auf dem großen Kirchplatze hatten ſich die Studenten im Kreiſe aufgeſtellt. Von den Abgehenden trat Einer nach dem Andern hinein und hielt eine deutſche oder lateiniſche Abſchiedsrede. Ich ſprach einige ſelbſtgemachte Strophen in der Mutterſprache, ungezwungen und mit Wärme, was mir bei der zahlreichen Verſammlung

Beifall und Antheil erwarb, während man vor den lateiniſchen Reden einen bloſen kalten Reſpekt hatte.

Als ich mit ſchwerem Herzen von meinen guten Aeltern ſchied, die Mutter mich ſegnend und weinend aus ihren Armen entlaſſen hatte, gab mir der Vater die Hand und ſagte nach einigem Beſinnen, als wollte er mir Etwas geben, was er für dieſen Moment aufgehoben: Nun lieber Ludwig! Gott ſey dein Geleitsmann! — Wir werden uns wohl in dieſem Leben nicht mehr ſehen! — Das preßte mir einen Schrei der Wehmuth aus. Er hatte nie ein Wort von ſeinem Sterben geſprochen. Wir glaubten, er ſelbſt denke am wenigſten daran, denn er hatte ſich erſt kürzlich einen neuen Ueberrock und eine Sammetmütze machen laſſen, was wir ihm vergebens auszureden geſucht.

Er umfaßte meine beiden Hände mit den ſeinigen, und fuhr fort: Du mußt mit dieſen Händen einſt die Mutter unterſtützen; gebrauche ſie niemals leichtſinnig, frevle nicht mit ihnen! ſie ſind dein Schatz! — Werde ein wackerer Künſtler! Ich war nur ein Stümper;

es ist jezt eine ganz andere Zeit — die Mittelmäßigen darben, aber die Meister belohnt man fürstlich. Noch einmal, Ludwig! Der Herr sey mit dir!

Ich umschloß ihn; der Schmerz wollte mich ergreiffen; ich erkannte die Gutheit des Mannes, das Mitleiden mit seinen Schwächen durchdrang mich. Niemals wiedersehen! diese Umarmung noch und dann Abschied für's ganze Leben — das wollte mir fast die Besinnung rauben; aber er schob mich sanft von sich, faßte nochmals meine Hände sehr stark mit den seinigen und wiederholte die Mahnung: Frevle nicht mit ihnen, sie sind die Stütze deiner Mutter!

Mir verging der Blick, ich streckte meine Arme nach Beiden; ein doppelter Druck der Hand und ich eilte hinab, wo meiner die Freunde warteten.

2.

Die ersten Reisetage hindurch begleitete mich die Erinnerung an diese Szene. Meine Freunde dachten schon an die herrliche Zukunft,

an die unschätzbare akademische Freiheit und stellten mich über meinen Tiefsinn zur Rede. Meiner wartete aber keine Ungebundenheit und gesellige Lust. Die neuen Eindrücke, der Genuß des Frühlings in noch nie gesehenen, zum Theil sehr malerischen Gegenden machten jedoch ihren Eindruck auf mich geltend; ich wurde heiterer und lebte nun in der Gegenwart, während die Bilder der Vergangenheit jeden Tag mehr erbleichten. An den romantischen Gebirgen des Thüringer-Waldes, an den Höhen um die Saale hatte ich ein rechtes Wohlgefallen. In Jena verließ ich die Landsleute und pilgerte allein Leipzig zu. Die sächsische Sandebene wollte mir nicht recht behagen; mit schwerem Herzen sah ich Leipzigs Thürme aus dem Duft der Ferne in bestimmterer Form näher rücken. Mir kam es erst jezt recht deutlich, daß ein neuer Abschnitt meines Lebens beginne, daß der alte Musikmeister vielleicht ein sehr eigenthümlicher Mann seyn, bei aller Kunst und Rechtschaffenheit doch sich unumgänglich, zurückstoßend erweisen könnte, und daß ich dann ohne einen theilnehmenden Freund und Rath-

geber mich sehr verlassen fühlen würde. Ich erfragte ihn und nahm mir fest vor, mich womöglich in seine Laune zu schicken. Sein Anblick flößte mir aber alsbald Vertrauen ein; schon aus seiner kleinen, aber hellen und reinlichen Wohnung sprach ein freundlicher Geist. Herr Molitor hatte mich ihm recht warm empfohlen.

Zwar fand sich bald, daß auch er seine Ecken und Sonderbarkeiten hatte; aber sie waren alle guter Art, nicht ärgerlich oder menschenfeindlich, und im Ganzen konnte ich nur Achtung für ihn fühlen. Er war seit vielen Jahren Wittwer. Sein Instrument hieß er niemals anders, als seine Frau, Hund und Katze und Blumen seine Kinder. Er sprach mit diesen Wesen immer ganz in dem Ton, als wenn sie Menschenverstand hätten; ich mußte oft lachen, wenn er den Hausthieren eine Neuigkeit erzählte, die eigentlich ich hören sollte, und wenn jene ihn ansahen, als verstünden sie jedes Wort. Es wollte mir selbst manchmal vorkommen, als wäre es so. Spaßhaft war es auch, wenn er seine Rosen und Nelken

und Levkoien auszankte, weil sie nicht hübsch wachsen oder riechen wollten, wenn er die Aurikeln lobte, als wären es Gymnasiasten.

Er war sehr gewissenhaft; und wenn er auch bei mir an sich und an seine Forderung dachte, so hatte er doch auch immer mein Wohl, meinen Zweck im Auge.

Es wäre zu weitläufig zu erzählen, wie ich bei ihm meine Zeit hingebracht, was ich gearbeitet, wie ich mich zerstreut. Mein Lehrer verschaffte mir Zutritt zu jeder Art von Musikdarstellung; einige freundliche junge Leute zu täglicher Mittheilung fand ich auch bald unter den Musikern und Studenten. Ob nun aber wohl ein Paar von ihnen, an welche ich mich näher anschloß, gebildeter waren, als manche meiner Jugendgenossen, so fragte ich mich doch oft, warum mich ihr Umgang nicht so erleichtere, wie der mit jenen es gethan. Wohl darum, weil wir nicht miteinander die Jugendjahre zugebracht, nicht unser gegenseitiges Leben und Wesen kannten, weil wir tausend unschuldige Berührungen aus der Erinnerung an die Heimat, Stadt und Umgegend,

an das Geſchick des Vaterlandes ꝛc. entbehren mußten.

Wenn ich nun mein Herz recht erleichtern wollte, ſo ſchrieb ich nach Haus oder nach Jena; ein Brief von da war immer eine bedeutende Erſcheinung für mich, ein beflügelter Bote, den ich mit Herzklopfen begrüßte. Tage, Wochen, Monate verfloſſen in ſtillem Fortſchreiten; ich hatte mich an die Einſamkeit bei meinem bejahrten Meiſter gewöhnt; wechſelte ſie doch ſtets mit ſchönen Genüſſen, mit Erheiterung und Erhebung durch Concert- und Kirchenmuſik ab. Der Tumult der Michaelismeſſe, die fremden Geſtalten griechiſcher, armeniſcher, ruſſiſcher und anderer Kaufleute gewährten eine intereſſante Unterhaltung für das beobachtende Auge. Ein Buchhändler aus der Vaterſtadt brachte ein halbes Dutzend Briefe von Haus. Sie enthielten nicht die erfreulichſten Nachrichten über das Befinden des Vaters; er ſelbſt hatte einige Zeilen beigeſezt; ich fand die Handſchrift verändert, große unregelmäßige Züge. Das machte mich wehmüthig.

Unter der Leitung meines Lehrers kam ich

rasch vorwärts; ich bemerkte meine Fortschritte. Er hatte eine vortreffliche Methode; die Vortheile, die er mir sagte, wenn ich an einer Schwierigkeit strauchelte, waren das Ergebniß der durchdachtesten Erfahrung; das Schwerste wurde durch sie überwindlich und nach fleißiger Uebung leicht. Er hatte zwei Lieblingsworte: Den rechten Vortheil! — und — Nicht nachlassen! Sein eigenes Spiel war noch jezt bewundernswürdig, besonders sein Adagio hinreissend, herzrührend; das Instrument sang wie eine klagende Menschenstimme; ich glaubte sie zu verstehen.

Um Weihnachten, wo es alle kindliche Gemüther, die in der Fremde weilen, an ihre Jugendjahre mahnt, und nach der Heimat zieht, erhielt ich einen schwarzgesiegelten Brief. Ich ahndete seinen Inhalt wohl; beim Empfang empfand ich den größten Schrecken; ich legte ihn uneröffnet bei Seite und suchte mich in das zu finden, was ich immer in seiner dunkeln Gestalt hatte kommen sehen.

Mein Vater war gestorben. — Weinen konnte ich nicht, und war mir in meiner Fühl-

loſigkeit unfaßlich. Mittheilen mochte ich mich in meinem Leben Niemand, der mich nicht ſo kannte, daß er Luſt und Schmerz theilnehmend mitempfinden konnte. So verſchwieg ich meinen Verluſt ſelbſt meinem guten Lehrer.

Oft wenn er ſpielte, war ich nahe daran, in Thränen auszubrechen; ich meinte, ſeine Geige frage mich mitleidig um meinen verhaltenen Gram und wolle mich tröſten. Doch war's in meinem Innern wie Stockung.

Eines Abends im Concert wurde eine Symphonie von Haydn aufgelegt. Im Andante hatte das Waldhorn ein Solo, in welches mein Vater wie verliebt geweſen, das ihm vielleicht unter aller Muſik der Welt am meiſten Freude gemacht hat und das er wirklich ausnehmend rein und gefühlvoll ſpielte.

Der Muſiker, der es hier vortrug, hatte zufällig ſo ziemlich des Vaters Geſtalt. Als er das Solo begann, da löste auf einmal Erinnerung mein ſtockendes Inneres auf; ich hörte den Verſtorbenen; er ſtand am Pulte und blies. Ich mußte meine Violine weglegen und hinauseilen; ſchon ſtürzte Thräne auf Thräne

mir gewaltsam aus den Augen. Ich horchte draussen und ließ den langverhaltenen Zähren freien Lauf. Auf einer Altane über dem dunkeln Hofe blickte ich zur glänzenden Sternensaat hinauf und rief: Mein Vater! mein guter Vater! hörst du dein liebes Solo? — Ich fühlte mich erleichtert, jemehr der Quell sich öffnete und ich einmal wieder weinen konnte; ich war traurig und doch höchstselig.

Als der Waldhornist geendet hatte, fiel lauter Beifall ein. Das entzückte mich. Er hat es nicht schöner geblasen als du! — schluchzte ich mit gefalteten Händen — dieses Lob gehört auch dir! —

Mit leichtem, kühlem Herzen ging ich wieder in den Saal zurück und spielte, unbekümmert, ob man meine rothen Augen bemerkte, das Rondo mit. Auf dem Heimwege fragte mich mein Lehrer, was mir gefehlt, daß ich mich entfernt. Ich erzählte ihm nun Alles, und jezt, als er vernahm, was jenes Solo über meinen stummen Schmerz vermocht, wurde er von der innigsten Theilnahme ergriffen, und bezeugte sich von diesem Augenblick an noch viel zuthu-

licher und freundlicher gegen mich. Ich bin darauf gekommen, daß er den Vorgang allen ſeinen muſikaliſchen Freunden als einen Triumph der Tonkunſt mitgetheilt hat.

Ein Inſtrument hatte ich nicht zu ihm mitgebracht, weil ich kein gutes beſaß. Er war ein Liebhaber von ſeltenen alten Geigen und hatte eine von Amati, welche einſt durch Zufall ganz zertreten und nachher in vielleicht zwanzig Stücken zuſammengeleimt worden. Dieſe verehrte er mir ſogleich nach dem Concerte. Sie hatte trotz ihrem wunderlichen Ausſehen einen auffallend ſchönen ſanften Ton und er erzählte bei dieſer Gelegenheit die Anekdote von jenem choleriſchen Virtuoſen, der ſeine Violine, weil ſie ihm nicht ausdrücken wollte, was er empfand, im Zorn mit Füßen trat, dann im Gefühl der Reue doch wieder leimen ließ, worauf ſie erſt den wunderbaren Ton bekam, den er geſucht und der ihn zufrieden ſtellte.

Die Jenenſer hatten mir auf die Oſtervakanz einen Beſuch verſprochen; ſie wollten über Leipzig nach Dresden reiſen um dieſe ſchöne

Stadt und ihre reichen Kunstschätze zu sehen und einen Abstecher in den reizenden Plauenschen Grund zu machen. Mein Lehrer hatte mir eine Sonate von Lolli zum Einstudiren gegeben; diese sollte ich im Concert spielen dürfen und ich freute mich nun doppelt auf die Ankunft meiner Jugendfreunde, weil sie Zeugen meiner Fortschritte werden konnten. Auf dieses heitere Ziel hin spielte ich mit verstärktem Eifer, nicht ablassend, bis ich die Passagen ganz in der Hand hatte, und im Adagio jeden Ton mit dem wärmsten Ausdruck beseelen, dem ganzen Vortrag durch Forte und Piano Licht und Schatten und die rechte Haltung geben konnte.

Sie kamen und brachten ein lautes helles Leben in meine wortkarge Einsamkeit. Anfangs that mir das ziemlich wohl; doch statt der Erinnerung an die Heimat, oder der Schilderung Jena's, seiner Bewohner, der Studien und Vergnügungen konnten sie nicht satt werden, in der lächerlichen Sprache des Comments von ihrem Burschenleben zu erzählen, und da sich das beim Bierkruge besser ausnahm, als auf

meinem Zimmer, so veranstalteten sie ein kleines Commers, womit sie mir eine große Ehre anzuthun glaubten, während ich, als ein Philister, der Sache keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Ein Maurergeselle aus unserer Vaterstadt, der gerade in Leipzig in Arbeit stand, hatte erfahren, daß mehrere Landsleute von ihm hier seyen; er suchte uns auf und wurde gastfrei behandelt. Nachdem er sich den Trunk wohl schmecken lassen, kam er an mich und warf mir vor, daß ich mich hochmüthig gegen ihn bezeugt, indem ich ihn einst an einem öffentlichen Orte, wo er mich erkannt und als Landsmann begrüßt, mit „Sie" angeredet hätte. Er bediente sich auch jezt der Form früherer Schulkameradschaft. Ich ließ es geschehen und erwiederte es, um ihn nicht noch mehr zu reizen, ob ich wohl in meinem höher-strebenden Sinn nicht dafür hielt, daß die Vertraulichkeit der Knaben sich bis in die Jünglings- und Männerjahre erstrecken müsse.

Als er nun aber allerhand Jugendstreiche auftischte, an welchen ich Theil genommen,

und manche Unanständigkeit dazulog, so wurde ich ärgerlich und verwies ihm das. Da er sich immer unverschämter geberdete, so machten die Andern Miene, ihn hinauszuführen. Weniger dieß, als daß ich entschuldigend auf seinen benebelten Zustand hindeutete, brachte ihn zur Wuth. Er schrie: Was willst du sagen! dein Vater hat sich zu Tod getrunken, und deine stolze Mutter muß jezt betteln!

Die unfaßliche Rohheit, die in dieser Aeusserung lag, erfüllte mich mit Zorn und Schaam; mein Inneres gerieth in Aufruhr. Die Freunde waren betroffen und schienen meinen Wink zu erwarten, ob und wie sie den Unverschämten züchtigen sollten. Es zuckte mir in den Gliedern; ich hätte den Lästerer vernichten können; denn, ob der Mensch gleich nicht ganz nüchtern sprach, so war ich doch der Ueberzeugung, und bin es noch, daß beim Trunk die Rohheit der Seele nur freier heraustritt und er weniger Entschuldigung verdient, als man ihm gewöhnlich widerfahren läßt. Eine innere Stimme, wie wenn sie von dem Geist meines verhöhnten Vaters gekommen wäre, warnte

mich aber, und hieß mich meine verzweiflungsvolle Wuth bändigen. „Laß deine Freunde für dich handeln!“ rief ſie mir zu. Aber der Dämon der Selbſtſucht reizte mich, den Beleidiger zu greiffen und auf friſcher That mir ſelbſt Recht zu ſchaffen. Ich folgte der Lockung, ſchon im Voraus die Süßigkeit der Rache ſchmeckend, fuhr dem Feind mit krampfhaftem Griff in ſein ſtruppiges Haar und riß ihn, ob er gleich beiweitem ſtärker war als ich, mit Blizzesſchnelle zu Boden.

Er hatte ein Meſſer erfaßt, mit welchem er im Fallen nach mir ſtach und die linke Hand durchbohrte. Ich fühlte keinen bedeutenden Schmerz, obgleich ein Strom von Blut ſich aus der Wunde ergoß. Die Freunde brachten uns auseinander; ihre Beſtürzung über das Vorgefallene machte ſich der Thäter zu Nutz und entſprang, während ſie an ſchnelle Hülfe dachten. Ich habe ſeitdem nichts mehr von dieſem Menſchen gehört.

Sie verbanden mich und brachten mich nach Hauſe. Jezt erſt fühlte ich einen empfindlichen wachſenden Schmerz. Der herbeigeholte

Chirurg machte ein bedenkliches Geſicht. Mein Lehrer kam über mein Unglück ganz auſſer ſich; als ein im Affekt gutmüthig-polternder Alter maß er aber mir einen großen Theil der Schuld bei. Einen rohen Menſchen, beſonders wenn er der Muſik unzugänglich war, oder einen Muſiker beleidigte, ſah er für ein wildes Thier an, das man fliehen müſſe.

Da haben wir's! — ſagte er im Tone des Aergers — man darf ſich nur mit der Gemeinheit, dem wüſten Schwein, befaſſen, oder unter die Leidenſchaften, die grimmigen Löwen, treten, da wird man unfehlbar beſudelt, angefallen, zerfleiſcht. Und gerade dem Beſſern geht's da am ſchlimmſten. Wer ihnen gleich iſt, dem haben ſie nicht ſo viel an.

Meinen Landsleuten war der Vorfall ein fataler Mißlaut in ihre fröhliche Reiſe-Melodieen hinein; ſie konnten mir nicht helfen, einigermaßen mußten ſie ſich ſelbſt darum anklagen, daß es ſo gegangen, denn ſie hatten dem Maurer tüchtig eingeſchenkt. Es wurde ihnen unheimlich bei mir; ich bat ſie ſelbſt, ihre Wanderung nach Dresden fortzuſetzen.

Der Chirurg kam täglich zweimal zu mir; der Stich hatte einen Nerv und mehrere feine Gefäſſe verlezt. Meine Schmerzen wurden faſt unerträglich; ich konnte gar nicht ſchlafen und hatte Zeit genug, meiner verzweiflungsvollen Lage nachzudenken und mit dem Gefühl tiefſter Reue mir zu ſagen, wie doch eine übereilte That ſo unabſehbar nachtheilige Folgen für's ganze Leben haben könne.

Mein Lehrer war ſelbſt zu ſehr durch den Gedanken an meine Zukunft beängſtigt, als daß er mich hätte tröſten können.

Nach acht Tagen ließen die Schmerzen nach; ich erwachte das erſtemal wieder aus einem ruhigen Schlaf, und dankte der Vorſehung für dieſe Erquickung, hoffend, daß ſie ein Vorbote meiner glücklichen Herſtellung ſeyn möge; aber wie ward mir, als ich bei grauendem Tage meinen Verband löste, meine Hand beſah und ſie ganz blau-ſchwarz fand. Ihre Fühlloſigkeit deutete auf etwas Schlimmeres, als die brennenden Schmerzen hatten befürchten laſſen.

Der Chirurg ward sie nicht sobald ansichtig, als er mich verließ, um noch einen Kundigen beizuziehen. Er brachte den ersten Arzt der Stadt, einen der berühmtesten Wundärzte seiner Zeit. Das Erscheinen des Doktors wirkt meistens wohlthuend auf den Kranken; mir brachte das seinige einen tödtlichen Schrecken; ich ahndete das Aergste. Er merkte dieß und sprach aufs sanfteste mit mir; aber seine Fragen, so ein menschenfreundliches Herz sie auch verriethen, waren doch mehr nur geeignet, mich auf mein Unglück vorzubereiten, als mich aufzurichten.

Woher ich sey, was ich treibe, das hatte er wohl schon von dem Chirurgen erfahren. Sind Sie der einzige Sohn Ihrer Mutter? — fragte er mich.

Ja! — erwiederte ich.

Ist sie vermöglich?

Sie ist fast ganz mittellos, und lebt von einem kleinen Gnadengehalte!

Spielen Sie blos dieses Instrument? — Er zeigte auf meine an der Wand hängende Violine.

Nur dieſes Eine!

Alſo kein Blas-Inſtrument?

Nein!

Verſtehen Sie keine andere Kunſt oder Wiſſenſchaft?

Ich habe blos die Schulſtudien inne!

Verſtehen Sie mehrere Sprachen?

Latein und ſoviel Franzöſiſch, als ich durch mich ſelbſt aus Büchern lernen konnte.

Der gute Mann trat mit dem Chirurgen ans Fenſter; ich ſah, wie er feuchte Augen zum Himmel hinauf richtete.

Er verordnete einen Umſchlag und verſprach morgen wieder zu kommen. Ich vernahm durch die Thüre, wie mein Lehrer ihn ſtellte und beſchwor, alles Mögliche für die Wiederherſtellung meiner Hand zu thun, es möge koſten, ſoviel es wolle.

Ich hatte wieder eine ruhige Nacht, aber beim Erwachen überfiel mich's mit beängſtigender Gewalt. Das gefürchtete Paar kam; der Verband wurde gelöst, der Doktor betaſtete jeden Finger, jedes Gelenk, und fragte, ob ich Empfindung darin habe. Endlich ſagte

er tief bewegt: Sie dauern mich, junger Mann! Gott weiß es, wenn Sie mein eigenes Kind wären, ich könnte nicht mit mehr Kummer daran gehen.

Es stürzten ihm Thränen aus den Augen; der Chirurg stand sprachlos.

Fassen Sie sich! — fuhr Jener fort. — Sie scheinen guter Aeltern Sohn zu seyn, und auf das, was geschehen muß, und was nicht länger anstehen darf, sind Sie wohl schon mit Ihren Gedanken vorbereitet. Der Brand greift um sich.

Er faßte meine Hand. Der Chirurg zog ein grünes Etuis aus der Tasche. Ich ward von der größten Angst überfallen, doch trat mir der Gedanke vor die Seele, daß, was geschehe, Gottes Zulassung sey, daß er mich vor Verzweiflung bewahren, daß er mir aus dieser Bedrängniß doch wieder heraushelfen werde.

Als der Doktor mich so angefaßt hielt, der Gehülfe das Besteck öffnete und die scharfen Instrumente herauslangte, fragte ich, wie um mein Leben: Herr Doktor! die ganze Hand? —

Nein! — erwiederte er.

Wie viele Finger? — fragte ich weiter.

Nur Einen! — diesen! — war seine Antwort, indem er meinen Zeigefinger berührte. — Vielleicht ist's an diesem Opfer genug, und ich kann die andern retten.

Während der Zurüstung zur Operation trat mein Lehrer ins Zimmer; zufällig sprang eine Saite an meiner Geige. Das war ihm ein neuer Stich ins Herz; er schlug die Hände zusammen und eilte, wimmernd den Kopf bewegend, wieder hinaus.

Die Abnehmung des Fingers ging vor sich.

Die Sorgfalt des Arztes, die Pflege, die ich genoß, und mein gesundes Blut führten eine erwünschte und baldige Heilung der Wunde herbei.

Meine Landsleute hatte ich dringend gebeten, über meinen Unfall nichts nach der Heimat zu berichten; ich selbst schwieg auch. Meiner Mutter den Schrecken, den Jammer für jezt noch zu ersparen hielt ich für Pflicht. Was hätte sie, gemartert durch das Bild des zer-

ſtümmelten Sohnes, und entfremdet von den Tröſtungen, die auch dem Unglücklichen in ſeinem Leidensſtande dennoch täglich zufließen, empfinden müſſen, — welche Ausſichten hätte ich, der jezt ſelbſt noch rath- und thatloſe, ihr eröffnen können?

Mein Inſtrument nahm ich gleich nach der Amputation von der Wand und legte es mit einem unbeſchreiblichen Gefühl in ſein Käſtchen. Mit Thränen drückte ich den lezten Kuß auf dasſelbe.

Alle Muſik war mir geſtorben, ja ſie widerte mich an, heitere Melodieen beleidigten mein Ohr, rührende Harmonieen überreizten mein zerriſſenes Gemüth. Mein Lehrer war von meinem Zuſtande tiefer ergriffen, als ich es von dem ſonſt ſo ruhig gefaßten, mehr durch die poetiſche als durch die wirkliche Welt erregbaren Manne ahnden konnte. Er hielt ſein Fortepiano verſchloſſen; er komponirte nicht mehr.

Gern hätte ich jezt recht viel für ihn gearbeitet, nur um quälender Gedanken und des düſtern Bildes der Zukunft loszuwerden, aber

er brachte keine neue Arbeiten, und wollte mich auch im übrigen ſchonen. Mir that dieß wehe, denn ich mußte fühlen, was er mich nicht entgelten ließ, daß ich ihm ſo ein unnützer Hausgenoſſe ſey.

Auf meine Frage, mit welcher Art Arbeit ich denn wohl meine Zeit ausfüllen, und auch Einiges verdienen könnte, wußte er keinen Rath, denn er war in Dingen des täglichen, des bürgerlichen Lebens wenig bewandert.

Meine Bekannten meinten, ich ſollte für eine Buchhandlung aus dem Franzöſiſchen überſetzen. Einer davon machte ſeine Verwandtſchaft mit dem Buchhändler G. geltend und begleitete mich zu ihm.

Der Mann war zu einem Verſuche bald geneigt, langte eine politiſche Broſchure hervor und ſagte mir unter anderm, daß ich mich nur ja recht bemühen ſolle, in den Geiſt des Autors einzudringen und ihn getreu wiederzugeben. Das machte mich verlegen, denn ich hatte bisher nur an den Sinn des Geleſenen gedacht und mich um die Darſtellung wenig bekümmert. Ich ſchwieg aber ſtill und beſchloß

eben meine Sache ſo gut es mir möglich zu machen.

Das Ueberſetzen zerſtreute mich; zugleich rechnete ich jeden Abend nach, was ich verdient, und, ſo wenig es war, ſo freute es mich doch, weil ich meinem Lehrer weniger läſtig wurde.

Meine Geige lag ruhig im Käſtchen; ich hatte mir es ganz aus den Augen gethan; ſein Anblick war mir ſchmerzhaft geweſen. Wie ich als Knabe, nachdem ein Schulkamerad vor meinen Augen ertrunken war, den Strom floh, und, ſo warm auch die Tage ſeyn — ſo einladend die kühlen Wellen mir winken mochten, dennoch wochenlang eine grauenhafte Abneigung gegen das ſonſt ſo geliebte Element, den herrlichen Tummelplatz geſelliger Waſſerſpiele empfand, ſo war mir jezt, wenn ich Muſik hören ſollte, ja, wenn ich nur ein Inſtrument ſah.

Als ich dem Verleger meine Ueberſetzung brachte, ſah er ſie vornehm-wohlgefällig an, und fragte bedeutſam: Haben Sie auch den Geiſt des Autors wiederzugeben verſucht? Ich

erwiederte offenherzig: Haben Sie die Gewogenheit und leſen Sie nach, ob Sie ihn finden. Ich bin eben kein Gelehrter. Wenn er darin iſt, ſo iſts nicht meine Schuld. — Er nickte freundlich. Ein lautes Lachen unterbrach bald ſein Leſen und dieß wiederholte ſich einigemal. Ich ward feuerroth, und ſo fleißig ichs bearbeitet zu haben glaubte, ſo wurde mir doch jezt ſo bänglich, wie einſt im Gymnaſium, wenn der Präzeptor auf dem Catheder meinen Stylus korrigirte und ich ihn die ſchwarzen Fiſchgen an den Rand hinausſtreichen ſah.

Nun, nun! — äuſſerte er endlich — Sie haben einigemal den Sinn des Satzes nicht ganz getroffen, auch ein Paarmal naive Bedeutungen gewählt. Sie ſind eben mit der Sprache der europäiſchen Cabinette noch nicht ſo vertraut. Freilich haben wir nicht für jeden Begriff auch immer ein deutſches Wort. Es liegt ſo viel nicht daran und paſſirt auch noch eine Reviſion.

Er öffnete ſein Pult und gab mir das verdiente Honorar.

Dieſe Beſchäftigung trieb ich einige Zeit; aber wohin ſollte es am Ende führen? Unſer Haus, das ſonſt von meines Lehrers empfindungsvollen Phantaſieen oder von meinen ſchwierigen Uebungsſtücken wiederhallte, war jezt wie todt. Wenn er mich am Schreibtiſche feſtgewurzelt und über einer dunkeln Periode an der Feder nagend fand, ſeufzte er mitleidig, und mir blutete das Herz, daß ich Veranlaſſung ſeines Trübſinns war, und daß er aus Schonung für mich vollends aller Muſik zu entſagen ſchien.

Um dieſe Zeit kam ein Edelmann nach Leipzig, der eine Reiſe nach Amerika unternehmen wollte und dazu einen jungen Mann ſuchte, der ihn als Sekretär und dienſtbarer Gefährte begleiten ſollte. Ich erfuhr dieß und mir kam der Gedanke, mich bei ihm zu melden. Der Plan wurde zwiſchen mir und meinen Bekannten hin und her durchgeſprochen, die Einen riethen zu, die Andern ab, wie denn beſonders Unternehmungen von bedeutenden, aber nicht zu berechnenden Folgen für unſer Leben, zu der vielſeitigſten Ueberlegung Anlaß geben.

Ich ging zu ihm; er sprach mit wahrer Begeisterung von Amerika, wie von einem gelobten Lande und entzündete auch meine Phantasie durch die anziehendsten Bilder.

Ich gefiel ihm, und die Sache wurde so weit richtig, daß ich mir nur noch drei Tage Bedenkzeit ausbat. Das hatte ich schon längst mir selbst gelobt: Entweder du kommst als ein tüchtiger Künstler wieder nach Hause, oder — du lässest nichts mehr von dir hören! Als Stümper oder als Taglöhner kannst du deiner Mutter doch nichts helfen!

Das war zwar jugendlich entschieden und kräftig, aber doch nicht ganz wohl gedacht.

Als ich dem Lehrer meinen Entschluß entdeckte, ward er auf's Neue ergriffen und beschwur mich, mit meiner Erklärung nicht zu eilen. Was hilft's denn — rief ich — sich viel zu besinnen? Mir wird doch nichts Besseres einfallen; ich weiß ja, wie ich mit meinem Schicksal stehe. Ob ich dort wohl fahre, ob und wie ich zurückkomme, das kann Menschenwitz doch nicht zum voraus ergründen.

Nicht alſo, junger Mann! — entgegnete er. — Der erſte raſche Entſchluß iſt ſelten der beſte und die Sachen pflegen meiſt ganz anders zu ſeyn, als unſer vorgefaßtes Phantaſiebild. Sind Sie denn ſchon recht ernſtlich mit jemand Anderm zu Rathe gegangen?

Mit wem? — fragte ich neugierig.

Nun mit Dem da oben! — war ſeine Antwort.

Ich ſchwieg beſchämt, denn wirklich, ich hatte bisher nicht daran gedacht, an Dieſen mich zu wenden und — daß ich, wie jeder Menſch, eigentlich nicht volle Freiheit habe, mit meinem Geſchick nach Gutdünken zu ſchalten, ſondern daß ich ihm verantwortlich dafür ſey, wenn ich nicht das Beſte daraus mache, was in meinen von ihm mir verliehenen Kräften ſteht.

Vor Schlafengehen trat mir, wie von dieſer Mahnung meines frommen Alten gerufen, mein ganzes bisheriges Leben, Lieb und Leid, vor die Seele. Ich dachte lebhaft an meine gute Mutter, meine Verwandten, was dieſe von mir gehofft, wie die Sehnſucht nach ihrem

Angehörigen in ihnen wachſe, ich dachte an meine geliebte Vaterſtadt, und wie auch dieſe auf den Wandel, das Schickſal ihrer Söhne ſchaue, und ſie mit Erwartungen begleite. Ich hielt jezt meinen Vorſatz von mir fern, ich wollte nichts, ich legte meine Zukunft in die Hand der Vorſehung und bat Gott um ſeinen Rath. So entſchlief ich beruhigt.

Mitten in der Nacht hatte ich einen ſehr deutlichen Traum. Es war mir, als ſtünde ich vor der Thüre meiner heimiſchen Stube und blicke durch ihr kleines Fenſterchen hinein. Meine Mutter war bei Licht allein und überzog die Kiſſen eines Betts mit friſchem Leinenzeug, wie für einen erwarteten Gaſt. Als ſie fertig war, betrachtete ſie es wohlgefällig, ſezte ſich dann an den Tiſch, worauf in irdenen Geſchirren der Reſt eines ſpärlichen Abendeſſens ſtand, das ſie jezt nach vollbrachter Arbeit vollends zu genießen ſich anſchickte. Der Schein des Lichts beleuchtete ſie ſtark, ſie war bedeutend gealtert und es erbarmte mich, daß ſie mit dem Kauen nicht mehr recht fortzukommen ſchien. Ein Geräuſch auf der Straße

machte ſie ſtutzig, ſie ſah zum Fenſter hinaus. Dann nahm ſie ihr altes Gebetbuch, den Starke, vom Geſimſekiſſen, ſchlug ihn auf, ſezte die Brille auf und faltete die Hände.

Plötzlich that es hinter mir in der Küche einen lauten Fall; ſie erhob ſich ſchnell und lief gegen die Thüre; — ich erwachte am Oeffnen, der Traum konnte den ſüßen Schrecken unſeres Zuſammentreffens nicht vollbringen, die Macht des Gefühls weckte die äußern Sinne.

Dieſes nächtliche Bild war ſo lebhaft geweſen, daß es mir nachging und eine ſehnſüchtige Erinnerung an die Heimat in mir erregte. Ich ſprach nochmals mit meinen Bekannten über die Auswanderung; die Gründe der Abrathenden ſchienen mir überwiegender. Mir fiel zur guten Stunde der Rath meiner Mutter ein: Wenn du dir in einer Sache nicht zu helfen weißt, ſo gehe zu dem rechten Manne, zu dem vom Fach. Ich ſah mich um, wendete mich dann an einen Handelsmann, der mehrere Jahre in Amerika zugebracht hatte und beſchwor ihn, mir, deſſen Schickſal auf

der Spitze stehe, wohlwollend seine Meinung zu sagen.

Er zuckte die Achseln und nahm mir dann mein Ehrenwort ab, daß ich ihn nicht blosstellen werde. Der Baron — eröffnete er mir sofort — ist ein Glücksritter; mit dem Rest eines durchgebrachten Vermögens sucht er sich in der neuen Welt zu helfen. Mißlingt ihm dieß, wie ich wahrscheinlich finde, so traue ich ihm, den ich aus gewissen Verbindungen kenne, zu, daß er blos an sich denken und Sie sich selbst überlassen wird. Das Leben in Amerika, was man da gegenseitig von einander erwartet, was man dahin mitbringen muß, um etwas Erkleckliches hoffen zu können, ist von der Art, daß Sie in diesem Fall einen schlimmen Stand haben werden.

Mein Entschluß, zu bleiben, stand schon, während ich bei diesem Mann im Comptoir war, fest. Ich will nun — dachte ich — mit Gottes Hülfe und mit aller Kraft meines Wesens versuchen, ob sich mir nicht in der alten Welt eine neue Bahn öffnen will. Ich sagte dem Baron ab. Einen besondern Nutzen hat

dieſer Vorgang für mich gehabt, den, daß ich, obwohl Amerika abwendig gemacht, dennoch von nun an alles mit Aufmerkſamkeit las, was ich in Zeitungen und Büchern über dieſen Welttheil zur Hand bekam, gleichſam um zu räthſeln, wie es etwa mir drüben hätte ergehen können; und ſolcherlei Lektüre behielt ich beſſer, als es wohl auſſerdem der Fall geweſen ſeyn möchte. Daneben lernte ich auch über die Lenkung der menſchlichen Schickſale nachdenken und mich fragen, was für Umſtände haben zuſammenkommen müſſen, und wer dann Verhältniſſe, Gedanken, Reden ꝛc. ſo, wie Faden eines Gewebes, habe verkettet, daß meine Sache ſich ſo und nicht anders geſtaltete. Dieſelbe Ueberlegung iſt mir ſeitdem in allen bedeutenden, bedenklichen Lagen, ja oft in unbedeutend ſcheinenden Momenten wieder gekommen; und bringe ich auch mir nicht ins Klare, was hiebei Gottes = was Menſchen = Werk iſt, ſo kann ich ja mich getroſt dem Glauben hingeben, daß am Ende alles für ſein Thun gelten möge, was im Vertrauen auf ihn gethan wird, und daß der Menſch nie weit vom guten Weg

abkomme, wenn er nur immer wieder nach dem rechten Leitſtern hinaufſieht.

Ich überſezte fort. Es wurde Frühling; die Bäume im Garten unter meinem Hinterſtübchen trieben friſches Grün und farbige Blüthen aus den Knoſpen ihrer ſchwärzlichen Aeſte. Die Vögel wiegten ſich auf den Zweigen und übten ſich wechſelrufend im Singen, zuerſt nur sotto voce, in kurzen Seufzern und Liebesfragen, dann in immer hellern und längern Schlägen. Sie müſſen es alljährlich wieder lernen. Ein Rothſchwänzchen pfiff ſchon mit Tages Anbruch auf dem Firſt unſers Daches; ich fuhr aber im ſüßen Morgenſchläfchen fleiſſig fort, bis ein lautſchlagender Schwarzkopf im Fliederbaum ganz nahe an meinem Fenſter mir keine Ruhe mehr ließ und mich gleichſam aus dem Bett zankte.

Auch mein Meiſter that nach und nach wieder Griffe auf ſeinem Clavier; ich an meinem Theil konnte ebenfalls der erwachten und erweckenden Macht der Natur nicht ganz widerſtehen, — ich langte eines Nachmittags, als die Sonne ſo labend durch das hellgrüne

Gezweig hereinſchien und ſeine Schatten auf mein Manuſcript malte — ich war gerade mit einem franzöſiſchen Kriegs-Manifeſt fertig geworden — mein Geigenfutteral hervor, zog die geſprungene Quinte auf und ſpielte einige Töne. Es war, als wenn das leiſe Beben des Inſtruments meinen ganzen Körper und meine Seele durchdränge, oder als wenn die Töne aus meinem Innerſten in dasſelbe kämen. Es that mir unbeſchreiblich wohl.

Wie iſt uns zuweilen ein Ton, ein Accord, wenn er die rechte Saite unſerer Seele berührt, mehr, als ein ganzes Concert! — wie iſt uns ein Wort, das unſern Geiſt, oder unſer Herz trifft, mehr als manches dicke Buch!

Aber was wollte ich nun mit drei Fingern greiffen? der vierte ſchwamm in einem Glas mit Weingeiſt, das ich zur Geige ins Käſtchen hineingeſtellt hatte. — Ich ſtreckte den kleinen Finger recht, um ſo mit ihm nachrückend den Zeigefinger zu erſetzen. Es gab anfangs falſche Klänge, aber im Adagio und

Andante ließ ſich's hören. Ich ſang dazu — Klagen über meine verlorne Kunſt — aus tiefer Seele. Dieß trieb ich verſuchsweiſe und zu meiner wirklichen Erquickung mehrere Tage.

Eines Abends in der Dämmerung, als mir, wie ich wohl ſagen darf, ein Lied des Harfners aus „Wilhelm Meiſter" recht aus dem Herzen gefloſſen war, trat mein Lehrer zu mir herein, ſchlang, was er zuvor nie gethan, ſeinen Arm um meine Schultern und lehnte ſeine Stirne freundlich an die meinige. „So iſt's recht! — ſagte er gerührt. — Die Muſik kann nicht untergehen, wenn man uns auch das Inſtrument oder gar die Finger nimmt. Sie helfen mir nach und nach wieder aus der winterlichen Schwermuth heraus und in den heitern Frühling hinein. Hab' ich doch ſchon glauben wollen, ich ſey fertig mit der Lebensluſt und wie ein alter Storren ohne Mark und Saft zum Abhauen reif. Aber nein! die lieben Melodieen melden ſich wieder. Hab' nicht gewußt, daß mein junger Freund einen ſo hübſchen weichen Tenor hat und Geläufigkeit dazu. Der Cantor der Thomaskirche, Freund Hiller,

lobte Sie zwar wohl darum, aber ich ſah damals gern, daß Sie blos aufs Violinſpiel drückten.“

3.

Bis hieher, geneigter Leſer! ließ ich, wie du weißt, meinen Jugendfreund ſelbſt erzählen; nunmehr will ich an ſeine Stelle einſtehen, und, indem ich eine kurze Epoche aus ſeinem damaligen Leben, die aber nicht vergeſſen werden ſoll, überſpringe, ihn ſogleich in die Heimat gelangen laſſen.

Wer unſere Vaterſtadt U. kennt, der hat vielleicht auch ſchon einen Büchſenſchuß abſeits von der Nürnberger Straße, etwas über die Niederung erhaben, einen kleinen Brunnen, von uralten Linden überſchattet, beſucht. Der ganzen jugendlichen Bevölkerung iſt dieſe einladende Stelle, das Alberkäſtlein, wohl bekannt; ſeit undenklichen Zeiten ſind hier ihre Spiele vorgegangen und hat das Bild dieſer kommlichen Oertlichkeit in jungen Seelen als ein be-

lebender Theil ihrer Erinnerung und unverſieglichen Heimatliebe gehaftet.

Hier hatte ſich — es war ein ſehr warmer Herbſtabend — ein altes Mütterchen aus der Stadt, bürgerlich gekleidet, eingefunden, und mit ihrer gefurchten hohlen Hand aus der kühlenden Röhre ſich gelabt. Schon mehrere Tage nach einander hatte ſie dieſen für ihre ſchwachen Füße anſtrengenden Spaziergang unternommen, denn ſie erwartete ſehnlichſt Jemand, der ſie nahe anging, und der dieſes Weges kommen ſollte.

Sie ſezte ſich jezt, da ſich die Sonne zum Niedergang neigte, wie ihr Leben, auf eine Ruhebank, zog ein weiſſes Sacktüchlein über ihre Haube, weil noch ſtechende Strahlen unter dem Laubdach hereinfielen, und — entſchlief.

Sie mochte ziemlich lange ſo geſeſſen ſeyn, denn ſchon begann im alten Dome drüben die Thorglocke zu läuten, die Jedermann vom Felde in die Mauern der Stadt zurückrief; als ein junger Mann, dem dieſer bekannte, aber lang entbehrte, Klang mit freundlichen Erinnerun-

gen ans Herz sprach, von der Straße ab diesem Brünnlein zuschritt, um sich auch daran zu erquicken und dabei früherer Tage harmloser Jugend zu gedenken.

Er gewahrte die auf der Bank eingeschlafene Frau, wollte sie aber nicht in ihrer Ruhe stören; er that sein Reise-Ränzchen von sich und trank, lehnte sich dann an eine Linde, blickte über den weiten Wiesenraum der Blaiche hinüber nach der Stadt mit ihren Thor- und Kirchen-Zinnen, und gab sich dem bänglich-süßen Gefühl der Heimkehr mit geöffneter Seele hin.

Was hast du einst gehofft, gewollt? was hast du gethan, erlangt? was wird die Zukunft noch weiter bringen? — Diese innern Stimmen vernahm er; die forttönende Abendglocke läutete einen Abschnitt seines Lebens ein; er überblickte die Vergangenheit, er glaubte zu ahnden, wie dem Menschen sein Geschick in die Hand gegeben ist, und wie ihn eine unsichtbare Hand mit leisem Zuge zum Guten lenkt.

Die abendliche Stille und Kühle, die mildbeleuchtete Landschaft, wohl auch der Blick auf

die betagte ruhige Schläferinn wirkten harmonisch mit solchen wohlthuenden Betrachtungen auf sein Gemüth. Er trat jezt näher zu dem Mütterchen; sie hatte ihre Hände gefaltet. Das über sie gebreitete Tüchlein war reinlich, aber von gröblichem Gewebe und verwaschen. Sie wirds nicht übel nehmen, dachte er, wenn ich ihr ungekannt Etwas schenke; vielleicht ist sie, als eine verschämte Arme, dem Postwagen auf den Weg gestanden, ob ihr etwa ein mitleidiger Passagier oder eine gefühlvolle Dame, die sich auf Physiognomie verstehen, unangerufen Etwas herausreichen mögen.

Er langte einen Dreibäzner aus der Tasche, legte ihn sachte zwischen ihre gefalteten Hände, beobachtete sie noch einmal und ging. Aber bald kam ihm der Gedanke, daß diese Person doch allem Anschein nach nicht absichtlich den Thorschluß verschlafe; er kehrte zurück, um sie zu wecken. An der Ecke des Tüchleins waren die Buchstaben: A. C. B. eingenäht; eine sonderbare Vermuthung trat ihm mit einem kleinen Schrecken näher. Er faßte sanft ihre Hände, während er das Tuch

über die Stirne wegſchob. Ein kurzes Befremden und er erkannte die etwas gealterte, geliebte Geſtalt.

Sie holte einen tiefen Athemzug, ſchlug die Augen auf und fuhr zuſammen; dann ſah ſie den jungen Mann ſtarr an und drückte ſeine Hände feſt in den ihrigen an einander. Er ſezte ſich neben ſie, lehnte ſchweigend ſeine Stirne an ihre Wange; die erſte Ueberraſchung ging ohne Worte vorüber.

Du biſts doch? Ludwig! — fragte ſie mit leiſer Stimme.

Nach einer Weile hob ſie ſeine Hände in die Höhe und rief: Ach nun iſt's doch ſo! — du gutes Kind! wie biſt du nur in dieß Unglück gerathen? — Das hat mir viele kummervolle Stunden gemacht.

Ludwig fragte bewegt, woher ſie denn die Sache erfahren. Das hat mir eben — erwiederte ſie — ſo manche ſchlafloſe Nacht verurſacht, daß mich ein Schreckbild verfolgte und deine lezten Briefe mir nicht ſagten, ob es dich angehe. Sonſt wußteſt du mir immer etwas Tröſtliches zu ſchreiben, an das ich mich

halten konnte; aber schon seit Jahr und Tag sahen mich deine Briefe fast kalt an, und nicht mehr so herzlich, wie sonst. Du schienest mir Etwas im Gemüth zu tragen, und ich merkte das so gut, als ich sonst sogleich sah, wenn dir Etwas begegnet war, sobald du nur zur Thüre herein tratest.

Ludwig gab der Mutter den Arm, sie standen auf; da fiel das Geldstück, welches er ihr zwischen die Hände geschoben, auf den Boden. Er hob es auf und wollte es unbemerkt einstecken. Sie hatte es aber klingen hören und sagte: Du lässest Geld fallen! das bringt mich auf den Beginn meiner Aengste. Mit dem Geigenkästchen, das du hieher schicktest, bekam ich nichts, als die Nachricht, daß du bald nachkommen werdest. Das ist nun schon seit nach Pfingsten. Ich hatte damals den Hauszins zu bezahlen, etwas Holz zu kaufen und fast keinen Kreuzer Geld. Hat denn Ludwig nicht vielleicht etwas Erübrigtes in das Kästchen verschlossen? — dachte ich — und versuchte es zu öffnen. Mit einem krummen Nagel gelang es. Ich langte begierig nach

einem Päckchen, es war schwer; ich wickelte das Papier ab, öffnete das Futteral und fand — einen Finger in Brandwein liegend.

Zuerst kam mich blos ein Schauder an; aber die Gedanken sezten mir zu, wie Plagegeister, und immer näher traten sie mir an die Seele, daß es dein Finger sey, du Unglückskind! Laß nur sehen! — ach du himmlischer Vater! er fehlt dir ja an der linken Hand! und nun ist's ja mit deiner Kunst vorbei — und mit meiner Hoffnung auf die Kindeshülfe!

Ludwig sprach der bekümmerten Mutter beruhigende Worte zu, empfahl ihr, das in ihrem ganzen Leben bewahrte Vertrauen auf den Allwaltenden nicht aufzugeben, indem noch Alles gut gehen könne. Zu Haus versprach er ihr Rechenschaft abzulegen über sein Verschulden bei dem unglücklichen Vorgang, wie dieser ihn gebeugt, wie er sich wieder ermannt und was nun aus seiner Kunst geworden sey.

So wandelte nun die bedrängte Mutter am Arme des Sohnes in der Stille der eingebrochenen Nacht dem Stadtthor und durch die

von ihm innig begrüßten Straßen der Heimat zu, die ihn mit der häuslichen Einrichtung einer einsamen Wittwe, wie den Schiffer eine stille, von friedlichen Bäumen und Gesträuchen beschattete Bucht, aufnahm.

Ungefähr acht Tage nach diesem Zusammentreffen von Mutter und Sohn in einer mondhellen Nacht standen vor dem Gasthofe zum goldnen Hirsch mehrere Kutschen, droben im hellerleuchteten Saale war Concert, das unser Ludwig Bühler unter Mitwirkung des freundlichen Musikdirektors auf Subscription veranstaltet hatte. Die Empfehlung des alten würdigen Hiller in Leipzig und einer weltberühmten Sängerinn, die ihn in die Schönheiten des höhern Vortrags eingeweiht, hatten ihm bei dem Patriziat Vorschub gethan. Mehrere hohe Regierungs-Beamte und Militärs — unsere Vaterstadt war seit Ludwigs Abwesenheit mediatisirte Provinzial-Stadt des Nachbar-Reichs geworden — hatten sich auch unterzeichnet. Diese Vorgänge machten, daß sich eine zahlreiche Versammlung einfand und die Kasse sich füllte.

Ein lauter Beifall am Ende verkündete den Schluß des Concerts. Die Zuhörer strömten heraus, die Wagen füllten sich und rasselten ab. Man hörte da und dort die Heimwandelnden sich laut über den genußreichen Abend, die hohe und doch gemüthliche Kunst des jungen Virtuosen äussern.

Alles hatte sich schon verlaufen, als dieser selbst, seine Mutter unterstützend, aus der Thüre trat. Der Musikdirektor hatte ihn noch mit Lob, Liebkosungen und Glückwunsch an der Treppe aufgehalten. Langsam und im Herzen selig wandelte er nun mit ihr durch die stillen Straßen nach Hause.

Ich weiß nicht, Ludwig! wie mir ist — sagte die Mutter — ich bin nur froh, daß ich's überstanden. Mit großer Angst ging ich hinein; du hattest wohl ein gutes Vertrauen zu dir selbst, aber doch — kein Mensch weiß recht gewiß, was an ihm ist, und ob er auch Andern mit seiner Kunst gefällt. Auch kam mir, daß du deines seligen Vaters Sohn bist; dessen Eier hatten immer zwei Dotter; und so wollte ich nicht recht fest an dich glauben, bis

ich gehört, was die Leute aus dir machen. Ich behorchte dich wohl, seit du hier bist, bei deiner Vorbereitung, aber es wollte mir, verzeih' mir's Gott! nicht ans Herz sprechen.

Gute Mutter! — unterbrach sie der Sohn — der Künstler kann seine Sache nur dann recht machen, wenn es gilt. Er nimmt die Kraft vom Ernst des Augenblicks; da ist er begeistert. Die Probe ist ein Stückwerk, das man niemand hören lassen sollte. Wenn ein Prediger an seinem Bücherschrank auf und abgehend die Predigt hersagt, geht es oft lange nicht so gut, als wenn tausend andächtige Zuhörer die Kirchensitze füllen und sein Vortrag in den Herzen derselben, wie in den Tempelgewölben, wiederhallt. Auch will ich nur gestehen, daß ich mich vor Euch meiner Gefühlsäusserung geschämt haben würde.

So muß es wohl gewesen seyn — äusserte die Mutter; — denn im Concert kannte ich dich nicht wieder; du erschienst mir als ein anderer, ein fremder Musikus.

Als du so schön spieltest, da stand alles auf, um zu sehen, ob du denn wirklich einen

Finger zu wenig habeſt. Im Adagio — ſo heißt's ja? — ſagten mehrere neben mir: Ach Gott! das iſt ja ſo lieblich, ſo herzangreiffend, wie Menſchenſtimme! Aber wer war denn der vornehme Offizier, der nach dem erſten Stücke ſo hitzig auf dich losging und ſo freundlich mit dir ſprach und dir die Hand drückte?

Ein Major, ein eifriger Muſikfreund und ſelbſt Virtuos auf der Flöte, wie Ihr gehört habt. Er hat, wie ich vernommen, die köſtlichen Werke des großen Haydn, die Schöpfung und die Jahrszeiten hieher gebracht und einſtudiren helfen, und, wie ich merke, hat ſich an ſeinem Feuer die hieſige Tonkunſt aus ihrem Schlendrian aufgerichtet.

Als du die Arie aus dem „Tod Jeſu" — „Ihr weichgeſchaffnen Seelen" — ſangſt, da drang mir's recht zu Herzen. Anfangs ſchämte ich mich, zu weinen; ich wollte mich, als deine Mutter, zwingen, und an etwas Anderes denken. Als ich aber ſah, daß ſich vorne die Frau Bürgermeiſterinn und ein Paar andere Damen mit ihrem Sacktuch die Thränen wiſchten, da ließ ich eben den meinigen auch

den Lauf und weinte in Gottes Namen mit. Sah ich doch durch meine naſſen Augen noch manche in Zähren ſtehen.

Das that nun meinem Mutterherzen doppelt wohl. Wie dann Alles dich für deinen Geſang belohnen wollte, und doch ein lautes Klatſchen jezt nicht paſſend war, da entſtand ein ſtiller Aufruhr im Saale. Ich konnte meine Augen gar nicht in die Höhe bringen; ich ſah vor mich hin, ließ die Thränen fließen und betete: Ach du guter Gott! wenn das alles nur kein Traum iſt und du erwachſt und der Ludwig liegt drüben im Bett mit dem abgeſchnittenen Finger und der verlornen Kunſt! — Aber nein! es bleibt leibliche Wahrheit, und ein Herr mit einem großen Ordensſtern ging zu dir hin, und ſprach mit dir unter freundlichem Lächeln. Du hätteſt dich tiefer neigen ſollen, du ſtandſt mir zu gerade, wie wenn du ſeines Gleichen wäreſt.

Es war der General-Commiſſär, gleichſam der Statthalter des Königs. Er gab mir ſeine Zufriedenheit zu erkennen und fragte mich, was ich mit meiner Kunſt ferner vorhabe?

Das ist ja viel Ehre. Siehst du, wie sich's lohnt, wenn man brav und fleißig ist.

Daß ich es bis hieher gebracht, danke ich Euch und dem Vater. Ich bin der Ueberzeugung, daß die meisten Menschen dasjenige werden, was sie in der Jugend von den Ihrigen gesehen, zu was sie als Kinder angehalten worden. Die Schwächen des seligen Vaters lernte ich schon durch Euch als solche erkennen und suchte sie von mir zu halten.

Nun, nun! aber die Fingergeschichte! das war doch so ein Erbstück von seiner Heftigkeit. Doch — auch dieses Ungeschick hat vielleicht zu deinem Besten dienen müssen. Noch hast du mir nicht auserzählt, wie du es noch zum guten Geiger und noch bessern Sänger gebracht.

Ihr sollt Alles vernehmen. Doch laßt mich wieder einmal von diesem nächtlich stillen Lindenplatz aus den ungemeinen Bau meines Münsters recht anstaunen; wie di. alte Zeit aus den hohen dunkeln Bogen, wie aus hohlen Riesenaugen, auf das junge Geschlecht blickt. Wie ungeheuer und doch wie leicht geschwungen!

ſchrecklich und doch lieblich! Was waren das für Menſchen, die eines ſolchen Gedankens ſich erkühnten und ihn beharrlich ausführten? Was bildet unſer Zeitalter dieſem gleich? — Seht, gute Mutter! jezt werde ich mir ſelbſt erſt recht klar. Ich habe hundertmal an dieſes Münſter gedacht; es war mir wie ein ehrwürdiger Mann, unter deſſen Augen ich aufgewachſen. Ich ſuchte ſtets wahr zu ſeyn, das Wahre aufzunehmen und mitzutheilen. Während ſo Viele ſich und Andern Etwas weiß machen, und ihr Bischen Wiſſen theuer verkaufen wollen, ſuchte ich immer, und oft von unſcheinbaren, unangenehmen Leuten Etwas zu lernen; wenn Andere ſich ihren Bequemlichkeiten und heitern Neigungen überließen, that ich mir um des Guten und Ernſten willen Zwang an; durch tägliche Selbſtüberwindung und Uebernahme von Unbequemlichkeiten ſuchte ich das Wohlſeyn im Ganzen zu erlangen. In der Kunſt hielt ich nicht meine Anwandlungen für den richtigen Geſchmack, ich hatte die beſten Muſter zur Nacheiferung vor Augen; wo ich in irgend einer Kunſtart etwas Erhebendes ſah, da war immer mein

Gedanke: Könntest du denn nicht in deiner Art, wenn auch nur mit beschränkter Kraft und im Kleinen etwas Aehnliches darstellen? Kurz, gute Mutter, ich danke es Euch, daß in Allem, was ich that, selbst bei Genuß und Scherz, ein leiser Zug zum Lernen, mich zu bilden, vollkommener zu werden war. Einen solchen Münsterbau kann ich nun wohl nicht aüfführen, nicht einmal drin predigen und tausend Zuhörer erbauen, aber —

Ich weiß was, Ludwig! und das mußt du gleich am Sonntag. Du singst nach Jahren wieder das Erstemal auf der Orgel und ich sitze unten, und da kannst du wohl auch die Gemüther ein wenig rühren.

Gut, liebes Mutterherz! ich dachte schon daran; ich sehne mich nach der Orgel, auf welcher ich so Tausendmal gestanden. Wie viel selige Momente habe ich da genossen! und wer weiß, ob ich nicht, von ihrer hehren, reinigenden Kraft durchdrungen, von wilden Begierden zurückgehalten und ein besserer Mensch geworden bin?

Iſt doch ſo ein Rieſenwerk, auf welchem wieder zahlreiche Muſiker mit kleinen Inſtrumenten ſtehen, zu vergleichen einem Meerſchiff, in deſſen Tauwerk die Winde pfeiffen, das durch die Wogen rauſcht, und auf deſſen Verdeck die Mannſchaft fromme oder fröhliche Lieder ſingt.

Ich freue mich darauf, die bibliſchen Geſchichten auf ihren hohen Flügelthüren, die Hiſtorie des Königs David und auf der Hinterſeite die der Erſchaffung der Welt wieder zu ſehen. Es könnte mich wohl ſelbſt die Luſt anwandeln, die mächtigen Blasbälge noch einmal zu treten, wie ich in jenen Tagen der Erwartung gethan.

Während dieſer Wechſelreden waren ſie an ihre kleine Wohnung gekommen, deren niedriges blaugetäfeltes Stübchen mit Verſchlag, wie die Mutter bemerkte, ganz eigen mit dem kürzlich verlaſſenen hellerleuchteten und mit einer glänzenden Verſammlung angefüllten Saale abſtach. Mäßig in Wünſchen und Erwartungen, beſcheiden und demuthsvoll im Genuß der Schickſalsgunſt fanden die beiden guten Menſchen bald einen ruhigen Schlaf.

Als ſie des andern Morgens an der wohlduftenden Morgentaſſe ſaßen, — die Mutter hatte dießmal das Gerſtenſurrogat weggelaſſen und einige Bohnen zugelegt — fand Ludwig ſie geſtimmt, das Weitere vom Verlaufe ſeines Leipziger Lebens zu vernehmen. Er hatte ihr bisher nur immer eine Szene um die andere mitgetheilt, um die Theilnahme, mit welcher ſie ſich in die Begebenheiten hineindachte, ſtets rege zu erhalten.

Gerade um die Zeit —, begann er — als meine Sehnſucht nach der Muſik mit dem Frühling und ſeinen Gefährten, den neuen Lebenshoffnungen, wieder erwacht war, ich aber mich mit dem wehmüthigen Gedanken quälte, daß doch nichts Rechtes aus mir werden könne — wie man denn nicht ahndet, was man vermag, wenn man ſich mit aller Kraft auf etwas Beſtimmtes wirft — kam die berühmte Sängerinn — Mara — die einſt den Hof Friedrichs des Großen und ſpäter mehrere andere europäiſche Höfe durch ihren wundervollen Geſang entzückt hatte, nach Leipzig.

Wenn ich Euch einen Begriff von ihrem

großen, einfachen, höchſt ausdrucksvollen Geſange geben könnte, ſo würdet Ihr finden, daß Ihr in eurem ganzen Leben noch nicht ſo klar und gewaltig habt ſingen hören. Ich war in ihrem Concerte. Von meinem Lehrer, der ſie mit dem würdigen Hiller ſprach, erfuhr ich, daß ſie eine höchſtgutmüthige und in ihren vorgerückten Jahren noch ſehr heitere Frau ſey. In der Nacht kam es mir, daß ich gleich den andern Morgen zu ihr hinmüſſe. Ohne Empfehlung von dieſen beiden Muſikern ging ich geradezu hin, ließ mich als ein Zögling derſelben melden und um ein Paar Augenblicke Gehör bitten.

Es wurde zugeſtanden. Da von dieſem kurzen Zeitmomente die Entſcheidung über meine künftige Beſtimmung abhing, ſo drängte ich die Worte zuſammen; ſie mußte aber den Ton der Sorge, des Vertrauens und ſchüchterner Hoffnung in ihrem Innern vernehmen. Wenn es nicht eigenliebig klänge, möchte ich ſagen: Ich ſprach heute zu ihr, wie ſie geſtern zu uns geſungen. Ich erzählte, ich zeigte ihr mein Unglück. Vergönnen Sie — ſagte ich — daß

ich ein Paar Sätze vortrage. Eine ihrer gestrigen Arien lag aufgeschlagen auf dem Claricymbel. Sie war von Anfossi, ich erkannte die Stelle sogleich wieder. Sie sezte sich und begleitete mich. Ich sang, wie — nun wie wenn ich ihr Herz hätte rühren und um eine günstige Entscheidung bitten wollen. Sie schlug das Blatt um; es folgten einige Läufe, die meinen ganzen Stimmenumfang in Anspruch nahmen.

Wie lange singen Sie schon? — fragte sie.

Seit meinem sechsten Jahre.

Nun nun — äusserte sie lächelnd — da sind Sie ja an Leib und Seele von Musik durchdrungen, und, wie ein recht ausgespieltes Instrument, ganz Resonnanz. Ich denke, es soll Alles gut gehen.

Sie gab mir in Kurzem manchen wohlgemeinten Rath und sowohl was er enthielt, als noch vielmehr, daß mir diese große Künstlerinn ihn mit sichtbarem Antheil gegeben, hat tief auf mich gewirkt. Ich dachte immer, die Mara sitze gegenüber, wenn ich sang. Ich war entschlossen, und von nun an stand mein Ziel im höchsten Glanze leuchtend vor meiner

Seele, und alle Kräfte meines Weſens richtete ich, Alles bezog ich darauf.

Ich übte mich, ich verfolgte ſchrittweiſe die Wege der Schule; Hiller war mein Rath, mein Lehrer half treulich nach; ich merkte täglich ein kleines Wachsthum.

Was das Mechaniſche, die Fertigkeit betrift, ſo hatte ich eine wahre Luſt daran, manches Schwierige zwanzig — ja hundertmal zu wiederholen, um gleichſam jedes Fäſerchen meiner Kehle wie ein kleines Leitſeil in die Hand zu bekommen. Da dachte ich denn, wenn es endlich ging: Siehe! jezt kannſt du Etwas, was tauſend Sänger nicht kennen. Dann mußte jedes Texteswort lauten, wie geſprochen, beſonders mußte jeder Vokal ſeinen reinen Klang erhalten. Dadurch kam ich nun dahin, daß meine Empfindung im Ausdrucke kein Hinderniß mehr fand, und meine Seele mit den Hörern von Luſt und Schmerz ganz klar in Tönen ſprechen konnte. Was mir endlich ein Leichtes, ein Spiel war, das überraſchte die Einen als eine ſeltene Naturgabe, und ſezte die Andern als Kunſt in Verwunderung. Doch wem dankt der Künſtler am Ende Alles? —

dem Geber alles Guten, und braven Aeltern, die ihm einen ruhigen, ausharrenden Sinn anerzogen.

Das Verlangen nach der Heimat, nach Euch, meine gute Mutter! erwachte und mahnte täglich ſtärker. Ein Concert in Leipzig verſchaffte mir Reiſegeld, gute Empfehlungen meiner Gönner begleiteten mich; einige unterwegs gegebene waren vielleicht beſonders darum ſo gefüllt, weil es lautbar geworden, daß dem Virtuoſen ein Finger fehle. Und nun bin ich hier und ſitze neben Euch. Ihr glaubt nicht, liebe Mutter! wie mir's aus dieſer blaugeblümten alten Taſſe in dem heimiſchen Stübchen mit ſeinem unvergeſſenen Geruch und an Eurer Seite ſchmeckt; es iſt mir wieder einmal ganz fraubaſiſch; Ihr müßt mir nächſtens alle alte Bekannte zu einer Kaffeviſite zuſammen bitten, und dazu in der großen kupfernen Caſſerolle einen Kuchen backen. Ueberhaupt, denke ich, wir wollen jezt recht ruhig und zufrieden und recht lange beieinander bleiben.

Als Ludwig ſo weit ſein Herz ausgeleert, klopfte es an der Thüre. Der Kammerdiener des General-Commiſſärs brachte ein Billet

folgenden Inhalts: „Ihre geſtrige muſikaliſche Leiſtung hat mir und mehrern Kunſtfreunden viel Genuß gewährt. Wir freuten uns wieder einmal zu finden, wie eine ſchöne Naturgabe durch gute Schule und eifriges künſtleriſches Bemühen ſich zur Virtuoſität gehoben hat. Es kann wohl nicht Ihr Zweck ſeyn, fürohin hier in einem engen Kreiſe bürgerlich einzuwachſen. Ich habe meine Beweggründe, warum ich auf die Belebung unſerer muſikaliſchen Unterhaltungen durch Sie verzichte; ich weiß, daß man in der Reſidenz einen Sänger Ihrer Art ſucht; jedoch wird zugleich ein Talent an ihn gefordert, das Sie bisher wahrſcheinlich nicht an ſich ausgebildet, — das eines darſtellenden Künſtlers. Erwägen Sie, ob Sie es darin zu einem erklecklichen Grade bringen können, ob dieſes Fach Ihrer Neigung nicht geradezu entgegen iſt. Schenken Sie mir dieſen Vormittag Ihren Beſuch. Ich ſchreibe Ihnen dieſes vorläufig, damit Sie, ehe ich Sie ſpreche, ſich über die Hauptmomente abfragen können.“

Ludwig war über das Unerwartete betroffen, durch eine weite Ausſicht erſchreckt, durch die Zumuthung neuen Lernens gedrückt,

dann über die mögliche Erweiterung seines Schicksals dennoch erfreut.

Wohl hatte er niemals sich auch nur auf einer Privatbühne versucht; selbst bei frühern dramatischen Possenspielen mit seinen Jugendgenossen überwand er nur schwer eine angeborne schüchterne Scham. Aber im Verfolge der Zeit hatte sich diese doch gelegt; öffentlich sich in gefühlvollem Vortrage hören zu lassen, war ihm Gewohnheit geworden und stellte er auch die dramatische Kunst weit höher, als viele Andere, die sich dazu berufen glauben, so deutete dieß nur dahin, daß er nicht mittelmäßig darin bleiben wollte.

Bei dem General-Commissär traf er den Major, in welchem er bald den Veranlasser des Antrages vermuthete. Die Sache wurde besprochen, eingeleitet, und — endlich auch ins Werk gesezt.

Ludwig fand sich recht gut in sein neues Fach. Eine Kunst hilft der andern empor. Bei seinem natürlichen Sinn, seinem innern Fortschreiten, seinem regen Schauen und Aufnehmen zählten die frühern Jahre als eine stille Schule mit.

Wie ein weiser und menschenfreundlicher Fürst weiß auch ein liebenswürdiger Künstler tausend Herzen zu gewinnen.

Seine Mutter verlebt bei ihm den Rest ihrer Tage; ihm fehlt nichts Wesentliches als — sein Zeigefinger, über dessen Verlust er sich aber auf eine sinnige Weise zu trösten weiß. Mit diesem Finger — pflegte er zu sagen — hätte ich mich vielleicht, wie so Viele, ins Ueberkünstliche verstiegen, wäre zum musikalischen Gaukler geworden; so war ich an den reinen menschlichen Ausdruck gebunden. Eine bittere Erfahrung hat mein Wesen gereinigt; ich hatte ein Anliegen in Tönen zu klagen, singend, spielend zu beschwichtigen, den Verlust zu besiegen; meine Musik war eine süße Schwermuth, welche die sonst brausenden Jugendjahre zu meinem Heile durchdrang. Dann hing er wohl noch den biblischen Spruch an: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

IV.

Ball-Hoffnungen.

Mit groſser Haſt und ſtark athmend ſtürmten die Kleinen in die Stube und brachen los mit Nachrichten über die Zubereitungen zu dem glänzenden Maskenballe, den hohe Huld auf den Geburtstag der geliebten Landeshoffnung angeordnet hatte.

Jedes hatte ſich andere Auffallenheiten gemerkt. Ein groſses Breterhaus war neben dem Redoutenſaal errichtet worden, deſſen Inneres den Anblick eines grandioſen, halbrunden Gezeltes darbot, ein Bild, welches die kleine Thereſe lebhaft an Grimms Feenmährchen erinnerte.

Lange Männer trugen nach Wilhelms Wahrnehmung viele groſse Cryſtalleuchter an Stangen hinein, wie ſie in der Augsburger

Bilderbibel die große Weintraube aus dem gelobten Lande tragen.

Pauline hatte mit Erſtaunen viele hundert verſiegelte Weinflaſchen, Tauſende von Gläſern und Schalen, die herrlichſten Blumenvaſen, dann auf einer endloſen Reihe von Tragbahren mit weiſſen Tüchern Verhülltes, wer weiß welche nie gekoſtete Speiſen und Getränke hineinbringen ſehen.

Was das Eine nannte, vergrößerte, verſtärkte das Andere, und ſo ſuchten ſie nach Kinderweiſe einander in Zahl und Maß zu überbieten und auch unſer Erſtaunen zu erregen.

Mir war nicht recht wohl bei der Sache; ich blickte vorahndend hindurch, und las ſchon in dem und jenem Angeſicht die Spuren der unruhigen Bewegung, welche dieſe Nachrichten im Hauſe hervorbringen mochten.

Es dauerte nicht lange, ſo lief das Frauenvolk zuſammen und machte Operations-Plane. Alles wurde jedoch sotto voce verhandelt.

Ein Paar Hausgenoſſinnen waren ſchon von nähern Umſtänden unterrichtet. An die ſieben erſten Rangklaſſen mit einiger Erweite-

rung (ein Ankergrund für die Hoffnung) an Militär und Bürgerschaft, namentlich an den Handelsstand und die Bürgergarde, kamen über tausend Eintrittskarten zur Vertheilung.

Wie meint denn mein guter Schreibtisch-Inspektor Häfele? — sagte meine Hälfte — zu uns herab wird's wohl kaum reichen?

Ausser dem Hof in seinem Glanze sollten noch viele andere hohe Herrschaften, vornehme fremde Gäste dabei erscheinen. Man wußte auch von einem reichen und sinnig ausgedachten Maskenzuge, den „Triumph des Merkurius" vorstellend. Von Charaktermasken, von phantastischen, idealen Costümen mußte es wimmeln.

Die herablassende Leutseligkeit des geliebten Fürstenpaares, die glänzende Freigebigkeit, die

„Er, der gastliche Wirth am Berg umsichtigen Auges"

bei so frohen Veranlassungen walten ließ, waren zu bekannt, als daß nicht in den Seelen von Jung und Alt das großartigste heiterste Bild von einem Feste, das geschmackvollen

Glanz, reiche Fülle, allverbreitete Heiterkeit beurkundete, hätte entstehen müssen.

Kann es denn überhaupt in der Welt etwas Schöneres geben, als den Anblick eines milden Landesvaters unter seinen zur lautersten Lust und Freude versammelten Kindern?

Das Frauenvolk suchte sich gegenseitig das Herz schwer zu machen, Hoffnungsbilder aufblühen zu lassen, und dann durch das Schreckniß der unerschwinglichen Putz-Erfordernisse wieder zu zerstören.

Die lieben, sanften Seelen sind doch bei solchen Veranlassungen oft rechte schwarze Engel gegeneinander, und all ihr Reden und Thun dreht sich um die dämonische Maxime: „Muß ich den Freudenhimmel missen, so sollst du auch nicht hinein kommen!“

Meine Clara verhält sich in dergleichen Fällen ganz still und horcht nur hin, ob sich denn in diesen Kriegs-Troubeln nicht dennoch so heimlich ein kleiner, bescheidener Hoffnungsbau errichten lasse. Sie wird freudenroth, wenn die befreundete Partie gewähren lassend, mit klingendem Spiel auftritt, sie fährt schrecken-

blaß in ſich zurück, wenn der ſchonungsloſe Feind Freudenquell-vergiftend wieder anrückt.

Macht mir doch den Gaul nicht ſcheu — rief die joviale Doktorinn A. — da wird das Gedränge und Getriebe ſo gewaltig, daß man auf den Einzelnen nicht achtet. Die vornehmen Herrſchaften und die glänzenden oder pikanten Masken ziehen alle Aufmerkſamkeit an ſich; das Uebrige verſchmilzt in die Maſſe; ich wollte meinen alten Ball-Staat hervorſuchen, ein Paar Ellen neues Silberband herumnähen, und es ſollte mich keine Seele krumm anſchauen.

I du entſetzlicher Leichtſinn! — entgegnete die verwittwete Notarius B. — wo denken Sie hin? Da iſts ſo helle beleuchtet, daß man Ihnen die Sommerſproſſen auf der Naſe zählen kann. In ſolchem furchtbaren Glanze ſieht alles Abgeſchabte und Verblichene doppelt ſchändlich aus; man würde glauben, Sie hätten's unterm Trödel gekauft. Laſſen Sie nur jeden Gedanken fahren, wenn der Herr Doktor nicht tief, recht tief in den Beutel langen will. Nehmen Sie nur, der Banquier Schnetzler läßt für ſeine Frau und Tochter hundert Dukaten

ſpringen, und die Direktor Katzner hat zu ihrer Maske baare ſechs Louisdor nur für Roſen ausgegeben. Hier muß man ſich zeigen können; wer's nicht aufwenden kann oder will, der bleibe in Gottes Namen daheim.

In dieſem Tone ging es eine ziemliche Weile fort. Als endlich das Feld geräumt war, holte meine Clara friſchen Athem, näherte ſich langſam ihrer Commode, und kramte in ihren Siebenſachen.

Das Weihnachtgeſchenk der Frau Gevatterinn, ein hübſches Gaze-Kleid kam zum Vorſchein: Sieh nur Vater! — flüſterte ſie — man könnte es durch einen Ring ziehen. O ja! — ſagte ich trocken — durch unſern Thürklopfer. Als ſie das beugte, milderte ich's auf den Ring unſers pfündigen Hausſchlüſſels.

Sie verſuchte es dann wirklich mit einem Plus-Aermel.

Allerhand bunter Flitterſtaat kam jezt an die Reihe. Ich ließ ſie kramen und ſagte nichts mehr; aber es begleitete mich doch in die Canzlei. — Gutes Kind! Ich kann dir und deinen Geſchwiſtern nicht viele Freuden machen, —

was die Welt so nennt. Daß ich euch liebe, und mir Manches versage, weil ich an euch denke, das ist Alles. Auf Geburts- und Namenstags-Bescherungen rechnet ihr nie. Nun ja! aber so eine Extra-Freude möchte ich dir wohl gönnen; du würdest sie in demüthiger Bescheidenheit genießen.

Welches Feenschloß in Hesperiden-Gärten bauen wohl jezt geschäftige Elfen in deinem Köpfchen mit ungestümer Hast auf! Wie glaubig-schaffend ist deine Mädchen-Phantasie! Siehe doch auf die ausgelebten, prosaischen Leute, wie sie im Verkehr mit der Wirklichkeit ihre Luftschlösser auf den Abbruch verkaufen und die hochstämmigen Gartenbäume verkohlen.

Im Bureau beging ich ohne innere Vorwürfe das Crimen Ambitus um ein Billet. Der Canzlei-Direktor hänselte mich: Wie gerne — sagte er mit einer zierlichen Verbeugung — wie herzlich gerne, liebe Frau Schreibtisch-Inspektorinn Häfele! würde ich Ihrem Wunsch entsprechen, käme anders nicht meine Chevalerie mit meiner Pflicht in Collision. Es wäre zu machen, für Sie, Theure! und ihre lieb-

reizende Tochter, wenn ein Paar von den überständigen alten Herren, die bei neueſten Feſten ihren Januskopf immer nach den unvergeßlichen Feſtins in der vorvorigen Regierungs-Periode zurückwenden, gegen die Jeztwelt galant ſeyn wollten, wie ſie es gegen die Vorwelt geweſen. Was haben ſie denn von der Erinnerung, daß die jezt ſchlotternden Beine einſt zephyrleicht getanzt!

So könnte namentlich Ihr Hausgenoſſe, der Herr ..Rath Kächele, dem ohne Zweifel ſein Vormitternachts-Schläfchen beſſer bekäme, als der Maskentumult, den Morpheus dem Orpheus vorziehen, und im Bette ſchnarchen, ſtatt in der Saal-Niſche zu gähnen. Ich will es an ihn bringen.

Ich verſprach mir hievon nicht viel Gutes. Der watſchelnde Sechziger holte um Zwölfe immer ſeinen Tiſchwein ſelbſt, wenn meine Clara die Kellerwoche hatte, nicht etwa aus Mißtrauen gegen die Frau Notarius, die ihm die Haushaltung beſorgte, ſondern aus übergroßem Zutrauen zu meiner Tochter, welche es freilich ſchwach erwiederte.

Ich fürchtete übrigens wenig von dieser unterirdischen Liebe und katakombischen Anbetung. Ich konnte meiner Clara keinen bessern Schutzgeist mitgeben als ihre Abneigung gegen den geckenhaften Grauschimmel. Dem weiblichen Geschlecht sind die Gefühle schamhafter Schüchternheit, züchtigen Ablehnens stets dienſamer, als ein Criminalcodex von strengen Grundsätzen; ein heisses, verlangendes Blut, das sich kasteien muß, ist mir immer darum verdächtig, daß es einmal bei einer Ueberraschung dieses vergessen könnte.

Als ich heimkam, standen die Mädchen im Alkoven und sprachen heftig zusammen. Es ist doch unausstehlich mit dir! — vernahm ich von der Stimme der hagern Lene — alle Nähte sind aufgetrennt, und die Haften ausgerissen. Wer wird denn so leichtsinnig aus den Kleidern hinauswachsen!

Seht doch das neidische Ding! — erwiederte Clara — sie gönnt mir nicht, daß ich so wohl gerathe.

Ei wie! Mädchen! Anrichten! — tönte die ernste Stimme der Mutter aus der Küche her-

ein. Das fuhr wie eine Granate unter die Kichernden. Sie eilten hinter meinem Rücken hinaus. — —

— Was soll denn das? o ihr Kindsköpfe! — vernahm ich durch die Thüre.

Clara trug die Suppe in einem Anzug auf, daß ich laut auflachte; daneben mußte ich doch das Wasser in den Augen zerdrücken. Sie erschien um ein Jahr älter, gesezter; sie öffnete mir die Zukunft mit Lieb und Leid.

Sie blickte mich nicht an, und that, wie wenn nichts geschehen wäre.

Närrisches Kind! — sagte ich weicher als ich wollte — Es ist ja schon gut! oder kann es werden. Ich habe ja nicht „Nein" gesagt. Aber Eins merke dir! Ich verbitte mir absolut alle Hoffnung! — Meine Passus hab' ich gemacht. Was seyn soll, schickt sich wohl!

Ach Vater! es wird nicht seyn — rief Clara hastig — es kann nicht seyn! es wäre ja zu viel für mich, zu schön! Laß dir sagen, Väterchen! wir haben nur Possen getrieben. Weißt du, wem ich gleichsehe? nämlich nicht im Gesicht, nur im Kopfzeug?

Wohl errieth ich es. Sie hatte in meinem Portefeuille geblättert und eine „Charitas" in punktirter Manier nach Raphael hervorgesucht. Nach dieſem Blatte war ein blaulichtes Flortuch auf orientaliſche Weiſe um ihren Kopf geſchlungen. — Es ſtand ihr ausnehmend gut.

Ihr närriſche Dinger könnt doch Alles aus euch machen! — ſagte ich. — Ja, nur keine geſcheide Leute! — fügte die eintretende Mutter bei. — Treue Hausfrau! du vergißt doch nie, einige Tropfen kaltes Waſſer auf den wallenden Kaffee zu gießen — hängte ich an.

Nachmittags flatterte ihre Phantaſie wieder aus dem Neſt in die heitere Luft. Ich merkte es an einigen verſtohlenen Tanzſtudien im Nebenzimmer, einem fragmentariſchen Pas de deux unter zwitſchernder Muſikbegleitung.

Du Himmel! was mir einfällt — flüſterte dann die Aeltere — wie muß man denn — ach Lene! lache nur nicht immer — wie muß man denn zu einem vornehmen jungen Herrn, zu einem Prinzen ſagen, wenn er einen zum Tanz aufzieht?

O Aſchenbrödel! — rief ich hinein — du haſt gute Ruhe. Schon dein einfacher, weiſſer Anzug, ohne Blumenbeet oder Firmament darauf, verkündet, daß du eigentlich nur aus Gnaden zum Zuſchauen da biſt.

Was thuts! — erwiederte ſie entſchieden — nicht wahr? Lene! wir haben das ſchon beſprochen, daß bei einem ſolchen Feſte nothwendig auch Mädchen ſeyn müſſen, an denen die Augen ausruhen, wenn ſie an den vielen hochgepuzten, ſtrahlenden Herrlichkeiten müde geworden ſind.

Ihr Gang war mehr ein Schweben. Ich durchſchaute ſie bis in die Seele; ſie ſah ſich im hellglänzenden Prunk-Saal, in einem Kleide von Schaum, einem Anhauch von Flor, von ſüßen hüpfenden Tonwellen umfloſſen, von dem wohlgefälligen Anſchauen der frohen Menge getragen, von erlauchten Blicken gehoben, vom innern Entzücken vergeiſtigt. Das iſt eine Luſt und Selbſtgenügſamkeit bei gelungener Darſtellung ſeines künſtleriſchen Weſens, wie ſie einem weiblichen Herzen nicht gröſſer zu Theil werden kann.

Die reizbaren Geschöpfe dehnen sich in solchen Phantasmen in Vorahndung möglicher Bedeutsamkeit zu stolzirenden Pfauen aus, und verkriechen sich dann wieder als farblose Zaunschlupfer, gedemüthigt durch den Gedanken an ihre Winzigkeit, in der großen Masse.

Ich durfte nur an meine eigene Jugend zurückdenken, um mich an dieses Wogen der Imagination zu erinnern.

Wir haben das Billet noch nicht — sagte ich — und der Mensch muß seine Hoffnung niemals auf eine Karte setzen. Von dreien schlagen zwei fehl, wo nicht gar von zehen neune. Merke dir dieß für alle Wünsche und Erwartungen in deinem ganzen Leben. So eine goldene Regel ist wie ein Stück zum Heirathgut.

Ist denn das Schicksal so arm, — sagte Clara fast wehmüthig — daß es nur so wenige Hoffnungen erfüllt?

Gerade umgekehrt! — erwiederte ich — das Leben ist so reich in seinen Entwicklungen und Gaben, daß es fast immer etwas Anderes, meist Besseres bringt, als was wir kurzsichtige, begehrliche Kinder von ihm verlangen.

Das dient zur Erziehung, zur Erweiterung des Blickes, zur Läuterung der Seele.

Nun ja, ich will ja gern nicht hoffen — ſagte ſie in einem Tone, der ſie Lügen ſtrafte.

Sie fing an mich zu dauern.

Meine Heimkunft von der Canzlei ſollte Alles entſcheiden. Um zwölf Uhr hatte ſie ihren runden Kopf durch's Fenſter geſteckt. Gern hätte ich, als ich die Straße herauf kam, die Glückskarte telegraphiſch aus der Ferne gewieſen; aber der Zug war noch nicht gethan. Wenn Fortuna gut gelaunt war, ſo brachte ſie der Canzlei-Aufwärter nach.

Peinlichſter Zuſtand der Ungewißheit für das Weibervolk, das, zu tauſend Ball-Präparatorien gerüſtet, müßig harren ſoll. Ach Gott! die längſte Zeit iſt ja viel zu kurz, und eine Ballköniginn wird eben ſo, wie ein Geiſtes- oder Kunſtwerk, eigentlich niemals fertig.

Welch ſonderbares Getöne drang mir in der Hausflur zu Ohren! Es kam vom Keller herauf und klang mir wie die Stimme des guten ..Raths Kächele. Die Thüre war abgeſchloſſen; ich nahm in unſerer Küche den

Schlüssel und eilte hinab. Der Tumult wurde noch ärger. Kübelgeschirr stürzte übereinander und zerschlug Weinflaschen, dazwischen knirschte es wie von des verzweifelnden Raths Tritten auf den Scherben. Er vermischte Beten und Flüche und bejammerte den köstlichen 1811er, 1822er, 1825er.

Mein Gott! Herr ..Rath! was ist Ihnen denn begegnet? — rief ich durch die ebenfalls verschlossene Gitterthüre hinein, während ich das Schlüsselloch suchte.

Da that es wieder einen großen Fall und keine Antwort erfolgte. Ich trat hinein; eine Badewanne lag umgestürzt am Boden; kein Rath war zu sehen. Um's Himmels Willen! wo sind Sie denn? — rief ich.

Ach Gott! — hier unten! — ächzte es hohl unter der Kufe hervor. Ich wendete sie schnell um und hob den Halbohnmächtigen auf. Ist Ihnen was geschehen? — Ich weiß es nicht! — Ich werde wohl tod seyn! — stöhnte er. —

Es ergab sich jedoch bald, daß er keinen Schaden genommen. Er zitterte vor Angst und

Schrecken, denn er fürchtete ſich am hellen Tage, wenn er allein war.

Oben angelangt fühlte er Kraft und Beſonnenheit wiederkehren und jezt ſezte ſich der Moll-Ton der Angſt auf einmal in den Dur-Ton des Zorns um. Ein enormes Schelten ging los und dieß über unſere Clara, die ihn eingeſperrt hatte.

Sie ſtand verduzt da und entſchuldigte ſich, daß es in der Eile und Zerſtreuung geſchehen ſey. Ein ſechzigjähriger Garçon iſt aber in ſolchen Fällen ſchwer zu überzeugen. Er wurde nach der vorigen Todtenbläſſe roth wie ein Truthahn und ſchoß abgeriſſene Vorwürfe, wie zerhacktes Blei, auf die wahrſcheinlich Unſchuldige los. Ich weiß ſchon! — lange bemerkte Abneigung! — heimliche Tücke! — hinterliſtige Bosheit! — lieber Gelbſchnäbel, als einen ſoliden Mann! — werd's ſchon gedenken! — Spate Reue! —

Während ſolchen Haders war der Canzleidiener zu der Gruppe herangetreten. Er öffnete ein Paket und händigte dem erbosten Rath eine Karte ein.

Mir reichte er die Liſte hin; Clara warf einen Blick hinein und las erblaſſend ihr Verhängniß. — An dem Herrn Schreibtiſch-Inſpektor hat es abgeſchnitten! — ſagte der Vorzeiger in einem Ton, als hätte er die Vertheilung zu beſorgen gehabt.

So iſt's recht! — rief triumphirend der ..Rath. — Sie hätten die meinige bekommen! — war ſchon entſchloſſen! — ſo aber — er ſteckte das Billet ein und gab ſich ſelbſt einen Handſtreich — gehe ich, ich, der ..Rath Kächele, ſelbſt. Bin noch jung genug zu ſolchen hohen Feſtesfreuden; heute Abend wird wohl noch manches freundliche Geſicht für Unſer-Einen blühen! freundlicher als — gewiſſe, die ſich — für die allerſchönſten halten! —

Mit Hohnlächeln ging er fort und begleitete jeden ſeiner ſtarken Tritte auf die Treppe mit einem Kraftworte: Man hat — auch noch — Füße — kann — auch noch — einen Tanz — herausbringen. Man — hat ſich — conſervirt. — Donnerwetter! —

Wir ſezten uns ſtill zu Tiſche; Pauline ſprach das Gebet; Clara zögerte; ich verzieh

ihr den Anflug von Röthe um ihre Augen, als sie aus dem Nebenzimmer kam. Es fehlte an Tischreden.

„Die Hoffnung der ewigen Seligkeit — sagte ich nach der Suppe — ist gar vielen, zum Theil hochweisen Menschen unserer ausgehöhlten Zeit weiter nichts, als — die Seligkeit der Hoffnung. Der große Schiller hat freilich selbst so Etwas fallen lassen; ich denke jedoch, er soll einst nicht recht haben. Aber mit der zeitlichen Seligkeit, dem Maskenball, ist's bei uns so, nämlich Nichts."

„Uebrigens versichere ich dich, Clara! daß ein rechter Mensch im Leben zu gar nichts zu spät kommt, was ihm Noth ist; zu vielen Dingen wohl noch eher zu früh. Ein guter, vernünftiger Sinn erlangt am Ende Alles, was er wünscht. Merke dir aber, Kind! auch die Freuden machen den Menschen alt, nicht eben nur die Sorgen und Plagen; man genießt genau betrachtet Alles, auch das Schöne, nur Einmal, und lebt es zu Tode. Wer zu entbehren weiß, bleibt länger jung.

Die Mutter nickte beifällig den Kindern zu, wie man bei heilſamem Zuſpruche zu thun pflegt, lächelte jedoch ſo zweideutig dazu, daß ich ſie anſah und fragte, ob ſie etwas dabei zu bemerken finde.

Gar nichts, lieber Alter! — erwiederte ſie unter freundlichem Achſelklopfen — als daß du immer weiſen Troſt weißt, wenn wir zu kurz kommen.

Ich hab's jezt ſchon vom Herzen! — fiel Clara wie aufgehellt und bereits wieder lächelnd ein. — Der Ball hätte mich zwar keineswegs alt gemacht; muß ich aber ohne ihn leben, nun, ſo muß er ja auch ohne mich ſeyn. — Aber um dich iſt mir's, Vater! — du wäreſt doch gewiß auch gern dort. Ich weiß wohl, warum? In der Johanna Schoppenhauer, Caroline Pichler, Amalie Schoppe, oder wo? hab' ich geleſen, daß ihr bei ſolchen Gelegenheiten erſtaunlich viel Menſchenkenntniß ſammelt, und das Herz und die Sitten ſtudirt —

Allerdings! — ſagte ich ernſthaft — und daneben an den Blumen-Vaſen und Guirlanden die Botanik. — Ich würde — ſage ich dir

— Jedem, der ſich auf's Beobachten legte, den Saal verbieten. Und warum denn das? Mache dir ein Bild von der Sache, aber laß dir den Mund nicht wäſſern nach dem verlornen Paradieſe!

Hier iſt eine eigene kleine Welt; es findet ſich eine wunderbare Geſellſchaft, phantaſtiſch, idealiſch coſtümirt, aus verſchiedenen Ständen, Ländern, Welttheilen, Zeitaltern, ja ſelbſt aus dem Reiche der Mährchen und Sagen zuſammen und weiß ſich durch alle erlaubte Sinnenreize, enthoben der Proſa, in ein eigenthümliches, ſpezifiſch leichteres Element zu verſetzen.

In dieſem lebensluſterfüllten Aether ſoll nun Jeder von Rechts wegen ſich der angenehmen Täuſchung hingeben, mit offener Seele, mit jugendlich ſorgenfreiem Herzen genießen; und hier, bei dieſem ſüßen Blendwerke, nichts ſtrenge beobachten, als — den Anſtand.

Nun, daß ich dieſen auch ſtrenge beobachtet haben würde, das wirſt du wohl glauben, Vater! — ſagte Clara lächelnd.

Ohne Anſtand! — nickte ich ihr zu. Ich

weiß zu gut, wie ſchnell ihr Mädchen das Kind in die Dame umſezt und wie ihr in der einen Hand noch das Confirmations-Büchlein haltet, während ihr mit der andern ſchon nach dem „Clauren" greift.

Ihren ſonſt ſo geſunden Appetit hatte ſie doch noch nicht; ſie kaute an den Fadennudeln, als wären es Klöße.

Den Ball-Abend hindurch thaten wir gefliſſentlich das täglich Gewohnte; des Feſtes wurde mit keiner Sylbe gedacht, Thereſe las eine Abendbetrachtung von Tiede; ſie erſchien voller Anſpielungen und Beziehungen auf die heutige Situation, über die wir unter andern Umſtänden hinweggeleſen haben würden. Manches war wie mit feuriger Schrift geſchrieben. So iſt's, wenn uns Etwas trifft.

Gute Nacht, Clara! — ſagte ich, als man ſich legte. Gute Nacht! — wünſchten auch die Mutter und Geſchwiſter. Seyd nur ganz ruhig! — erwiederte ſie — ich ſchlafe gewiß wie ein Dachs.

Um Mitternacht hörte ich ſie bang athmen. — Auf einmal rief ſie im Jammerton:

Vater! o Vater! — Ich erweckte sie durch Zuruf. Was ist dir? — sagte ich. — Ach Gott! — erwiederte sie — der fürchterliche Traum! — Wir waren im Ball-Saal, aber Alles ging verkehrt. Das Erste, was mich quälte, war, daß ich zweierlei Schuhe anhatte. Ein Kreis bildete sich unter den Augen der hohen Herrschaften, ein vornehmer Jüngling zog mich zum Tanz auf; ich war in Verzweiflung, daß ich es ihm abschlagen mußte. Ein höckerichter Zwerg verfolgte mich; er war mir in der Seele zuwider. Endlich raunte er mir ins Ohr: Ich habe Ihren Schuh zum auswechseln von Hause mitgebracht. — Ich erkannte den ..Rath. In einer Nische vertauschte ich die Schuhe und mußte nun um diesen Preis mit ihm tanzen; nun denn — dachte ich — ein Zwerg ist doch besser, als gar kein Tänzer! aber mit welcher Unlust that ich es? — Mein Unhold wurde noch dazu immer kleiner und kleiner, bis ich zulezt eine klappernde Puppe an der Hand hatte. Alles lachte; ich war zernichtet und floh in eine Ecke. Eine Bekannte erbarmte sich meiner; ich lechzte nach Erfrischung; sie führte mich zum Büffet, wo sich

Alles fröhlich labte; aber, wie mir's immer im Traume geht, ich brachte keinen Schluck an den Gaumen. Niedergeschlagen stand ich wieder im Ball-Saal und hatte dich verloren. Ich starrte an eines der hellen Lichter hin; da sah ich, wie ein Zweiglein auf dasselbe herunter hing. Ich wollte die Umstehenden aufmerksam machen, aber ich konnte kein Wort vorbringen und niemand verstand meine Winke. Das Zweiglein fing Feuer, die Flamme breitete sich augenblicklich in dem mit Reifern ausgeschlagenen Saal aus. Alle Wände waren eine Lohe. — Alles stürzte dem Eingange zu; — ich rief deinen Namen. Ein entsetzliches Gedräng umgab mich mit immer stärkerem Pressen. — Da erblickte ich dich; du suchtest dir Raum zu machen; du wolltest mir über die Köpfe weg deine Hand reichen. Du riefst meinen Namen — da erwachte ich an deinem wirklichen Zurufe.

Ich war jezt selbst aus dem Schlafe gekommen; ich konnte mich nicht davon abbringen, diesen Traum weiter ins Schreckliche auszubilden. Endlich machte ich mir Licht, und

las. — Clara wachte mit. — Was mag doch der Traum bedeuten? — fragte ſie. — Wie die meiſten — erwiederte ich — vorwärts gar nichts; rückwärts Hemmungen, körperliche, geiſtige, die er, als Fortſetzung unterbrochener Tagesbilder und Gefühle, phantaſtiſch, verzerrt weiterbildet.

Um zwei Uhr fuhr ein Wagen vor. Ich unterſchied eine junge und alte Stimme und erkannte den Neffen des ..Raths, der dieſen herausbob.

Es war doch ganz himmliſch! lieber Onkel! — ſagte der Jüngere. — Nun ja doch! — entgegnete der Alte, der bei ſolchen Anläſſen durchaus unzufrieden und mißvergnügt zu ſeyn pflegt. Er gehört zu den Leuten, die, wenn man ſie zu Gaſte bittet, auch ſich baden wollen. — Ich bin froh, — fuhr er fort — daß es überſtanden iſt. Die Frauenzimmerchen ſind mir zu weich, und die Speiſen zu hart, die kann ich nicht mehr recht kauen. Der Glühwein macht mich vollends ganz dumm. — Für heute gute Nacht! Ein andermal weiß ich, was ich thue.

V.

Der Zimmermann.

Eines Tages — es sind nicht nur Jahre, sondern Menschenalter verflossen, seitdem es sich so begeben — saß eine junge Frau mit zwei Kindern vor ihrer Hütte, die, entlegen von den übrigen Thalwohnungen, als die oberste Ansiedlung sich einsam an das Gebirg anlehnte. Sie kernte Maiskolben aus, während die Kleinen, Knabe und Mädchen, Bohnen aus den dürren Hülsen nahmen und sich über die großen, buntgefleckten Kerne freuten.

Der Knabe, lebhafter und zerstreuter, als seine Schwester, rief, nachdem er verschiedentlich von der Arbeit weggesehen: Siehe Mutter! da oben herab kommt ein fremder Mann.

Woran siehst du denn — fragte die Mutter — daß es ein Fremder ist?

Ei nun! — verſezte der Knabe — weil er einen andern Hut trägt, als die Leute in unſerm Thale.

Sie blickte an der Hänge des Berges durch die Olivengärten hinauf, aber ſie nahm nur einen wandelnden Menſchen wahr, ohne nähere Kennzeichen; — der Tod ihres Mannes hatte ſie ſo viele Thränen und ſchlafloſe Nächte gekoſtet, daß ihr ſonſt ſcharfes Auge etwas trübe geworden war.

Als der Wanderer näher kam, ging ſie in die Hütte, denn ſie war ſchüchtern und ſcheute das Geſpräch mit Unbekannten. Die Kinder folgten ihr und ſtellten ſich hinter das Fenſter, um ihm nachzuſehen.

Nicht lange aber, ſo öffnete ſich die Thüre und der Wandersmann trat herein. Die Wittwe ward betroffen über ſein Erſcheinen. Es kam ſelten ein Fremder dieſen ungangbaren Weg; überdieß lag in dem Antlitz und ganzen Weſen des Gaſtes Etwas, was ſie noch an keinem andern Menſchen wahrgenommen hatte.

Vergönne, gute Frau! — ſagte er mit wohlklingender, ſtarker Stimme — daß ich

hier in deiner Hütte ein wenig raste. — Er nahm seinen Reisehut ab, und legte Winkelmaß, Beil und einige andere Werkzeuge neben sich auf ein Stroh-Polster.

Du bist ein Zimmermann und auf der Wanderschaft? — fragte sie theilnehmend.

Ich komme über das Gebirge, — erwiederte er, — und will zu einem Verwandten in die Stadt hinab, die am See liegt. Ich bin erschöpft von dem steinigten Wege; die Sonne brannte heiß; auch der Schatten des Cedern-Waldes konnte ihrer Glut nicht genug wehren; ich möchte dich, wenn du es erübrigen kannst, um einen Trunk Milch zur Labung bitten.

Sie ging und brachte ihm fette Milch in einer reinlichen Schale und dann noch Butter und Honig und ein Gerstenbrod.

Während der Gast mit sichtbarer Lust, jedoch ohne Begier, aß und trank, blickte die Wittwe ihn unverwandten Auges an.

Er trug sein blondes Haar, das ihm in reichen Locken auf die Schultern herab wallete, am Haupte gescheitelt, so, daß seine hohe

freundliche Stirne unbedeckt blieb. Seine Augen waren blau, aber dabei von einem ſtarken Glanz und durchdringenden Feuer. Sein Weſen erſchien älter, als ſeine Jahre; er dünkte ihr der ſchönſte Jüngling, den ſie jemals geſehen, doch ſo, daß man ihn zugleich lieben und fürchten konnte.

Nachdem er ſich ſattſam gelabt, that er in dem Tone dankbarer Geſinnung mehrere Fragen über ihr Schickſal an ſie, welche ſie mit zutraulicher Offenheit beantwortete.

Als mein Mann — brachte ſie unter anderm vor — todeskrank hier auf dem Bette lag, da flehte ich zu Jehovah um ſeine Wiedergeneſung. Ich glaubte vergehen zu müſſen vor Jammer, wenn er ſtürbe. — Ich mußte ihn dahinwelken und ſterben ſehen. Ich betete, ich faſtete, ich hielt ſtreng alles, was das Geſetz und die Prieſter fordern, ich erfüllte alle Buchſtaben gewiſſenhaft, aber es gedieh mir doch zu keiner Linderung meines Seelenleidens. Bald fragte ich mich, ob es die Strafe meiner eigenen Miſſethat ſey, bald war mir's, als ob die Sünden meiner Väter

an mir heimgesucht würden. Da warf ich mich auf die Erde nieder, blickte zur Sonne hinauf, zerfloß in Thränen und bat den, der sie geschaffen, den Urquell des Lichts, um Trost.

Ich fühlte mich erleichtert; ich konnte an mein Tagewerk gehen, das ich bisher aus Jammer und Schwäche versäumt hatte. Ich lebe nun mit meinen Kleinen; warum ihr Vater hat sterben müssen, das kann ich nicht ergründen; das mag der wissen, der mir ihn genommen.

Dem Gaste traten Thränen in die Augen; er sprach ihr Muth ein mit Worten, die ihr aus seinem Mund unbeschreiblich wohlthuend klangen. Sie brachten Ruhe mit, wie es zuweilen Menschen gegeben ist, Kraft mitzutheilen, das Leid leichter zu tragen.

O Fremdling! — sagte die Wittwe gerührt — du glaubst selbst, was du sagst; deine Reden fließen wie Balsam in die Wunden.

Der dir den Ernährer genommen — schloß er — er ist derselbe, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Du scheinst die Tochter guter Aeltern und selbst von gutem

Wandel zu ſeyn. Es iſt nicht Strafe, was dir widerfuhr; ja es wird zu deinem und deiner Kinder Beſten dienen.

Als die Kleinen, die dem Allem zugehorcht, daraus entnommen, daß der Fremdling ein guter Menſch ſeyn möge, machten ſie ſich aus der Ecke allgemach näher an den Tiſch, beſahen die blanken Werkzeuge und wünſchten wohl auch, daß der Fremdling mit ihnen einiges ſprechen möchte.

Ihm entging dieß nicht; er zog das Mädchen in ſeinen Schooß und duldete, daß der Knabe ſich ihm zuthulich auf's Knie lehnte. Bald aber erhob ſich dieſer wieder und flüſterte der Mutter etwas ins Ohr. Sie bewegte den Kopf zwar verneinend, weil er aber merkte, daß es nicht ſo ſtrenge gemeint ſey, ſo lief er in die Kammer und brachte einen zerbrochenen Stuhl heraus.

Wollteſt du uns nicht den Stuhl zuſammen machen? — ſagte er zu dem Zimmermann, und blickte ihn bittend an. Dieſer lächelte, beſah den Schaden, hieß darauf den Knaben

ein Paar Stücke Holz aus der Küche holen, und griff dann nach Beil und Säge.

Die Kleinen ſahen mit Luſt zu, wie er das Zerbrochene zuſammenfügte und befeſtigte und wie das ausgebeſſerte Theil durch ſeine Hobelſtriche ein neues Ausſehen gewann. — Der Knabe ſezte ſich mit behaglicher Miene auf den Stuhl.

Der junge Zimmermann trat darauf unter die Thüre und blickte nach der Sonne. Wir wollen unſer Geſchäft da drauſſen fortſetzen — ſagte die Mutter zu den Kleinen; unſer Gaſt wird wohl auch lieber im Freien, als in der dumpfen Stube weilen.

Sie ſezte ſich an den Korb mit Maiskolben, die Kinder betrieben ihr Geſchäft ſpielend, jedoch nicht, wie ſonſt, unter Schäckern; ſie waren ſtill horchend, was der Fremde, der ihnen gegenüber Platz genommen, mit der Mutter ſpreche.

Manches hatte die gute Wittwe noch auf dem Herzen; denn ſo ſehr ſie durch die wunderbaren, ſtarken Reden des jungen Mannes ihr Gemüth aufgerichtet, und einen bisher nicht

gekannten vertrauenden Glauben an einen liebevoll waltenden Vater im Himmel in ihrer Seele aufblühen fand, ſo konnte ſie doch nach menſchlicher Weiſe ſich beim Blick in die Zukunft nicht aller Anfechtungen ſogleich entſchlagen.

Ihr Verluſt, ihre Kümmerniß waren ihre Schule; daß ſie als Wittwe, als Mutter ſo allein ſtand, das hatte ſie ſtark gemacht; ſo einſam ihre Hütte im Gebirge lag, ſo wenig ſie mit den benachbarten Hüttenbewohnern im Verkehr ſtand, ſo war ſie doch nicht ohne Kunde von allem, was ihr Volk betraf, und bewegte es um ſo ſinniger in ihrem Gemüthe. Aber ihr Geiſt hatte doch keine feſte Richtung, ihr Höchſtes gab ihr keinen ſichern Troſt. Des Gaſtes einfache Rede zeigte ihr, woher alle Einſicht, alle Kraft ſtamme. Hatte ſie im kurzen Verlauf einer Stunde ſo viel von ihm für ihre Ueberzeugung und Zufriedenheit gewonnen, ſo durfte ſie wohl ihn länger um ſich wünſchen; denn jeder Tag brachte ſein eigenes Anliegen und was gute Menſchen einander zu

ſagen haben, ergibt ſich nur in öfterem Beiſammenſeyn und unausgeſezter Theilnahme.

So lange du bei uns biſt — ſagte ſie bewegt — fühle ich mich im Frieden mit mir ſelbſt, aber ſchon neigt ſich der Tag, du willſt nicht weilen; und wenn du nun von uns gehſt — werde ich mich wohl durch dein Wort, dein Andenken lange aufrecht halten?

Der Gaſt bemühte ſich, ſie mit dem Bild eines neuen Lebens zu erfüllen, gegen welches ihr bisheriges nur ein Scheinleben, und doch voll Kampf und Sorgen war. Wie es, während er ſprach, in ſeinem Geiſt aufzublühen ſchien, ſo ging es auch in das Gemüth der Wittwe faſt ohne Worte über. Es war, als trage er in ſich das dämmernde Bild einer Gemeinſchaft, viel inniger, als das Band der Geſetzes-Formeln, welches ſie mit ihren Glaubens-Genoſſen mehr zwingend als einigend verband.

Die Wittwe ergriff es, ja ſie ſehnte ſich darnach; denn immer war ihr, als ſchwebe ein Nebel vor dem Aug ihres Geiſtes, und als drücke eine unbekannte Laſt auf ihr Herz, ſo

daß dieſes nie einen rechten Athemzug aus reiner, heiterer Lebensluft ſchöpfen dürfe. Sie fühlte ein Bedürfniß nach Klarheit, die ſie für ſich allein nicht finden konnte.

Die Kleinen waren aufmerkſam auf jede Rede, aber wenn ſie auch den Sinn derſelben nicht ganz verſtanden, ſo blieb ihnen doch das Bild ihrer Mutter, einer Seele, die Hülfe ſucht, und des Fremden, der als eine liebreiche und doch gewaltige Natur, durch ſein unerwartetes, kurzes Erſcheinen einen unvergänglichen Eindruck, eine nie erlöſchende Erinnerung hinterlaſſen zu wollen ſchien.

Der Knabe, der neben dieſer kindlichen Theilnahme auch noch auf Alles, was um die Hütte her vorging, ein Auge hatte, rief auf einmal: Sieh Mutter! was da droben geſchieht! Der wilde Enak ſchüttelt wieder unſere Dattelbäume!

Sie beugte ſich hinüber, und ſagte dann in ſchmerzbewegtem Tone zum Gaſte: Siehſt du, wie die böſen Nachbarn es der armen Wittwe machen! Was ihr der Herr ſchenkt, das ſtehlen ſie bei Nacht, oder nehmen es,

ihrer Ohnmacht ſpottend, am hellen Tage mit Gewalt.

Der junge Zimmermann erblickte nicht ſobald den Thäter, als er mit zornentbranntem Geſichte ſich erhob, ihm zu wehren.

Halte doch! — ſagte die Wittwe ängſtlich — er iſt rauh und ſtark. Nimm dein Beil mit dir, daß er dich fürchte. Der Gaſt aber winkte mit der Hand und erwiederte: Das Wort des Rechtſchaffenen iſt ein Schwert gegen den Frevler gezückt.

Er rief dem böſen Nachbar Drohworte zu; dieſer aber, ſtatt von ſeinem Thun abzulaſſen, ſammelte noch mehr Früchte in ſeinen Sack und kam dann kecken Schrittes gegen die Hütte gegangen, um zu ſehen, wer denn derjenige ſey, welcher ihm gedroht.

Er war von verwildertem Ausſehen und um manches Jahr älter, als der Fremdling, welchen er mit finſterm, frechem Blicke maß. Als aber dieſer mit Worten, wie jener ſie noch aus keines Menſchen Munde vernommen, und in einem Tone, der über ſeine Jugend ging, ihm den Frevel ſtrafend verwies, da wußte er

nichts vorzubringen; er ward bleich, ſah zur Erde, ſchüttelte dann ſeinen Sack aus, und ging ſchweigend von dannen.

Die Wittwe, die ſammt ihren Kindern hievon Zeuge war, umfaßte dieſe und ſprach, von Muttergefühl ergriffen, zum Knaben geneigt: O Sohn! daß du würdeſt, wie dieſer! Selig iſt der Leib, der ihn getragen, und ſelig iſt die Bruſt, die ihn geſäugt hat!

Sie ſezte ſich innerlich bewegt wieder an ihr Geſchäft, während die Kinder die Datteln zuſammenlaſen.

Der Zimmermann blickte wieder nach der Sonne, die jezt ſich in den röthlichen Abendduft zu hüllen begann. — Bringe mir meinen Hut! — ſagte er freundlich zu dem Mädchen — und mein Geſchirr — zum Knaben. — Der Tag neigt ſich, die Stadt iſt noch fern; meines Bleibens darf nicht mehr ſeyn.

Die Kinder brachten ihm Beides aus der Hütte. Als er nun am Abſchiedsgruß war, da fühlte die Wittwe erſt recht, welch' ein Menſch ihr Gaſt ſey, und welche Gewalt über die Seele ihm inwohne.

Fremdling! — ſagte ſie — du biſt nicht wie der Uebrigen Einer; dein Glaube iſt nicht des gemeinen Volkes Glaube, noch deine Rede wie unſerer Prieſter Rede, und doch ergreift und durchdringt ſie, was ſie trifft. Dein Wort iſt gewaltig und wird ſich um dich her ausbreiten; denn Viele ſind in unſerm Volke, die nach ſolch' lebendiger Speiſe ſich ſehnen.

Wäreſt du mein Sohn oder Bruder, ich würde dich zu höhern Dingen berufen glauben, als dieſe gemeinen Werkzeuge ausweiſen.

Mein Auge würde dich mit Stolz, aber auch mit ſchweren Sorgen begleiten, denn, jemehr du dir Herzen gewinnſt, deſtomehr wirſt du Anfechtung haben von denen, die am ſtrengen Buchſtaben des Geſetzes halten. —

— Aus dem, was die Wittwe ſagte, entſproß ihr wieder Neues, was ſie noch weiter ſagen wollte; es war, als könne oder wolle ſie das lezte Wort nicht finden, obwohl ſie mit Wehmuth wahrnahm, daß der Gaſt die Augenblicke zähle.

Er erhob ſich endlich und reichte ihr die Hand; die Kinder drängten ſich an ihn. Er

reckte ſeine Arme aus über ſie und blickte gen Himmel.

Als die Mutter dieſe ſeine Bewegung ſah, wurde ſie bleich, fiel ihm zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee und rief: Fremdling! ſchone deines Lebens!

Was iſt dir, gute Frau! — ſagte er, indem er ſie aufhob — du ſcheinſt ſo erſchrocken!

Ich weiß nicht, wie es kam und mir plötzlich vor die Seele trat; — erwiederte ſie — als ich dich die Arme ſegnend über meine Kinder hin ausbreiten ſah, da erneute ſich mir ein ſchreckliches Bild aus meiner Jugend, wo ich Zeuge war, wie man einen Menſchen, den Viele unter dem Volke für unſchuldig hielten, mit ausgeſtreckten Armen an ein Kreuz ſchlug.

Der junge Mann ſchwieg, nahm ſeine Werkzeuge zu ſich, deutete mit der Hand gen Himmel und verließ ſie mit einem dankenden Blicke.

Schweren Herzens ſahen ihm Mutter und Kinder nach, bis ſich ſeine Geſtalt abwärts im Thal unter den Oelbäumen verlor.

VI.

Wer ſind die Gefangenen?

Lange schon waren dem Ritter Günther seine beiden Knaben um einen Ausflug zu seinem Jugendfreunde, einem an der Landesgrenze hausenden Burggrafen, der geraume Zeit nichts mehr von sich und den Seinigen hatte hören lassen, angelegen.

Die beiden Freunde waren dadurch auseinander gekommen, daß Günther im Stillen mit seiner Gesinnung dem alten Herzoge treu blieb, während der Burggraf dem neuen Gewaltherrscher, dem jüngern Sohne des Herzogs, sich ergeben hatte.

Dieser, so unternehmend als gewissenlos, hatte mittelst der Unzufriedenen, die es in jedem Land und unter dem besten Regenten gibt, einen Aufruhr angezettelt, die wilden Schwärme eines rohen Nachbarvolks herbeigelockt, den

Vater in offener Empörung der Herrschaft entsezt und aus dem eigenen Lande vertrieben, — wenn nicht noch Schlimmeres geschehen war; denn Niemand wußte zu sagen, wo der Vertriebene hingekommen.

Die väterliche Zusage zu der kleinen Landfahrt war erfolgt, der Tag anberaumt, als ein widriger Zufall dazwischen trat, der den Plan für diesen Herbst zu vereiteln drohte.

Der Ritter verstauchte sich nämlich auf der Jagd durch den Sturz seines Pferdes den Fuß, so, daß er das Bette hüten mußte. Der Wundarzt eröffnete ihm die nicht sehr tröstliche Aussicht, daß er damit beinahe so lange zubringen werde, als mit einem wirklichen Beinbruche.

Die Knaben waren über das doppelte Unglück in Verzweiflung; der Aeltere, ein für seine Jahre — er zählte erst neune — sehr kluger Knabe, fand jedoch ein Auskunftsmittel; er bat, daß der Vater ihnen statt Seiner einen von seinen vertrauten Leuten mitgebe. Ihre freudig hoffende Ungeduld wußte alle Besorgnisse desselben mit Kinderweisheit zu beschwichtigen.

Seine Liebe zu ihnen ſprach auch mit und er willigte endlich darein, daß Ubald, ſein Knappe, ein rüſtiger junger Mann, ſie ſchützend begleite.

So zieht denn in Gottes Namen hin! — ſprach er zu den drei Reiſefertigen gewendet, als ſie ſtattlich angethan vor ſeinem Lager ſtanden — und ſehet zu, ob ihr das zwiſchen mir und dem Burggrafen ſchlaff gewordene Band wieder feſter zu knüpfen vermöget. Er iſt von mir mit ſeiner Geſinnung abgewandt; dennoch kann ich ihn nicht ganz aufgeben.

Er war niemals ſchlecht, — fuhr er, mehr mit ſich ſelbſt, als mit jenen redend, fort — ſonſt wäre ich nicht ſein Freund geweſen, aber er verwickelte ſich in Lagen, die ihn oft verleiteten zu thun, was nicht recht war. Er dachte im Ganzen beſſer als er handelte, er handelte ſchlimmer als er war. — Er hatte faſt nie genug und ich meiſtens ſo viel, daß ich ihm mittheilen konnte.

Ich wandelte mit ihm und mied das, was er that; er ging mit mir, aber er konnte doch nicht laſſen, was ich an ihm tadeln mußte.

Er branchte mich mehr, als ich ſeiner bedurfte, ob er gleich weniger nach mir fragte, als ich nach ihm.

Er war kühn und thatenluſtig, darum mit dem Frieden unzufrieden. In der ſtillen Ordnung verlor er mit Unluſt alles, was er beſaß; im Sturm und Drange hoffte er mit Luſt zu gewinnen. Er wünſchte Fehden und Krieg; der ruhige Gang der Dinge konnte ihm nicht bringen, was ſein ungeſtümer Sinn verlangte.

Wer weiß, ob er mich nicht meiner Sinnesart wegen verdächtigt, mir wohl gar bei Gelegenheit zu ſchaden ſucht? Doch! die Zeitläufte können ſich unverſehens wenden, das Unrecht wird nicht lange den Sieg behalten. Vielleicht kehrt auch er dann um.

Gehet hin! — ſchon manches Mal, wenn der Sinn der Männer ſich ſtarr, feindſelig gegenüber ſtand, haben Frauen oder Kinder gutes Einvernehmen durch ihr angeboren milderndes Weſen wiederherſtellen helfen.

Wenn er euch in die Augen blickt, wer weiß? ſo kommt ihm wohl ein Gedanke, der bis jetzt keinen Zugang zu ihm gefunden —

daß euer Vater doch auf beſſerm Wege ſeyn möge, als er. — Ihr Kinder ſeyd ja die leibhaften Wahrzeichen unſers Weſens. —

So zogen ſie denn, von ſeinen väterlichen Segenswünſchen begleitet, von dannen. —

In ſtiller Langſamkeit ſchlichen die zehn Tage ihres Urlaubs vorüber. Sein Fuß-Uebel hatte ſich gegen Erwarten ſchnell gehoben. Jezt ſollte der Knappe mit den Kindern heimkehren. Schon am frühen Sonntags-Morgen ließ er den Wundarzt rufen und fragte ihn, ob er heute einen kleinen Ausritt machen dürfe. Mit Achſelzucken ward es zugeſtanden und dienſame Anordnung dieſerwegen getroffen.

Günther erwartete aber den wärmeren Mittag nicht; ſogleich nach dem Morgen-Gottesdienſt ließ er ſatteln und beſtieg ſein Roß mit doppelter Luſt, rückſchauend auf die entbehrte Freiheit, vorſchauend auf die nahe Ankunft ſeiner Kinder, ſeiner theuerſten Güter, der Ebenbilder einer frühverſtorbnen geliebten Ehegattinn.

Er lenkte um die Felsſchlucht herum, wo man den Schlangenweg vom Thale herauf ganz

überschaute. Sein scharfes Auge konnte den Krümmungen der Straße bis hinaus zu dem Städtchen folgen, das vorne an der Mündung der Schlucht gegen das Haupt-Thal, von der belebten Heerstraße durchschnitten, lag.

Es war ein frischer Herbstmorgen; von den fernen westlichen Gebirgen her trieben kalte Nebel, die von den waldigen Höhen angezogen, in stets wechselnden Gestalten und wunderlichen Bewegungen gespenstisch herumschlichen.

Aus dem schwarzblauen Tannenwalde ragte an einem Vorsprung ein jäher Fels von schwindelnder Höhe gegen die Tiefe hinaus. Auf ihm war das Schloß gewurzelt, so daß nicht unterschieden werden mochte, wo das Gestein aufhöre, und das Gemäuer beginne.

In das Dunkel der hintern Waldschlucht trieb der Wind die Dünste, wo sie dann mit ungemeiner Schnelle in die von der Sonne erwärmte obere Luftregion, wie ein von Geister-Riesen aufgesponnener Flachs, senkrecht hinaufstiegen.

Lange sah Günther diesem luftigen Schauspiele zu, das bald dahin, bald dorthin die Aussicht verhüllte, jezt sein Schloß wie ein Schleier umschloß, dann in wenigen Sekunden es wieder dem Blick aufdeckte und morgendlich lichtbeglänzt darstellte.

Ein zunehmendes Reissen in seinem Fuße mahnte ihn an die Rückkehr; noch einmal strengte er seinen Blick an, und als er nichts gewahrte, gab er seinem Rosse den Sporn und wendete um.

Seine Besorgniß wäre wohl bis zur Ungeduld gewachsen, denn seine Knaben waren, obgleich gut und strenge gezogen, doch lebhaft und bei Gelegenheit vielleicht unternehmend und keck, — da traf's sich's, daß ein Fremder, der bei ihm einsprach, ihn den Tag hindurch zerstreute; lezteres eben nicht durch kurzweilige Erzählungen seiner Thaten und Abenteuer, denn der Gast war sehr wortkarg, als vielmehr durch seine eigene Bemühung, jenen mittelst Wein und Gespräch in eine heitere, wohlgemuthe Stimmung zu versetzen. Er hatte dem Ritter im Vertrauen auf seine biedere Ge-

ſinnungen entdeckt, daß er der Vertriebenen Einer ſey, die es mit dem unglücklichen Herzoge gehalten. Er ſah blaß und abgezehrt aus und ſchien noch Manches auf dem Herzen zu tragen, was er ihm vertrauen wollte.

Es ward Abend. Der Hausherr ſah aus den Fenſtern, wie die Sonne ſich gegen das Gebirge ſenkte, wie deſſen langer Zug vom Glühroth zum Stahlblau abbleichte. Noch regte ſich nichts die Fahrſtraße herauf. Er ſezte ſich wieder zu dem Fremden, der, von anſtrengenden Tagmärſchen erſchöpft, ſich nach Ruhe ſehnen mochte, aber gleichwohl um des ungeduldig harrenden Vaters willen noch wach zu bleiben verſuchte.

Endlich, als ſchon die Lampe angezündet war und die Nacht ſich in das Thal herein zu lagern begann, vernahm der Ritter das Klappern der Hufe auf den zu Tage gehenden Felſen und auf ſeinen weithin hallenden Ruf die antwortende Stimme des Knappen und der Kinder.

Er eilte in den Schloßhof hinab, nahm den Kleinen vom Schooße des Knappen und

half dem Gröſsern von ſeinem Pferde. Als er ſah, daſs ſie ſämmtlich wohl auf waren, und hörte, daſs ihnen nichts Schlimmes begegnet ſey, verwandelte ſich ſeine Unruhe auf einmal in väterliche Heiterkeit. Er trug den von der Abendkühle erſtarrten Knaben hinauf, während der Andere an der Hand des Knappen nicht ohne einiges ſtolzes Selbſtgefühl mit ſporuklirrenden Tritten folgte.

Der Gaſt hatte ſich während dieſes Empfanges in eine dunkle Ecke des Zimmers zurückgezogen und der einladenden Annehmlichkeit eines ſchmalen Lotterbettes nicht widerſtehen können. Günther ließ ihn gewähren. Die Kinder, erfüllt von den Bildern ihrer Reiſebegegniſſe und der Begierde, dem Vater das Merkwürdigſte je eher je lieber mitzutheilen, bemerkten den fremden Mann gar nicht; ebenſowenig der Knappe.

Der Aeltere hatte bald dem Bruder das Wort abgewonnen und erzählte nun, wie ſie mit den beiden Söhnen des Burggrafen jezt mit der Armbruſt nach der Zielſcheibe geſchoſſen, dann auf die Raben- und Elſtern-Jagd

ausgezogen, endlich gar — o welch Glück! — ein Eichhorn erlegt. Ubald, der Knappe, mußte die Wahrheit ihrer Angaben bestättigen.

Eine ganz neue Vergnügung für sie war die Fahrt auf einem See hinter der Veste am Walde, der abgelassen werden konnte, wenn der Schloßgraben gefüllt werden wollte. Der Vater schüttelte über diese gefährliche Lust bedenklich den Kopf; Ubald versicherte aber, daß er den Kahn sorgfältig untersucht, ihn festgezimmert gefunden und aus Vorsicht sich selbst mit eingesezt habe, wie er denn überhaupt die Knaben niemals aus den Augen gelassen, weil er gefunden, daß die Söhne des Burggrafen zu verwegenen Streichen geneigt seyen.

Das haben sie von ihrem Vater — bemerkte Günther; — der stand in den Fehden immer voran, wenn es etwas recht Tollkühnes auszuführen gab. Aber sagt mir nur auch an, wie denn der Vater selbst euch aufgenommen, ob er sich euch geneigt, freundlich erwiesen und meiner gedacht hat.

Er sprach sehr freundliche Worte zu uns; — erwiederte Anselm — aber er sah doch ein wenig verdrüßlich dabei aus. Er fragte uns, wie lange wir bei ihm zu bleiben gedenken und befahl seinen Dienern, daß sie uns in allen Dingen gut besorgen sollten; aber dennoch litten wir zuweilen ein wenig Hunger und Durst. Wenn Ubald nicht besser an uns und an sich gedacht hätte, die Leute im Schlosse würden unserer oft vergessen haben.

Ja wohl — bestättigte der Knappe — mußten wir uns selbst helfen. Mich wunderte, daß bei dem Wirrwarr, der auf dem Schlosse herrscht, und bei der Unbotmäßigkeit des Gesindes denn doch Speise und Trank für uns auf den Tisch kam und ein Lager bereitet wurde. Um die Unordnung aufs Aeusserste zu treiben, mußten noch andere Gäste, Lehensmänner des Herzogs, mit einigem Gefolge vom Hoflager kommen, welchen nun vollends alle Sorgfalt gewidmet wurde, derweile man das Andere seinen Weg gehen ließ.

Das war uns gerade recht; — nahm Anselm wieder das Wort — desto lustiger trie-

ben wir uns innerhalb und auſſerhalb des Schloſſes herum. — Er erwähnte verſchiedener Spiele und Wagniſſe, worinn beſonders ihre beiden Geſpielen ſich hervorthaten und konnte ſeines Erzählens kein Ende finden; aber Ubald winkte ihm und wollte dann meinen, er werde wohl müde ſeyn und der Ruhe bedürfen, wie ſein jüngerer Bruder, der, von ihm verdrängt, auf dem Schooße des Vaters eingeſchlummert war. Vergönnet, Herr Ritter! — ſagte er, — daß ich die Kinder durch die Dienerinn zu Bette bringen laſſe; der kalte Abendthau hat ſich ihnen in die Glieder gezogen, ſie dürfen wohl in den Federn in einen gelinden Schweiß kommen.

Anſelm ſchüttelte verneinend und der Vater äuſſerte, die Knaben ſollen keineswegs ſo verzärtelt werden, ſie dürfen ſich wohl bald an dergleichen kleine Strapazen gewöhnen.

Dieſes Hin- und Wiederreden brachte die Erzählung ins Stocken. Auf einmal begann der Jüngere auf dem Schooße des Vaters im Traume zu ächzen, dann zu rufen: Sie kommen, ach ſie kommen, Herr Jeſus! Bruder!

— Der Vater rüttelte ihn, und als die Jammertöne nicht aufhören wollten, schloß er ihn an seine Brust und rief ihm ins Ohr: Was hast du! Robert! siehe, ich bin ja bei dir, dein Vater!

Der Knabe blickte um sich, aber mit weitoffenen, starren Augen voll Schreckens; selbst die lichthelle Gegenwart brachte ihn nicht zu sich; die Bilder des innern Sinnes schienen gewaltiger zu seyn. O Gott! o Gott! — rief er wieder — siehst du, sie kommen — die Thiere! —

Es dauerte einige Minuten, bis die Wallung sich gelegt hatte und er ganz zur Wirklichkeit erwacht war.

Was hat denn der Knabe? — fragte Günther den Knappen — ist ihm etwas begegnet? — Ubald schwieg betroffen, und blickte verstohlen nach Anselm, dem größern Bruder, hin. Diesem standen Thränen im Aug und er war blaß geworden.

Dem Vater fiel dieß auf. Es ist Etwas vorgefallen — sagte er ernst. — Ihr haltet damit zurück! ich will es wissen!

Die Verlegenheit des Knappen stieg sichtbar. Was ists also? — fragte der Ritter den ältern. Auch dieser schwieg und warf dem Knappen einen ängstigen Blick zu.

Was ist dir denn im Schlafe vorgekommen, Robert! — wandte sich der Ritter endlich an diesen; — bist du auf der Reise oder beim Burggrafen an Etwas erschrocken?

Ubald oder der Bruder soll es erzählen — erwiederte der Kleine — ich will aber heute Nacht bei dir schlafen, Vater! — So mußte nun Anselm das Begegniß vorbringen.

Ja lieber Vater! — begann er — etwas Wunderliches haben wir gesehen. Unsere Gespielen brachten uns am vorlezten Tage hin; sie thaten's freilich heimlich und gegen den Willen ihres Vaters.

Otto, der ältere, hieß uns, als sein Vater mit Gästen auf der Jagd war, ihm folgen. Wir kamen über einen langen, finstern Gang und eine schmale Treppe in das Stübchen des Thurmwächters hinauf. Er war gerade weggegangen, und seine Frau lag krank im Bette. Während wir nun mit ihr sprachen,

nahm Otto ganz still ein Bündel Schlüssel vom Nagel und winkte uns, mit ihm zu gehen.

Wir stiegen wohl sechs Treppen hinab und blieben vor einer eisernen Thüre stehen. Er versuchte die Schlüssel, aber als er den rechten fand, konnte weder er, noch Einer von uns, ihn herumdrehen; er steckte also einen andern Schlüssel durch den Ring und wir beide brachten den Riegel auf. Am Ende eines engen Ganges war eine zweite eiserne Thüre, welche wir auf dieselbe Weise öffneten. Mehrere steinerne Stufen führten zu einem Gewölbe, in welchem noch ein Gitter, wie ein Zaun, herumlief. Dieses wollte Otto nicht öffnen. Es war ziemlich dunkel und roch sehr übel. Sie blieben stehen und guckten durch die Stäbe. Da regte sich's innen, wie wenn sich Etwas im Stroh wälzte. Wir konnten Anfangs nichts unterscheiden, als wir aber einige Zeit in dem Gewölbe waren, schien es ein wenig heller zu werden.

Drei Gestalten sah' ich, eine große und zwei kleinere; sie erhoben sich und sahen uns mit fürchterlichen Augen an. Ich war so er-

schrocken, daß ich zurücksprang und nach der Thüre hinauf eilen wollte. Der Bruder fing an zu weinen und klammerte sich an mich an. Unsere Cameraden hielten uns aber, und sagten, es geschehe uns nichts, die Waldmenschen könnten nicht zu uns herauskommen.

Ich fragte, ob es denn Thiere oder Menschen seyen; ich hätte wohl von Affen und Waldteufeln gelesen, aber niemals dergleichen gesehen.

Freilich waren es Thiere — unterbrach ihn Robert, der wieder munterer geworden war, und sich dadurch erleichtert fand, daß das Begegniß dem Vater mitgetheilt wurde — sie waren ja zottig, brummten wie böse Hunde und wühlten im Stroh.

Du verstehst es nicht! — sagte Anselm — die Thiere haben ja Haare im Gesicht und am Körper; diese aber waren nackt und trugen alte Fetzen am Leibe, wie wir Kleider.

Nun, das ist doch sonderbar! — bemerkte der Vater. — Was sagten denn eure Cameraden von den wunderlichen Gestalten? sie hatten dieselben doch wahrscheinlich mehrmals und

deutlicher, als ihr, gesehen, und den Wächter oder ihren Vater darüber befragt.

Ei bewahre! — wandte Anselm schnell ein — sie waren, wie uns der Aeltere gestand, nur Einmal und auch ohne Erlaubniß in dem Gewölbe gewesen. Dieß kam so; — sie hätten gar zu gern den Thürmer zu Gefangenen begleitet, wenn sie aus den Reden der Dienstmannen oder des Gesindes merkten, daß welche im Thurme festsaßen; weil er ihnen aber dieß auf Geheiß ihres Vaters abschlug, so ersannen sie eine List. Sie besuchten ihn mehrmals in seinem Stübchen, und als sie einst sahen, daß er seine Schlüssel nahm, schlichen sie ihm mit ausgezogenen Schuhen leise nach und standen hinter ihm auf der Treppe des Gewölbes, ehe er es bemerkte.

Er sey ob ihnen sehr erschrocken — sagte Otto — und habe behauptet, wenn ihr Vater es erfahre, so werden sie und er hart gestraft. So sey es dann verschwiegen geblieben und darum werde auch dießmal nichts aufkommen.

Den Vater fing die Erzählung der Knaben an zu beschäftigen. Da ihr darüber euch strittet — sagte er — was dieß für Geschöpfe seyen, äusserten doch wohl des Ritters Söhne auch ihre Meinung über sie?

Sie gaben mir Recht — rief Robert hastig, — daß es Thiere seyen. Der Wächter habe es auch gesagt und versichert, die Jäger ihres Vaters haben sie in einem großen dichten Walde gefangen.

Ei wie! Ubald! — wandte sich der Ritter an den Knappen — du bist ja ganz still. Weißt du denn gar nichts von der ganzen Sache?

Nicht das mindeste! — versicherte dieser; aber in einem Tone, der dem Ritter nicht aus reiner Brust zu kommen schien. Er sah ihn mit scharfem Blick an. Ubald schaute zur Erde. Ich bin sehr müde, Herr Ritter! — sagte er mit bittender Stimme — und die Kinder müssen es auch seyn. Erlaubet doch, daß ich sie zur Ruhe bringen lasse und mich auch lege!

Weiß Ubald wirklich nichts davon? — fragte der Ritter ſeinen Anſelm und ſah ihm ſcharf ins Auge.

Ach wohl weiß er! — erwiederte dieſer nach einigem verlegenen Zaudern. — Ein Reiſiger des Burggrafen holte uns im Walde ein und ſprach heimlich mit Ubald. Mir wurde bang, als ich ihn erblickte, denn mir ahndete, daß es verrathen worden, was wir gethan. Der Reiſige fragte uns darüber aus; Ubald rieth uns, dir nichts davon zu ſagen, daß wir in dem Gewölbe geweſen, weil es ſonſt übel ablaufen könnte. Ich will es aber lieber geſtehen; du wirſt uns doch nicht züchtigen, beſter Vater! wir wußten ja von dem Verbot des Burggrafen nichts.

Ubald! — ſagte der Ritter mit einem zürnenden Blick auf dieſen — ich hielt dich für treu. Warum verleiteſt du die Knaben zu Lug und Trug? Ich fordere Offenheit von ihnen, auch wenn ſie gefehlt haben; unter allen Vergehen iſt mir die Falſchheit das ſtrafbarſte, weil es das beſonnenſte iſt.

Was weißt du von der Sache? was ſind die Eingeſperrten? ſind es unvernünftige Geſchöpfe, thieriſche Geſtalten, oder mit Vernunft begabte Weſen?

Herr Ritter! — erwiederte Ubald — ich kann ſchwören, daß ich ſie mit keinem Auge geſehen.

Auch nichts von ihnen gehört? — fragte Günther weiter.

Nichts — war des Knappen Antwort — als was Anſelm von ihnen erzählte.

Etwas fällt mir noch ein, lieber Vater! — ſagte dieſer. — Der größere Waldmenſch hatte einen Kranz von Stroh, den er ſich aufs Haupt ſezte, wie eine Krone. Dazu brüllte er etwas, wie Worte; verſtehen konnten wir ſie nicht, aber es lautete doch nicht, wie von einem Thiere.

Ach Anſelm! — unterbrach ihn Ubald — nun träumſt du auch mit offenen Augen, wie vorhin dein Bruder. Die ganze Waldteufel-Geſchichte iſt nicht werth, daß euer Herr Vater ſich den Kopf darüber zerbricht. Herr Ritter! laſſet die Kinder den Spuck ausſchlafen.

Damit wollte Ubald der Thüre zugehen. Da erhob ſich in der Ecke der Fremde von ſeinem Lotterbette, ſchritt mit Haſt auf dieſen zu, faßte ihn bei der Bruſt und rief: Halt Knappe!

Die Kinder fuhren mit einem Schrei zuſammen und klammerten ſich an ihren Vater an. Ubald ſtand wie vom Schrecken feſtgewurzelt.

Verzeiht, Herr Ritter! — ließ der Fremde nicht ohne leidenſchaftliche Bewegung ſich weiter vernehmen — daß ich einen ſolchen Eingriff in das Gaſtrecht wage. Der Knappe hat euch, wenn mich nicht alles trügt, unwahr berichtet. Gewiß hat er nähere Kunde von den räthſelhaften Gefangenen; ſezt ihm ſtärker zu und er geſteht vielleicht, was er noch weiter davon weiß. Ich meiner Seits will euch nicht verhalten, daß ich den größten Antheil an dieſer wunderlichen Geſchichte nehme.

Der Ritter betrachtete ſeinen Gaſt. Auf einmal ſchien ihm ein Licht aufzugehen, wovon er, weil es auf furchtbare Ereigniſſe ſeine Helle warf, das innere Auge noch wegwandte. Ubald — fuhr er dieſen mit drohendem Ton

an — du ſollſt meine ganze Strenge fühlen, wenn du mit dem geringſten Umſtande zurückhältſt. Undankbarer! den ich wie ein Kind gehalten und zu allen chriſtlichen und ritterlichen Tugenden angeleitet; du wankſt in deiner Treue! biſt vielleicht mit jenen im Einverſtändniß, die, dem Gewalthaber zugewendet, uns mit mißtrauiſchem Aug anſehen! wäreſt wohl gar fähig, den Zwiſchenträger zu machen, uns an ſie zu verrathen! Merke ich das Geringſte, ſo laß' ich dich ins tiefſte Verlies ſtecken, wo du um kein Haar beſſer daran ſeyn ſollſt, als jene Waldmenſchen.

Mein theurer Herr! — rief Ubald, indem er ſich ihm zu Füßen warf — gebietet eurem Zorn! laßt ab, in mich zu dringen! Nie kam ein Gedanke von Untreue in meine Seele; aber — ein Eid bindet meine Zunge —

Ein Eid? — fragte forſchend der Ritter. Wer konnte dir einen Eid auflegen, der dir gegen mich den Mund verſchließt? Biſt du nicht mir pflichtig, gehört nicht mir deine freie, offene Rede? Wer konnte es wagen, mir mein ritterliches Recht auf dich zu ſchmälern?

Der Burggraf wars — geſtand Ubald — der uns einen Reiſigen, ſeinen gewaltigſten Degen, in jäher Eile nachſchickte. Er hatte Befehl, mich niederzuſtoßen, wenn ich den Eid nicht in ſeine Hand leiſte.

Alſo ein gezwungener Eid? — ſagte der Ritter.

Ich war bewaffnet — wandte Ubald ein; — aber ihr wißt wohl, Herr Ritter! — daß dieſe kleine Wehr hier mehr zur Zierde, als zum Kampfe und noch überdieß mit einem rieſenſtarken Kämpfer dienen mag. Dennoch kann ich mich nicht ganz für genöthigt erachten, und will mein Wort halten, zu ſchweigen über das, was die Kinder, verleitet von des Burggrafen Knaben, geſehen, und nicht hätten ſehen ſollen, und was ich darüber denke. Ich kann nicht anders, Gott mag mir helfen, wenn ihr euren Groll auf mich werft.

Ich laſſe dich gewähren! — ſagte der Ritter. — Noch hab' ich dich nie untreu erfunden. Ich baue auf meine Leute, bis ich einen auf unlauterm Weg ertappe; dann auch kann ich wohl vergeben, aber — nicht vergeſ-

ſen; denn ich muß ihn fürohin gleicher Thaten fähig halten, da ſich bei den Menſchen Natur und Geſinnung ſelten ändert.

Haſt du geſchworen, ſo halte den Schwur; beſſer, ein Frevel bleibe noch eine Zeit lang unenthüllt, als du ladeſt eine Schuld auf dein Gewiſſen; und gälte es das Wohl unſers Landes, ich wollte nicht, daß es durch einen Meineid erkauft würde.

Der Fremde näherte ſich dem Ritter und drückte ihm in ſichtbarer Bewegung die Hand. Auch ich — ſagte er — weiß genug und nur zuviel, Herr Ritter! des Knappen Schweigen iſt mir fürchterlich beredt. Aber das Verborgene wird ans Licht kommen. Wie das Meer die todten Leichname ans Ufer wirft, ſo bringt die Zeit alle Dinge, die gegen Gott und die Natur ſind, ans Licht.

Er zog den Ritter nach dieſen Worten mit einer Dringlichkeit, die der Gemüthsbewegung eigen iſt, auf die Seite und flüſterte ihm Etwas ins Ohr. Kaum hatte dieſer die erſten Worte vernommen, als er ſich vor dem Gaſt ehrfurchtsvoll verbeugte. Er wollte ihm die

Hand küſſen, wogegen Jener, es ablehnend, den Ritter in ſeine Arme ſchloß.

Ubald! — rief Lezterer — bringe die Kinder zu Bette und lege dich auch nieder.

Wo hatte ich nur mein Auge — fuhr er fort, als ſie Beide allein waren — mein: Erinnerung, hochedler Herr! daß ich euch nicht alſobald bei eurem Eintritt erkannte? Wohl ſind es einige Jahre her, daß ich euch geſehen, aber —

Kein Wunder, Herr Ritter! — unterbrach ihn der Gaſt — ich bin jedes Jahr wohl um deren fünfe älter geworden. Ich habe ſchnell gelebt.

— Günther machte unter wehmüthigem Lächeln eine verneinende Bewegung. —

Ich habe in dem Ablaufe weniger Jahre mir die Erfahrung des Mannesalters vorauszahlen laſſen! — O Himmel! wie vermag ich's, über mein Unglück zu witzeln! Es iſt mir ſchreckliche Gewißheit, daß der wahnſinnige Alte in jenem Gewölbe kein anderer iſt, als der Herzog, mein Vater, und die Kleinen um ihn ſeine Enkel, meine Kinder.

Alſo ſie leben, die ich ſchon verloren gab! Sie tödten zu laſſen hat ſich die frevelnde Hand meines Bruders nicht erlaubt. Sie leben! — o ich könnte mir über dieſe frohe Nachricht die Augen ausweinen. Mein guter Vater! ſeine Seele unterliegt der Erinnerung an vorige Größe und Macht; der Jammer zerſtört die Ordnung ſeiner innern Welt! Die edeln Keime der Kinder werden zerknickt; ſie leben nicht einmal gleich den Thieren, deren enge Natur ſich auch an den Käfig gewöhnt; aller menſchlichen Anregung entbehrend wird das Ebenbild Gottes zum Scheuſal verzerrt. O des unerhörten, zehnfach ſchändlichen Frevels!

Aber, bin ich ſchuldlos? — hab' ich mich nicht auch anzuklagen, daß es in unſerm Hauſe ſo gekommen, daß der erlauchte Stamm in ſeinen lezten Zweigen ſo ausgeartet iſt, ſo giftige Früchte getragen hat?

O Himmel! jezt wird mir's erſt klar, was ich mir ſelbſt verbarg. Unglück und Frevelthat decken viele Saumſal auf, die ihnen Vorſchub gethan, und dem Verbrecher ſteht immer

der Nachläßige gegenüber und wird von ihm verhöhnt, den er anklagt.

Auch du, mein Vater! der Gegenſtand meiner kindlichen Liebe und Verehrung! mein Vorbild! o wie ſchmerzt es ein Kind, wenn es die Schwächen ſeiner Erzeuger eingeſtehen muß!

Ihr, edler Ritter! wißt es vielleicht beſſer, als ich, ſein Sohn, wie er war. Fromm und gewiſſenhaft! Aber auch gute Eigenſchaften können uns irre führen; Güte wird oft Schwäche und das Gewiſſen ruft wohl ſtärker, was wir laſſen als was wir thun ſollen.

In unſerer ſtürmiſchen Zeit, wo das Eiſen herrſcht, wo das Oberhaupt des Reichs ſelbſt nicht vermag, den unbändigen Gliedern zu gebieten, wo dieſe in wilder Eigenmächtigkeit ſich gegenſeitig zerfleiſchen, wo die Fauſtgewalt für Recht gilt, da iſt es Herrſcherpflicht ſtark zu ſeyn, und das Recht feſt zu handhaben.

Mein milder Vater wußte die Wohlgeſinnten ſeines Landes nicht würdig genug zu ehren, die Uebelgeſinnten nicht zu bändigen. Ruhe, Thatloſigkeit machte jene verdroſſen,

dieſe übermüthig und unbotmäßig. Die Guten hatten von den Böſen zu leiden, und ſo erwieſen ſich ihm Beide abgeneigt.

Man konnte keine erhebliche Klage gegen ihn und ſein Regiment erheben, aber ein guter Regent ſoll Lobenswürdiges vollbringen, den Rechtſchaffenen ein Hort, den Schlechten ein Schrecken ſeyn; man will ſeine Hand fühlen, lohnend und ſtrafend. —

Der Ritter ſuchte den Fürſtenſohn von ſeinen trüben Betrachtungen abzubringen; er gab ſeinen Leuten ein Zeichen, daß ſie auftragen ſollten, was für ihn und den Gaſt bereitet worden. Sie ſezten ſich, aber der Wein, den dieſer mehr auf Zureden als Neigung genoß, weckte nur noch mehr wehmüthige Erinnerungen in ihm. So dem edeln Wirthe bei heimiſcher Lampe gegenüber ſitzend meinte er ihm ſein ganzes Inneres aufſchließen, ſein Leben offen hinlegen zu müſſen.

Ich bin noch nicht zu Ende, edler Ritter! — begann er wieder. — Die Jahre der Verbannung, der Irrſal haben mich auſſer mich geſtellt; in dieſem armſeligen Gewande kann

ich wie ein Fremder auf mich ſchauen. — Doch ich langweile euch mit bekannten Geſchichten. —

Was that ich in jenen bedenklichen Zeiten! — Frühe durch meinen ruhigen Vater den Wiſſenſchaften zugewandt, ſaß ich bei den gelehrten Benediktinern, forſchte in den Schriften nach den dunkeln Geſchichten der Vorwelt, nach den Geheimniſſen unſerer Religion. Ich wollte ergründen, was den Weiſeſten ein Räthſel iſt.

Die Bewegungen, die um mich vorgingen, die leiſe, heimlich, dann immer lauter und kühner den Boden unſers Herrſcherhauſes untergruben, dieſe merkte ich nicht. Ich ſpannte meine Denkkraft an über das, was ſeyn könne, und ſah ſtumpfſinnig dasjenige mit an, was da war.

Ich lebte als ein Träumer; — aber mein Bruder, frühe der Stille unſers Hauſes abgeneigt und fremdem, ſchlauem Rathe horchend, wachte hell.

Regieren ſey ſo ſüß — las ich in den alten heidniſchen Schriftſtellern, und lächelte hochweiſe. Mein Bruder hat es nie geleſen, aber

er dürſtete nach dieſer Süßigkeit. Nicht Mühe, nicht Schweiß ließ er ſich dauern, an ſeinem Frevelwerk zu arbeiten; alle Mißvergnügte gewann er ſeinem Plane. Die Rechtſchaffenen werden oft lange nicht Eins über das Rechte; jeder meint, ſeine Weiſe ſey die beſſere; die Schlimmen verſtehen einander viel ſchneller und haben ſie ſich einmal dem Satan verſchrieben, dann verſammeln ſie ſich ohne Säumen unter ſein blutrothes Panier.

Das Reich litt — wie ihr wißt — unter den Einfällen der fremden Völker; mein Bruder machte mit ihrem Heerführer einen Bund und lockte deſſen wilde Schaaren ins Land.

So geſchah der Schlag. Das Unglück ſchritt ſo ſchnell, daß ich, die geliebte Gattinn ſchützend, auf der Flucht die Spur des Vaters und der Kinder verlor, die bei ihm auf Beſuch waren. —

Nun forſchte ich nicht mehr in den Büchern, Eines, den unverſiegbaren Troſt des Bedrängten, ausgenommen. Kummer und Sorge nahmen mich in ihre Schule, das Elend lehrte mich, der Jammer predigte mir. Mein

Leben iſt ſelbſt ein merkwürdiges Buch geworden, und wenn ich darin leſe, dann geht mir wohl auch ein Licht über andere Schriften auf. —

Der Ritter hatte mit voller Theilnahme den ſchmerzlichen Ergießungen des Gaſtes ſein Ohr geliehen, und wandte ſich dann mit der Frage an ihn, ob denn kein Mittel zu Gebot ſtehe, der guten Sache den Sieg über die Gewaltthat zu verſchaffen. Es ſind — ſagte er — nicht wenige im Lande, die der Tyrannei des jetzigen Herrſchers — es iſt leider euer Bruder — müde ſind. Wer mit Unrecht den Fürſtenhut trägt, der regiert auch ungerecht; ein geraubter Szepter wirft ſeinen düſtern Schatten als eine große Zornruthe über's ganze Land; die Vaſallen eines Tyrannen ſind wieder Tyrannen, oder Sclaven, oder beides zugleich.

Dieſe Angelegenheit, edler Ritter! iſt's eben, die mich zu euch führt — ſagte Ludolf; ſo hieß der Sohn des unglücklichen Herzogs; — ich komme vom Lager des Reichs-Oberhaupts. Er hat, wie euch wohl bekannt, die wilden Schaaren über die Grenzen des Reichs

und ſo zu Paaren getrieben, daß ſie wohl für eine gute Weile ſtille in ihren Wohnſitzen verharren werden. Er will ſein Augenmerk jezt auf das Innere der ſeiner Obhut anvertrauten Lande richten und die Gewaltthätigkeit der übermächtigen Fürſten brechen. Er verſprach mir ſeine Hülfe.

Günther, ſonſt ruhig und beſonnen, konnte ſich des Andrangs lebendiger Hoffnungsbilder kaum erwehren. Seht theurer Ludolf! — rief er wie begeiſtert — ſo ſchnell kann ſich's wenden! Noch erſt ſchaute ich mit trübem Aug ins düſtre Leben und fand meinen Frieden blos im Kreiſe meines Hauſes und meines kleinen Beſitzthums; aber ſchon erweitert ſich mein Blick und wagt kühnern Flug. Gewiſſe Wünſche, die ich ſonſt als Luftgeſtalten blos ſpielend hegte, ſie verbinden ſich zu einem ſchönen Bau; was mir kaum für möglich galt, das will mir nun wahrſcheinlich dünken und das Schwierige erſcheint mir, als wäre es ſchon halb vollbracht. Ja, ich ſehe es ſich zuſammenweben! Mein freudiger Blick nimmt erſt jezt wahr, wie ſo Vieles bereit liegt, wie Na-

hes und Fernes ſich die Hand bieten, und wenn mich nicht Alles trügt, ſo iſt die Zeit günſtig; ich ahnde, daß ſie will, was wir wünſchen.

Ludolf fühlte ſich durch dieſe wohlwollende Rede ſeines edeln Wirthes erleichtert und geſtärkt. — Ihr, würdiger Günther! — ſagte er mit aufgeheiterter Miene — gehört recht ſehr in meine Rechnung, ihr und alle mit euch gleichgeſinnte Männer unſeres Landes.

Wie iſt mir nur zu Muthe? die fürchterlichen Bilder ſind zurückgedrängt, bis ſie auf dem ſtillen Lager im Dunkel der Nacht mich wieder finden werden. So ſeyd ihr denn alſo der Mann, wie ich mir ihn gedacht! Dieſen Morgen, als ich einſam über das Gebirge wandelte, ergriff mich's wunderbar. Ein Nebel überzog alle Niederungen, ſoweit mein Auge reichte; die Höhen, von ſonnigem Silberduft überfloſſen, ragten wie hehre Altäre daraus hervor; die Glocken der Abtei tönten, als der Ruf einer unſichtbaren Kirche, zu mir Geächteten herauf.

Mir däuchte aber jezt im Geiſt, als wenn alle chriſtliche Lande zumal ihre Stimme erhe-

ben, ja, als ob der ganze Erdball ſprechen wollte: Heute, ihr Lebendigen! iſt des Herrn Tag! ſein Name wird ewig unter uns leben! Recht und Wahrheit werden niemals untergehen!

Ich entblößte mein Haupt und rief in Thränen voll Wonne und Schmerz: Ja Herr! ſo wahr deine Sonne auf die Erde leuchtet und ſie beide ein goldenes Band verbindet, ſo wahr wird dein Licht ewig unter den Menſchen leben, ihre Stimme ſich zu dir erheben und zu deinem Willen, zu Recht und Wahrheit ſchwören, und dieſes goldne Band frommer Sehnſucht wird die bewohnte Erde ewig an deinen Himmel knüpfen!

Ich ſtand lange in den großen Anblick verloren; noch nie war mir dieſes Gefühl ſo nahe getreten; ich mußte in heilger Frühe, ein Vertriebener, einſam auf weitſchauender, nebelumfloſſener Höhe wandeln, daß mich dieſer tröſtende Geiſt beſuchen, mir an die Seele ſprechen konnte.

Jezt lüfteten ſich die Nebel der Tiefe, eure Veſte trat als ein entlegener, glänzender Punkt

heraus; ich ſtreckte meine Arme nach ihm aus und betete: Wenn ich recht thue, ſo laß mich auch in dieſen Thälern hülfreiche Hände finden!

Der Ritter umſchloß mit brüderlicher Wärme den unglücklichen Ludolf und ſprach ihm zu, ſich auf ſolche Bewegungen zur Ruhe zu begeben, indem ſie morgenden Tages weitere Verabredung nehmen wollten.

O wann kommen die Nächte wieder — rief Ludolf wehmüthig — wo meine Seele auch raſten kann, wenn der Leib ſchlafen will; wo ſie nicht mehr durch Jammerbilder den ruhebedürftigen weckt!

* * *

Viele Tage, ja Monden waren ſeit dieſem Beſuche des Hülfe-ſuchenden Ludolfs bei dem Ritter Günther hingegangen, da boten die Gaue umher ein ganz anderes, ein ſchauriges Schauſpiel dar. Kriegsvölker durchzogen in lauten, rauſchenden Heerhaufen das Land, die Schaaren des jungen Herzogs konnten dem Drange der Uebermacht nicht Stand halten, ſie mußten der ſiegenden Gewalt der gerech-

ten Sache weichen. Schienen ſie es doch in ihrem Blute zu fühlen, daß die ihrige ſich zum Niedergange neige.

Sein erſtes Augenmerk hatte aber Ludolf auf die Veſte des Burggrafen gerichtet, in deren dumpfen Gewölben, wie ihm eine ſichere Ahndung ſagte, ſein Vater und ſeine Kinder ſchmachteten. Durch Kundſchafter von der Beſchaffenheit des Orts unterrichtet, ließ er, heimlich anrückend, bei nächtlicher Weile den See, der durch einen verborgenen Canal den Schloßgraben mit Waſſer füllen ſollte, auf die Seite in eine Schlucht ableiten und, als der Tag anbrach, die wehrhaften Bewohner auffordern, ſich auf Gnade zu ergeben.

Dabei ließ er dem Burggrafen bedeuten, daß, wofern den Gefangenen nur ein Haar gekrümmt würde, weder er noch Einer von ſeinen Leuten lebend aus der Veſte kommen ſolle. Er ſchwur bei dem allmächtigen Gott, daß er alle ihm zu Gebot ſtehende Streitkräfte daran ſetzen und Wort halten wolle.

Der Burggraf, der von der Zinne die große Männerſchaar überſchaute, die ſeine Veſte um-

lagerte, begehrte nur eine Stunde Frist zur Entschließung. Diese wurde zugestanden; — als aber nach Ablauf derselben keine Antwort erfolgte, gab Ludolf Befehl zur Ersteigung der Mauer.

Kaum hatte die Schloß-Mannschaft Leute mit Sturmleitern heranrücken sehen, als sie das Thor öffnete und die Zugbrücke niederließ. Die Reisigen drangen ein; der Burggraf war nicht zu finden; Ludolf, von Liebe und Angst getrieben, ließ den Wächter des Thurmes vor sich kommen. Zu fragen, ob die Gefangenen noch leben, vermochte er nicht; doch glaubte er in seinem Gesichte zu lesen, daß ihnen nichts wiederfahren sey. Bringe mich in das Gewölbe! — befahl er, und nahm blos einen seiner Getreuen mit sich; die andern besezten die Zugänge.

Wie war ihm, als er nun den finstern Gang und die Treppen wandelte, von denen er durch die Erzählung der Kleinen ein unbestimmtes Bild in sich trug! — als es nun schaurige Wirklichkeit und kein nächtlich schreckender Traum war, daß die eisernen Thüren

ſich öffneten und die ſteinernen Stufen ihn in die Höhle des Jammers hinabführten!

Begier des Forſchens in der Düſterheit überwog das Grauſen; — ſie waren es! — ſie lebten. — Aufgeſchreckt durch das Geſchrei der Kriegsſchaar und den ängſtigen Lärm in der Burg ſtanden ſie da, hinſtarrend auf das, was an ſie kommen werde. Mit bebender Seele verſuchte er es, ob ſich der Funke des Menſchlichen in dieſen unerhört mißhandelten, verkümmerten Weſen wieder wecken laſſe, ob das Licht der Liebe in dieſe Finſterniß des Daſeyns einzudringen vermöge.

Langſam nahte er ſich ihnen: — Kennt ihr mich? — ſagte er in gepreßtem Tone; — Vater! kennſt du deinen Sohn Ludolf nicht? — Ernſt! Albert! barmherziger Gott! faſt unkenntlich mir, eurem Vater! Meine Kinder! — wie anders geworden! — Wachsthum in der Grabesluft! — kennt ihr meine Stimme nicht mehr!

Sie ſtarrten ihn an und ſchwiegen. Er wollte vergehen. Krampfhaft ſtreckte er die Arme nach ihnen aus; ſie hielten ſeinem An-

faſſen ſtill, ſie gaben ſich ſeiner Umarmung hin, aber ohne Gegenregung. — Kennt ihr mich denn nicht mehr! — wiederholte er zagend und drückte die Häupter der bleichen Geſtalten an ſeine Wangen. Sie gaben willenlos nach, ſie weinten nicht in ſeine heiſſen Thränen, ſie lächelten nicht, kein Laut kam aus ihrem Munde. Sollte der jahrelange Umgang mit dem wahnſinnigen Alten ihre weichen Geiſter auch verwirrt haben? So enge verbunden mit ihm und verkümmert an friſchem Leben mußten ſie wohl ihm ähnlich werden.

Doch Ludolf fühlte für den Augenblick Erleichterung in ſeinem Innern, als müßte von dem überſtrömenden Gefühl ſeiner väterlichen Liebe ein Theil in ihre Seelen überfließen und dieſe ſtarre Kälte aufthauen helfen. Er hoffte von ihrer Jugend und von der ewigen Heilkraft der Natur.

Bald war ihm, als käme ihnen doch Erinnerung ans Vergangene; ſie umblickten ihn, nicht ſcheu, ſondern neugierig und wie ſich beſinnend. Auch der Vater ſah ihn nicht mit dem unheimlichen, zweifelhaft abſchweifenden

Blicke des Irrseyns an. Er schien den Eindrücken der Güte und Liebe noch nicht verschlossen zu seyn. — Weiß doch schon ein unvernünftiges Thier, ob der Mensch mit Tönen der Zuneigung oder des Unwillens mit ihm spricht.

Wollt ihr mit mir gehen? — fragte er, gegen die Thüre deutend; — fort aus diesem Gewölbe, hinauf zum Licht, zur Gottesluft, zu den Menschen! zu guten Menschen!

Sie schwiegen, und als er sie bei den bleichen, abgezehrten Armen faßte und gegen das Gitter führte, da folgten sie ihm, aber ohne Zeichen der Freude.

So findet sich die unbegreiflich fügsame Menschennatur am Ende selbst mit dem Unnatürlichen, Entsetzlichen, ab, und verlernt das Bedürfniß nach ihrem wahren und einzigen Lebens-Elemente.

Er war mit den armen Geschöpfen schon unter der Gitterthüre, da ergriff es ihn noch einmal; er sah auf den furchtbaren Ort zurück und zog Vater und Kinder auf eine ärmliche Breterbank in seine Umarmung.

Fünf Jahre! — rief er; — schon der Gedanke droht mir den Verstand zu rauben; — hier in diesem Haushalt! Jedem Thiere wird doch sein Stall gereinigt, gelüftet, und euch —

Hier, an diesem Orte des Jammers will ich es festhalten das schaurige Bild, daß es mir nicht so bald erbleiche. — O schwache, nachgiebige menschliche Natur! die nur im Augenblicke des Zusammentreffens so Wonne als Schmerz recht mit ihrer Vollgewalt empfindet, nur in einem Moment mit aller Sinnes- und Gemüthskraft lebt, sonst aber an den Schatten der Erwartung und Erinnerung zehrt! —

So blieben sie sprachlos eine gute Weile, aber er konnte sich's nicht ausmalen das jahrelange Ausharren in dieser Marterhöhle. Es trieb ihn auf und ohne Säumen zog er die blassen Gestalten der Treppe zu. Noch einmal überschaute er von oben ihre verpestete Behausung; — sie wandten sich mit keinem Blicke nach ihr um. —

Ludolf duldete ausser seinem getreuen Gefährten keinen Zeugen des Anblicks der Seinigen; er brachte sie in die Stube des Wäch-

ters, welcher ein warmes Bad bereiten laſſen mußte, während aus der Kleiderkammer des Burggrafen anſtändige Anzüge herbeigeholt wurden.

Mittlerweile waren alle Winkel der Veſte durchſucht worden, ohne daß man auch nur eine Spur fand, wo der Burggraf mit ſeinen beiden Söhnen hingekommen ſeyn möchte.

* * *

Die Sage von dem kriegeriſchen Unternehmen Ludolfs gegen den Gewalthaber, ſeinen Bruder, verbreitete ſich ſchnell im ganzen Lande. Viele, die ſich, obwohl im Herzen der guten Sache geneigt, doch noch beſannen, öffentlich dazu zu treten, aus Furcht, dieſen Schritt mit Leib und Gut büßen zu müſſen, wenn Ludolf nicht obſiege, waren unverzüglich entſchloſſen, als ruchbar geworden, was mit dem alten Herzoge vorgegangen war.

Ludolf führte den Vater und die Kinder mit ſich, und das Erſcheinen dieſer wie aus dem Grab erſtandenen Weſen riß alle redlich-

geſinnten Herzen an ſich, wie es die unredlichen niederwarf.

Wir haben erlebt, daß mancher vertriebene Fürſt den Antheil der Menſchen erwarb, weil das, was er gegen ſein Kronenrecht gethan, als durch ſeine Erniedrigung gebüßt, ſeine übrigen Schwächen aber als ein Erbtheil unſerer Natur erſchienen; wir ſehen tagtäglich, wie bei dem Anſchauen eines Geſtorbenen das Gute, was an ihm war, — vielleicht jezt zum Erſtenmal — ins Licht tritt, während wir ſeine Mängel begütigend einer Nöthigung beimeſſen, der wir alle mehr oder minder unterliegen.

Der Antheil des Volks an dem wie aus dem Tod erwachten alten Herzoge blieb hiebei nicht ſtehen; er ſteigerte ſich bis zur Begeiſterung, weil er aus der ſchwarzen That des unmenſchlichen Sohnes ſich immer neu belebte; — denn lieben und haſſen wollen die Menſchen recht entſchieden und zugleich, ſo daß beide Gefühle einander wechſelſeitig nähren und großziehen.

Die Furcht vor dem Gewalthaber verſchwand vor dem Jubel des Triumphzuges — denn ei-

nem solchen glich das Vorrücken des heldenhaften Ludolfs mit seinen Schaaren. In ihm, dem Schützer seines ergrauten Vaters und in seinen Kindern erblickte das Volk die Stufenreihe des rechtmäßigen Regentenstammes, und pries nicht nur sich selbst glücklich, das lastende bleierne Scepter des ausgearteten Sohnes von sich entrückt zu sehen, sondern auch das kommende Geschlecht, vor dem die Erben biederer Gesinnung und rechtlich waltender Thatkraft sichtbar herwandelten.

Während dieser Ereignisse war das Reichs-Heer ins Land gerückt, beinahe nur um vollenden zu helfen, was zum großen Theile schon gethan war. Durch Feldhauptleute desselben erfuhr Ludolf, daß der Burggraf, der sich mit einer zusammengerafften Schaar von Freibeutern gegen eine ihm auf den Nacken gekommene Schwadron der Ihrigen zur Wehr setzen wollte, um nicht gefangen zu werden, mehrere tödtliche Hiebe erhalten habe und bald darauf an seinen Wunden gestorben sey.

Seine beiden Knaben übergab Ludolf dem Ritter Günther, der den Feldzug mit-

machte, damit er ſie erziehen laſſe; denn ihn jammerte der jungen Seelen, wenn ſie, guter Aufſicht entbehrend, dereinſt werden ſollten, wie ihr Vater geweſen war.

Sie erzählten im Feldlager, daß ſie mit Lezterm durch einen unterirdiſchen, keiner Seele bekannten, Gang aus der Veſte während der Umlagerung entkommen ſeyen.

In dieſen ereignißreichen Tagen, in dem raſchen Wechſel ſinnlich ſtarker Eindrücke, bedeutender Begegniſſe erſchloß ſich allmählich der Sinn des alten Herzogs und ſeiner jugendlichen Unglücksgefährten zum Leben. Ludolf gewahrte dieſes Wiedererwachen mit höchſter Rührung.

Was iſt gegen einen ſolchen Gewinn jeder andere, der das Leben erhellt! — glänzender Erwerb äußerer Güter, unverhofftes Wiederſehen, unerwartet errungene Gegenliebe, Stillung banger Sehnſucht, Rettung eines Menſchen, ſelbſt einer verirrten Menſchenſeele? — da ja, was Ludolf gewann, gewiſſermaßen dieſes Alles in Einem war.

Der junge Herzog, der seine streitbare Mannschaft selbst befehligte und in den Kampf führte, kam in Verzweiflung, wenn die Reihen derselben, den gewaltigen Angriffen ihrer Gegner weichend, einander wechselseitig selbst in Verwirrung brachten, und, wie von einem panischen Schrecken getrieben, ausrissen.

Er wurde über ihre Feigheit endlich von solcher Wuth befallen, daß er mit gezücktem Schlachtschwerte nach solchen Flüchtigen hieb. Nicht wie wenn menschliche Uebergewalt sie jagte, — es war, als ob Geistermacht sie zu so ungestümer Flucht triebe. — Groß und von ungemessener Ausdauer erscheint schon die Kraft des einzelnen Mannes, besonders wenn er sich bewußt ist, daß er in seinem Vollgefühl für Gott und Recht kämpfe; ja schon zum öftern ist vorgekommen, daß ein einziger hochherziger Kämpfer Hunderten die Stirne geboten und durch seinen eisernen Willen den Sieg für die Seinigen herbeigeführt hat. Wie nun erst, wenn wir uns Tausende von streitbaren Männern zur Kriegsmacht verbunden denken?

Aber — wie vor der Einwirkung einer widrigen, zerstörenden Naturgewalt, gegen welche die Menschennatur nicht lange Stand hält, Zehentausende von Gewappneten doch wieder nur wie Einer sind, so daß ein mächtiges Kriegsheer in wenigen Tagen oder Wochen wie hingemäht zerstoben seyn kann, so ist auch hinwieder eine ganze Heerschaar, von dem Bild ihrer schlimmen Sache wie von einem bösen Dämon verfolgt und entmuthigt, gleich einem einzelnen verzagten Manne, der sinnverworren sein Spiel verloren gibt. —

Diese Betrachtung legt sich nahe, wenn man auf die Ereignisse jener Tage sein Auge richtet. — Der Herzog wurde am Ende selbst von der allgemeinen jähen Flucht mit fortgerissen; — er sah sich vernichtet. Nach allen Seiten hin zerstreuten sich seine Schaaren und verloren sich in immer größerer Vereinzelung in entlegenen Winkeln, von wo sie ihre Heimat suchten, um diese Schreckenstage vorübergehen zu lassen und dann ihr Heil unter dem neuen Regenten zu versuchen.

Wie bei einem von der Lichtquelle sich

entfernenden Irrſterne der leuchtende Schweif, ſo wurde die dem fliehenden Heerführer nachziehende Schaar immer kleiner; nicht lange, ſo konnte er ſein Gefolge mit einem Blick überſehen und, wenn er wollte, abzählen; ja endlich ſah er ſich mit einigen Begleitern, die weniger die Ehrfurcht als Gewohnheit, Mitleid, vergangene oder erwartete große Gunſtbezeugungen an ihn banden, allein.

Er eilte über die Grenzen des Landes.

Dieſer Prinz beſaß Schlauheit und Willenskraft genug, das Scepter gewaltſam in ſeine Hand zu bekommen, aber nicht Klugheit genug, es menſchlich zu führen. Er wußte mehr zu erraffen, als zu beſitzen, mehr durch Furcht zu herrſchen, als durch Güte zu regieren. Sein Geſetz war die Willkühr, den Unterthanen aber nahm er die freie Bewegung. Die Schlechten hingen ihm mehr an, als die Rechtſchaffenen, und ſo konnte er in der Noth weder auf dieſe noch auf jene bauen.

Er trieb ſich nach ſeinem Fall unter erborgtem Namen, jedoch gekannt, bei fremden Nationen umher. Man würde ihn vielleicht

bemitleidet haben, wären seine Fehler aus Temperament oder Mangel an Einsicht entsprungen; aber er hatte sein Leben durch Gewaltthat und Unmenschlichkeit befleckt; sein selbstverschuldeter Unstern machte ihn widrig; man floh seine Nähe; er starb an Unmäßigkeit in Verachtung.

Dem alten Herzoge kehrte nach so viel erlittenen Drangsalen dennoch sein Bewußtseyn wieder zurück; jedoch hinterließen jene Kümmernisse eine unheilbare Geistesschwäche und einen Trübsinn, der nur durch die liebevolle Behandlung seines Sohnes Ludolf gemildert wurde.

Es war der Wunsch des Volkes, daß Ludolf die Regentschaft übernehme; das Reichs-Oberhaupt belehnte ihn selbst durch die Fahne mit der Herzogswürde. Seine Sbhne blühten wieder in Wohlseyn, in Lebenskraft und Lust hinein, wie Pflanzen, welche, durch Ueberwinterung erbleicht und verzärtelt, bei wiederkehrender Frühlingssonne und milder Luft erstarkend, sich bald mit lebhaftem Grün färben.

Ludolf, eingedenk der treuen Dienste des Ritters Günther, belohnte ihn mit reichen

Beſitzungen und bediente ſich oft ſeines klugen Rathes. — Die Nachkommen deſſelben glänzen unter den gräflichen Geſchlechtern des Landes.

Man lag dem neuen Herzog an, die Veſte des Burggrafen, den Ort ſo trüber Erinnerungen, ſchleifen zu laſſen; er geſtattete dieß aber nicht, befahl vielmehr alles in demſelben Stande, beſonders jenen Thurm und ſeine unheimlichen Gemächer unangetaſtet zu laſſen. Er ſelbſt beſuchte ſie auf einem ſeiner Züge wieder. Man zeigt ſie den Reiſenden noch heutiges Tages, und ſelbſt die Strohkrone des Alten iſt noch halbvermodert zu ſchauen.

VII.

Die Herberge.

An Docen in München. Landshut, 1804.

Durch Sankt Gotthards Felſenſchlünde
Schreitet über Schnee und Graus
Spät ein Wand'rer, ob er finde
Für die Nacht ein wirthlich Haus.

In die ſchaurig öden Weiten
Schickt er manch' erbangend Ach!
Horch! da tönt ein tröſtend Läuten
Von der Herberg' Schindeldach.

Bald umfängt den Tiefgeſchwächten
Enger Stube bunt Gemiſch,
Wo die lauten Säumer zechten
Um den weinbelad'nen Tiſch.

Spärlich Mahl wird froh genoſſen,
Wein erfreuet Herz und Mund;
Ihn zieht's hin, wo Waſſer ſchoſſen
Stäubend in den Felſengrund.

Wie er ſo dem Falle lauſchet,
Drängt ſich leiſer Wehgeſang
Durch den Sturz, der ſiedend rauſchet,
Tönend ſüß, wie Lautenklang:

„Nächtlich-himmliſchen Geſtirnen
„Klagt ein leidend Erdenkind,
„Flüchtend in den Schoos der Firnen
„Aus des Lebens ſcharfem Wind.“

„Soll des Bruders ſchlaues Dichten,
„Grauen Vaters dumpfer Sinn
„Lebenswünſche kalt vernichten,
„Zählend irdiſchen Gewinn?“

„Aus des Schloſſes prächt'gen Weiten
„Treibt die Tochter frech der Sohn,
„Schützt ſie, hehre Einſamkeiten! —
„Rettung bietend — vor dem Hohn!“

„Wollt ihr, daß in öder Mauer
„Zarte Mädchenblüthe ſtirbt!
„Daß in grabeskaltem Schauer
„Jugendfriſcher Keim verdirbt!“ —

Tief ergriffen von dem Sange
Oeffnet ſich des Wandrers Herz,
Echo in verwandtem Klange
Singt er tröſtend ihrem Schmerz:

„Hemme, Jungfrau! bange Trauer!
„Sieh! dein Retter iſt nicht fern;
„Vor des Kloſters Kerkermauer
„Schützt des Jünglings Arm dich gern.“

Um den Felſen ſchwebt der Schönen
Lichtgeſtalt am dunkeln See,
Lauſcht den holden Troſtes-Tönen
Bebend noch, gleich ſcheuem Reh.

Luſt und Schmerz im erſten Schauen —
Dieſem Blick voll edelm Sinn,
Antheil ſtrahlend, mit Vertrauen
Gibt ſich die Verwaiſte hin.

Wie die zarte Hand er fühlet,
Schamhaft ſich der Schleier hebt,
Süßer Schrecken ihn durchwühlet,
Tief ſein Innerſtes erbebt.

Wandern mit dem nächſten Morgen
Soll er nach der Lombardie;
Doch im Drang der Liebesſorgen
Mahnt es: Rette! rette ſie!

In der Nacht beginnt's zu toben,
Wetterwolke ſich ergießt;
Fluth von Gletſcher-Schluchten oben
Pfad und Steg dem Wand'rer ſchließt.

Freundlich tönt ihm Donners Rollen,
Helles Licht durchdringt die Nacht.
Kann ein Herz dem Himmel grollen,
Der es zürnend glücklich macht?

Sel'ger Tage zwei verſtrichen; —
Himmels-Bläue ruft ihn fort
Von der Liebeswonniglichen; —
Geiſt und Seele läßt er dort.

So mit einer Bruſt voll Wunden
Zieht er in Milano ein; —
Langer Tage träge Stunden!
Welche wird die lezte ſeyn? —

Taucht den Sinn in raſtlos Schalten,
Iſt für Ton und Farbe blind;
Unter tauſend Wohlgeſtalten
Sieht er nicht ſein bleiches Kind.

Banger Sehnſucht Wünſche zogen
Alpwärts mit der Wolken Zug;
Vögelein, die zu ihr flogen,
Neidet er um ihren Flug.

Als nun fertig das Geſchäfte,
Athmet er, ein Sel'ger, auf;
Spannt die Sehnen, mahnt die Kräfte,
Schleichend dünkt ihm flücht'ger Lauf.

Fühlt ihr euch ſchon müd', ihr Füße!
Sehnſucht hat noch nicht genug!
Seht die raſchen Alpenflüſſe!
Seht der Wellen jähen Zug!

Liebe leiht dem Müden Flügel;
Thal um Thal wird ihm entrückt;
Raſch erklomm'ner Felſenhügel
Minder ſchon auf's Herz ihn drückt.

Durch der lezten Bergſchlucht Mündung
Hallet leiſ' des Glöckchens Ton;
Um das ſchroffe Eck die Windung —
Thal und Herberg' zeigt ſich ſchon.

Keuchend ſteht er an der Schwelle:
„Sagt! wo weilt Angelika?
„Iſt ſie fern? führt mich zur Stelle!
„Was verſtummt ihr? was geſchah?

„Vor drei Tagen" — ſchluchzt ein Junge; —
„Gott! ſie floh? Wohin denn? Sprich!
„Du erbleichſt! was hemmt die Zunge?
„Zeigten die Verfolger ſich?"

Sprachlos leitet ihn der Knabe
Hin, wo ſchwarz ein Kreuzlein ſteht.
Sinnverwirrt ſinkt er zum Grabe,
Kalt vom Tode angeweht.

Die Hausfrau

als

Basrelief-Fries in siebenzehn Darstellungen

erfunden und gezeichnet

von

Professor Weitbrecht,

mit erklärendem Text

von

F. L. Pührlen.

Stuttgart.
Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung
1838.

Ihrer Majeſtät

der

Königin Pauline von Württemberg

in allertiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Verfaſſer
des Textes.

Einleitung.

Die Familie.

Es dehnt sich das Haus;
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise.

Schiller.

Es ist bei einem kurzen Text zu den vorliegenden Zeichnungen nicht darum zu thun, sie beschreibend zu erklären. Dieses Geschäft übt jedes Auge selbst. Ein rechtes Kunstwerk soll an sich klar seyn; und die gegenwärtigen Bilder sind so faßlich, daß man zu ihrem Verständniß nicht einmal einen hohen Grad von Geistesbildung voraussetzen darf. — Aber wenn sie durch Einfalt und Anmuth der Darstellung anziehen und den Betrachter festhalten, so gelingt ihnen dies doch nicht bei Jedem in dem Maße, als sie es verdienen. Selbst dem Gebildetern ist vielleicht das Wort eines Kunstfreundes, der mit Liebe in jede Scene hineingeschaut, der an manche naheliegende Bezüge dabei gedacht hat, nicht unwillkommen. — Der Bildercyklus umfaßt das ganze Leben der Hausfrau auf einer gewissen Stufe, auf der einfach-natürlichen des civilisirten, sittlichen und ökonomischen Daseyns. Bei jeder der 17 Stationen mag ein sinniger Beschauer wohl um sich und aufwärts blicken. — Es kostete aber mehr Ueberlegung, nicht zuviel, als nicht zu wenig zu sagen; und wie der Künstler überall nach seinem in der besten Schule der Alten gebildeten Geschmack die wesentlichen Züge mit Freiheit gegeben, so bemühete sich auch der Autor des Textes an seinem Theil, die Grundverhältnisse des häuslichen Lebens, die oft tief gründenden und weithin sich verzweigenden, mehr andeutend als ausführlich zu berühren. Sein Wunsch war, der Beschauer möge, nachdem er gelesen, sich sagen, daß er von jeder Scene eine hellere Anschauung mit sich nehme. Es wird so unermeßlich Viel gebildet und geschrieben, daß sich Künstler und Autor Glück wünschen, wenn es ihnen gelingt, einen bleibendern Eindruck zu machen. Die Producenten schleudern, die Consumenten vergeuden. Nur das Gediegene legt die Nation zu ihrem Grundstock. — Daß der Künstler nicht Maler, sondern Bildhauer ist, kam den Zeichnungen gewiß zu Statten. Der Plastiker weiß die den halberhabenen Arbeiten verwandten Umrisse gewiß am besten zu wählen. Die Anordnung, die Gruppirung wird ihm leicht gelingen; die Stellungen und Bewegungen der Gestalten werden geschmackvoll, anmuthig, reizend, im antiken Sinne gedacht erscheinen, und weil er in seinem Hauptberufe stets auf das Hervortreten der Hauptformen hinarbeiten muß, so werden auch seine leichtesten Umrisse faßlich, klar und schaubar seyn und durch keine überflüssige Beigaben das Auge zerstreuen. So finden wir auch hier unsern braven Meister, und wer sich die Darstellungen noch mehr beleben will, der denke sich dieselben in dem Saal eines Landhauses in halberhabener Arbeit als Fries ausgeführt, wie von demselben Künstler ein solcher: die vier Jahrszeiten in ländlichen Arbeiten dargestellt, die große Gallerie der königlich würtembergischen Villa: Rosenstein ziert. Der Gegenstand der Bilderfolge ist: die Hausfrau in den natürlichsten, uranfänglichsten und ewigen Beschäftigungen und Pflichten. Der Begriff der Familie, der Werth, der Einfluß, die Frucht eines schönen Familienlebens, als Grundlage alles Nationallebens, sie sind von den Denkenden schon lange tief erwogen, alles darüber zu Sagende ist erschöpft worden. Der Familienkreis ist die nächste, innigste, tägliche Sphäre des Menschen. Es gehört viel dazu, daß ein Mensch zufrieden lebe, ohne einer Familie anzugehören, sein äußeres und inneres Leben auf eine Familie zu beziehen. In ihr entsteht der Neugeborne, darin erwacht er sogleich zur Cultur, die alsbald ihn erfaßt und in ihre bildenden Arme schließt. — Wie nun der Säugling das Produkt nicht nur der Erzeuger, sondern mittelbar auch ihrer Voraltern, der angestammten körperlichen, geistigen und Gemüthseigenschaften ist, wie er im Verfolge den Aeltern oder Voraltern an Gestalt, Bewegungen, Stimme und andern Körperlichkeiten ähnelt und in seinem weitern Wachsthume dem Einen oder Andern der Alten zur Verwunderung in gewissen Eigenschaften nachschlägt, so wird er auch im Ganzen seiner leiblichen, geistigen und sittlichen Ausbildung ein wesentliches Glied dieser Familie, erbt den eigenthümlichen Charakter derselben und stellt ihn an sich auf seine individuelle Weise ausgeprägt dar. — Dies muß freilich nicht im

engsten und strengsten Sinne verstanden werden, denn Manches gestaltet sich an heranwachsenden und reifenden Menschen gerade im Widerspiel mit gewissen Eigenthümlichkeiten des einen oder andern der beiden Aeltern; wie denn jedes recht Einseitige leicht seinen Gegensatz hervorruft. Auch erziehen Verwandte, Freunde und Bekannte, Lehrer, bedeutende Fremde ꝛc. an dem bildsamen Menschen, es helfen ihn Dorf- und Stadt-Gemeinde, der Staat, die Zeit, das Schicksal erziehen. Aber so durchdringend auch diese mannigfaltigen Einflüsse seyn mögen, der Mensch lenkt immer wieder zu seinem angestammten Grundcharakter zurück und wird von uns zunächst und am besten als Sprosse seines älterlichen Hauses, als Glied seiner Familie begriffen. Man lese nur die Biographieen der bedeutendsten, berühmtesten Männer und Frauen, also solcher, die den reichsten Erziehungsstoff allseitig her in sich aufgenommen und verarbeitet zu haben scheinen, und man wird finden, wie sie durch die einflußreichsten Erfahrungen und Schicksale nicht eigentlich umgebildet und anders geworden, sondern wie sie sich das Erlebte und Erstrebte eher nach ihrem angestammten Naturell und Geist eigen gemacht und zugebildet haben. — Eine weitere Betrachtung ist die, daß die Familienkreise einer Nation das Nationalleben gestalten, da ja die Nation aus der Summe jener besteht. Ein gewisser Zug geht durch alle Familien eines Volksstammes hindurch und so ist am Ende der ganze Nationalhaushalt ein colossales Gegenbild des kleinsten Familienhaushalts, und nachhaltig wird auch nur diejenige Staatsverfassung und Verwaltung Bestand haben, die der Ausdruck der besten Familienverfassung und Verwaltung ist. Was der Gesinnung und Gesittung eines Volksstammes widerspricht, das nimmt er in Jahrhunderten nicht in sich auf. — Da aber unser freundlicher Künstler mit heiterm Sinn einen geordneten, reinlichen Haushalt darstellen wollte, so laßt uns von denjenigen Familien hinwegblicken, die der Armuth, der Unreinlichkeit, dem fortwährenden, unheimlichen, rohen Leben verschrieben sind und eine zurückstoßende Form darbieten. — Es macht uns noch wehmüthiger, wenn wir uns sagen, daß oft auch der Complex solcher verwilderten Kreise, daß manche Nationalfamilie im Ganzen eine solche verworren trübe Gestalt zeigt und einem ähnlichen Geschick, wie jene, nur im größern historischen Maßstabe verfallen sey. — Wir wagen keine casuistische Frage an den Weltgeist, der so oft das Unbegreifliche geschehen, sich gestalten läßt. Unser Blick ist noch nicht erweitert, hochgestellt genug auf einen Standpunkt, wo auch diese Räthsel sich wenigstens für die Ahnung lösbar zeigen. Wir wenden unser Auge für jetzt noch hinweg, ziehen es zurück auf anmuthigere Formen und Zustände und freuen uns, wenn die Wirklichkeit bei uns nicht selten dieser künstlerisch gereinigten Auffassung entspricht.

I.

Der Täufling.

Ihm reihen sich im Feierschritte
Die schwarzen und die bunten Knaben.
Schiller.

Die Reihe beginnt mit der Taufe des neuen Ankömmlings. — Für fühlende Gemüther ist der Moment seines ersten Erscheinens in der Familienwelt, seines ersten lauten Lebenszeichens denkwürdig. Vor wenigen Stunden war noch Alles stille im friedlichen Kreise; jedes ging seinem Geschäfte nach. Die Mutter allein war von einer bangen Ahnung des bedeutlichen Augenblicks erfüllt und suchte sich durch die letzten Anordnungen zu zerstreuen.

Nun geht die Katastrophe in Weh und Wonne vorüber. Ein unschuldiges lebendes Geschöpf begrüßt seinen Eintritt in das Element von Luft und Licht mit vernehmlicher Stimme und auf Einmal ruft es den Antheil aller Angehörigen zu sich, wie es ihre Augen auf sich zieht. Alle Sorgfalt nimmt sein unbehülfliches Dasein in Anspruch; es verändert die Tagesordnung, die Beschäftigungen, ja die Denk- und Anschauungsweise der Familie; es ist ein Mitglied derselben und macht mehr zu schaffen, als irgend Eines der Erwachsenen. — Nun aber ist die nächste Sorge, daß es auch in einen weitern, höhern Kreis aufgenommen, daß es ein Mitglied der religiösen Gemeine, ja der großen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Christen-Gesellschaft, der Kirche werde. — In Familien, wo es mehr um das Wesen, als um eine prunkende Form und Ostentation zu thun ist, in ländlichen Familien — denn der besonnene Städter wird oft durch den Zwang der Convention in die luxuriösen Sitten der Stadt hineingezogen — geschieht diese Weihe bald nach der Geburt, gewöhnlich an demselben Tage und ohne kostspielige Zubereitung. — Wir sehen hier die nächsten Angehörigen an heiliger Stätte versammelt; Haus-Taufen und Copulationen sind auch eine Seite des Städters, der die Poesie des öffentlichen Cultus gern in die Prosa der Privat-Oertlichkeit und vornehmen Verhandlälle umsetzt. — Sinnig ist vom Künstler jedes Alter durch eine Person dargestellt. Die Matrone, wohl die Großmutter, ist die höchste an Jahren. Der Priester und der Gevatter stehen sich als weniger Betagte ziemlich nahe. Der Vater, ein jüngerer Mann, nimmt an der Handlung nur betend Antheil, weil der stellvertretende Taufzeuge den Vortritt hat. Die Gevatterin wird oft aus dem Jungfrauenstande gewählt. Sie fühlt sich durch das Vertrauen der Aeltern bei Uebernahme einer heiligen Pflicht, durch das Anknüpfen eines zarten Bandes an die Familie und an den jungen Christen geehrt. — Ein unmündiges Kind steht daneben. An vielen Orten ist es Sitte, daß eine solche Unschuld den Täufling aus den Armen der Gevatterin dem Pathen überbringt. Sein Haupt umstrickt ein Rosenkranz; auch die Jungfrau hat Rosen im wohlbildend angeordneten Haar. Es ist kein finster-mystisches Bekenntniß, kein in Formeln und Ceremoniendienst erstarrter Cultus, kein geisttödtender, lebenszerstreute tötender Sektenzwang, zu welchem das kleine Menschenwesen durch unheimliche Sprüche eingeweiht werden soll. Es ist eine Religion des Heils, des liebend hoffenden Glaubens, der Versöhnung, in deren Sphäre, das Himmelreich genannt, es aufgenommen wird. — Der Stifter selbst hat sich, wie das Bild der Taufsteins andeutet, durch die weidende Hand seines geistesverwandten Vorläufers im Jordan taufen lassen. — Auf dem Altare steht das Bad des Gekreuzigten. Zwischen diesen Darstellungen liegt der Inhalt seines heilsamen, himmlischen Wirkens. Auch das Lebendente des Herrn erscheint aber dem Christen nicht blos als Marter, sondern als Höhepunkt seines Erlösungswerkes. Er hat sich für die Schwachen, selbst für die Sündhaften geopfert. So gibt es nun im Leben des Glaubigen keinen Moment der Verzweiflung, wo er sich durch Verdämpniß, durch fremde oder eigene Schuld für verloren halten müßte. Er kann sich stets in seinen Lebensgründen neu erfassen und auf gnädige Verleihung frischer, himmlischer Heilkraft getrost rechnen. — Wie aus dem Bade der Mensch gereinigt, neugestärkt, mit frischem Gemüth hervorgeht, sich zu allem Guten tüchtig fühlt, nichts Unreines anzufassen, sich nicht beschmutzen will, so soll der Täufling als ein neues Wesen, der natürlichen Thierheit entnommen und zu Aufnahme der höhern, der höchsten Menschenbildung befähigt hervorgehen. — Heute der Verstandeskalte diese Handlung eine bloße Ceremonie, eine sinnliche Metapher oder Allegorie; dem Christen ist sie ein heiliges Symbol, ein Sakrament. Einen Anfangspunkt, einen schaubaren Moment will das Herz bezeichnen können, wo die Aufnahme des Täuflings in die Christen-Gemeine geschehen, und, sinnet ein Wesen höherer Wesen von uns statt, wirken sie auf uns, so mag dies nach unsern Begriffen und Gefühlen besonders da geschehen, wo auch das Sinnliche, Zeitliche und Oertliche für diese Zuflüsse des Heils, der Segnung reinlich zubereitet ist und unsere Blicke sehnsüchtig und vertrauend nach Oben gerichtet sind. — Doch mag auch nach andern Ansichten die Taufhandlung ohne mystische Kräfte sein und nur die Gesinnung der Angehörigen bezeichnen, der Gemeine einen jungen Genossen, der schützenden Lage einen Lehrling zuführen zu wollen; sie müßten wir der Unterlassung dieser Weihe die Absicht entnehmen, sich außerhalb der christlichen Sphäre, also etwa in das Element der bloßen Verstandesbildung ohne religiösen Bezug stellen zu wollen, was doch eine bedenkliche Opposition gegen die Gemeine wäre, die im leiblichen und Geistlichen ganz von jenen Begriffen und Gefühlen durchdrungen ist, deren ganzer Lebensgang ans Kirchenjahren, Festperioden, Wochen mit Sonntagsruhe besteht. — Das Christenthum ist ebensowohl Gottesdienst als Begriff, ebensowohl Geschichte als Lehre, ebensowohl Geschick als Idee; der Stifter desselben ist zugleich dessen höchster Gegenstand und unser ewiges Vorbild.

II.

Das Tagwerk.

Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab.

Schiller.

Der Vater geht an seine ländliche Berufsarbeit. Es ist früh Morgens. Die Eheleute sind vor Tag schon aufgestanden. Die Gattin reicht ihm vom Strickzeuge weg die Hand. Er hat seine Morgensuppe wohl schon verzehrt. Die Kleinen schlafen noch; ihre Kleidchen sind hingeordnet; auch das Waschbecken steht bereit. Reinlichkeit ist ein halber Beweis der guten Hausordnung, der Sittlichkeit der Familie. Auf dem Lande geht sie selten in Pedanterie oder Putzsucht über. Wer auf seinen Leib etwas hält, vernachläßigt auch die Reinigung der Seele nicht leicht. Zeigt doch beim Landvolk die reinliche Behandlung des Viehes die gute Wirthschaft. — Früh auf! ist bei ihm der tägliche Ruf. In manchen Geschäften muß der Landmann der Sonne noch zuvorkommen. Der Mahder muß das Gras im Morgenthau abmähen. Auf dem Lande ist man der Natur ans Herz gebunden; sie zieht den Menschen in ihren Taglauf hinein. Er hält es im Wachen und Schlafen mit seinen nutzbaren Thieren. Mit uns Städtern wachen nur noch einige Nachtigallen, dann Katzen, Mäuse, Käuzlein 2c. — Der Bauer müht sich von frühe bis zum Abend körperlich ab; dann machen ihn warme Stube und Buch — schade um die Bemühungen der Philanthropen! — schläfrig; er legt sich bald auf sein Lager. Nur in den Wintermonaten wacht und scherzt das jüngere Volk in den Spinnstuben, — nicht ganz unverfängliche Lucubrationen — und kommt doch noch zu ganzer Nacht. — Bei dem gebildeten Städter gestaltet sich die Tagesordnung ganz anders. Wenn er sich die Berufsstunden hindurch einseitig angestrengt hat, so will er sich im Clubb, in der Harmonie, in Theater und Concert, in Lieder- oder Tanzkränzchen erholen. Alles neigt zu einem Vorrücken der Nachtgleichen im Leben hin, das heißt: Tag und Nacht sich gleich, den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage zu machen. In großen Städten ist man hierin sehr weit gekommen. Die Sache hat einen tief in unserm psychischen Wesen wurzelnden Grund. Die Nacht ist eine bessere Folie des Genusses, als die Taghelle. „Morgenstund hat Gold im Mund!“ heißt es wohl bei dem Städter, aber wirkliches, nicht geistiges. Die Seele ist des Morgens nicht für Phantasiearbeiten gestimmt. Selbst das wissenschaftliche Forschen, das historische will nicht immer gelingen. Man will etwas ganz Verstandesmäßiges, geistig Mechanisches thun, seinen Beruf, sein Pensum angreifen, am Staats-Lastwagen ziehen helfen. — So nun rücken bei Vielen diejenigen Geschäfte und Erholungen, bei welchen Einbildungskraft, Phantasie und Gemüth thätig, theilnehmend sich erweisen sollen, naturgemäß gegen den Abend hin, in die Nacht hinein. Ein Auskunftsmittel gibt es für den nachtwachenden Städter, um trotz dieser Tagesordnung, die gegen die äußere Natur ist und mehr der verfeinerten oder überbildeten innern Natur zusagt, doch nicht um den schönen, erfrischenden, Geist und Herz mit besonders wirksamen Einflüssen nährenden Morgen zu kommen. Er erlaube sich mitten im Tag zum Ersatz des Nachtschlafes eine kurze, schnell restaurirende Siesta, welche jeder nach seiner Complexion und immer nur im sparsamsten Maaße sich gönnen mag. — Stets wird zwar der Städter, der so manche Stunde des Tages und der Nacht in scheinbarer Zerstreuung zubringt, dem angestrengten Landmann als ein halber Müssiggänger erscheinen, wie man diese Aeußerung da und dort hören muß; doch ergibt sich jeder streng und hart Arbeitende in vielen Stunden, wo sich die Geschäfte nicht gerade die Hand bieten, einer völligen Ruhe, während der Geschäftsmann, der Denker, Künstler, Dichter 2c. eigentlich niemals zu arbeiten, zu schaffen aufhört, in seinen Mußestunden still sammelt, und auch in seine nächtlichen Träume hinein von dem, was er treibt und in sich wälzt, nicht ganz losgelassen wird.

III.

Morgengebet.

Mach auf mein Herz! und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem frommen Menschenhüter.

Paul Gerhard.

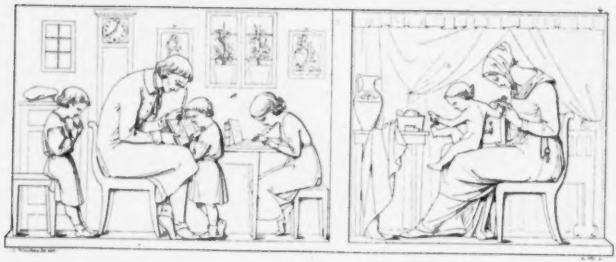
Dieses Bild braucht wohl keiner Mutter erklärt, sondern nur von ihr nachgeahmt zu werden. Die vier Kleinen sind gewaschen und angekleidet; die Mutter hat sie zum Morgengebet um sich versammelt. Auch die junge Dirne, mit dem Waschgeräth auf dem Wege zur Küche begriffen, scheint an der Thüre noch einen Augenblick zu verweilen, um einen Theil des Gebets mit sich zu nehmen, und es über ihrem Geschäft bei sich im Stillen fortzusetzen. Selbst der Säugling auf dem Mutterschooße, von liebenden Armen umfaßt, wird schon dazu angeleitet. Noch kennt er kaum eines Wortes Bedeutung. — Die Aufklärer meinen, man solle den Kindern ja Nichts beibringen, sie Nichts nachsagen lassen, was sie nicht begreifen. Sie bringen den Kindern möglichst viel verständlichen Lehrstoff bei. Aber was heißt: begreiflich, verständlich? Bringen nicht auch uns Erwachsenen, Gebildeten Natur und Schicksal so Vieles, was wir nicht verstehen, nicht durchschauen? Wie stände es um die Menschheit, wenn alle Lehre nur aus den Büchern flöße, und in keinem Buche mehr stände, als was der Leser und Lehrling fassen kann? — Die Schöpfung, das Leben bringen auf uns mit einer Fülle ein, von der wir nur einen unendlich kleinen Theil in unser Bewußtseyn aufnehmen können. Das Kind faßt Alles an und auf, aber es erfaßt noch wenig, durchschaut nichts. Sein Wissen ist so naiv, wie seine Unwissenheit. — So erwacht nun das Kind in der christlichen Welt, und sein Verhältniß zum Höchsten, seine Ehrfurcht und Liebe, sein Vertrauen, seine Hingebung sprechen sich im Gebet aus. Dieses gehört dem häuslichen Cultus an; die Familie ist eine kleine Gemeinde. Mündige und Unmündige vermischt. Die Religion hat ihre Tageseintheilung; der Morgen beginnt mit dem Gebet. Auch der Säugling wird in diesen Tageslauf hineingezogen; in seine ganz unmündige Seele wird schon der Keim der religiösen Stille, der Feierlichkeit, der Richtung zu einem Unbekannten, Unverstandenen, Höhern gesenkt. — Frage sich ein wohlerzogener Mensch, ob er nicht in den Jahren der Knabenschaam, und oft mehr als später, wo die Klugheit in Allem eine natürliche Ursache und Wirkung sehen wollte, von einer religiösen Kraft, von Hoffnung und Vertrauen auf die Verfehung im Mißgeschick, dem eigenen oder dem der Familie, durchdrungen war, die vielleicht Keinem der Angehörigen in dem Kindergemüth ahnte. — Lasse uns werden wie die Kinder! Aber lasset auch die Kindlein zum Ihm kommen, zu dem, der sie liebend in und auf seinen Schooß nahm, die Hände auf sie legte und sie mit einer heiligen Scheu erfüllte, noch ehe sie wußten, wer der Mann war, auf den sich alle Augen des Volkes, zu dem sich alle Herzen wandten. — Es gibt Zeiten und Länder, Sitten und Confessionen, wo die Alten selten oder nie förmlich beten, wenigstens diese unmittelbare Richtung des Gemüths zu der höhern Macht weder an eine Tageskunde, noch an Wortformeln knüpfen. — Wie es nun ein Gemüth damit halten mag, wie können Keinen, auch Weltmänner und Philosophen nicht ausgenommen, für einen vollkündigen, für einen sittlich religiösen Menschen halten, der nicht das förmliche Gebet, wie es in bürgerlichen und bäuerlichen Familien als Morgensegen, Tischgebet, Abendsegen ꝛc. sich vernehmen läßt, bei sich in eine Gesinnung überlegt, die alles und jedes im Leben Vorkommende mit Pietät, in seiner tiefern Beziehung zur Vorsehung, zum Ganzen des Naturlaufes, der Menschengeschicke zu betrachten gewohnt ist; wo dann freilich jener gesetzige Blick, jenes bewußte Empfinden von einem religiösen Zuge durchdrungen, jeder Athemzug der Brust, mit den Frommen zu reden, ein Stoßgebet genannt werden kann. — Die Hausmutter aber mit den Kindern und Hausgenossen soll auf förmliches Gebet halten, dem sich auch der Hausvater beigesellt.

IV.

Die Schulstunde.

Die Kinder freuen sich auf die rechte Schule, denn der Sinn sucht unvergleich Erweiterung; der Geist will eine Hochbahn, wovon er die Welt fassen kann, und sollte es auch anfangs blos an den Namen der Dinge seyn.

Die Stunde des Lernens hat geschlagen. Dieses acht Uhr! hat der Kinderwelt schon viele Seufzer und Sorgen erregt. Man pflegt auch wohl mitleidig zu sagen: wenn einmal das Schulgehen beginnt, dann hat es mit der Harmlosigkeit ihrer Spiele ein Ende! Nach Umständen allerdings, und unter den Millionen Schulmeistern auf Erden sind wohl recht viele, in welchen die Schüler die ersten Schreckensgestalten und Popanze ihres Lebens kennen lernen. — Unser großväterlicher Lehrer sieht freundlich genug aus. Seine Gemälde und Blumentöpfe deuten auf Kunst- und Naturliebe. Die Kinder sollen gern zur Schule gehen, wie die Alten zum Geschäft. Der Sinn des Kindes, seine Langeweile bei fortgesetztem Spiel, seine üble Laune bei der Unthätigkeit leiten selbst auf das Bedürfniß ernsterer Beschäftigung. — Lesen, Rechnen, Schreiben — das ist das Fakultätenkleeblatt des Bürger- und Bauernstandes. Man sieht es unserm Lesezimmer an, daß darin das Nöthige recht gelehrt und gelernt wird; man denkt im leidigen Gegensatz an alte, unheimliche Schulstuben, wo die Kinder in vielen Jahren blutwenig lernen, wo die Bücher zerfetzt, die Schreibmaterialien ärmlich sind, wo man, so nahe den Lumpen und Gänsen, schlechtes Papier und schlechte Federn hat. — Lesen ist: in sich aufnehmen; Rechnen ist: denken; Schreiben ist: von sich geben. Bei der rechten Methode kann man in sehr kurzer Zeit richtig lesen, das Nothwendige rechnen, schön schreiben lernen. Ein rechter Lehrer muß aber eine Art Lehrgenie seyn und Feuer haben. Wie man bei dem Schreiben jetzt mit colossalen, geschwungenen Zügen anfängt und sie immer kleiner macht, so sollten die Kinder das Lesen auch an riesenmäßigen Buchstaben lernen und niemals mehr davon sehen, als was sie gerade merken und aussprechen sollen. — Unser heiter aussehender Schreibzögling hat gewiß nicht Eine Zeile zehnmal nachzuschreiben. — Sie würde abwärts statt besser immer schlechter werden. — Bei der höhern Bildung ist Mathematik die reinste, strengste Verstandesübung. In der Volksschule wird das Rechnen zum nächsten Gebrauche gelernt. Hier soll auf das Geschick zu allseitiger Anwendung des Gelernten gedrungen werden. Die kluge, gewandte Anwendung der Zahlenlehre auf benannte oder praktische Fälle, schriftlich oder im Kopfe, übe die Combinationsgabe, und ist die beste Verstandesübung. — Man sagt von einem Einfältigen, er könne nicht fünfe zählen. Man möchte behaupten, daß in einem gewissen Sinne Tausende, die sich für klug halten, nicht fünfe zählen, das heißt: fünferlei Dinge oder Verhältnisse festhalten und klar unterscheiden können. — Der am Sessel lehnende Junge sieht aus, als lerne er das Einmaleins auswendig. Hat er es inne, so kann er mehr, als Millionen Menschen. Das sollte jeder Jüngling hersagen müssen und ohne Fehler, ehe er ins Wirthshaus, jedes Mädchen, ehe sie auf den Ball geht, namentlich jedes Brautpaar, ehe es copulirt wird. — Während auf dem Nebenbilde die Mutter dem Kleinsten das Flügelkleid recht anzieht, will es den Schuh verkehrt anlegen. Wahrscheinlich wollte der Künstler damit auf die angeborne Neigung der Kinder, Alles verkehrt zu thun und auf die Nothwendigkeit der Schule und Erziehung aufspielen, die ihren stets abschweifenden Sinn lenken und bändigen muß. — Die Hausfrau hat hier keinen unmittelbaren Antheil am Unterricht. Als eine zweite pestalozzische Gertrud wird sie aber sonst die Kleinen zum Lernen anhalten, sie abhören, als die stets Anwesende über ihre Thätigkeit wachen, auch das täglich und stündlich Vorkommende als Lehrstoff behandeln und so eine nie still stehende, wenn schon nicht streng methodische Schule halten. — Wir wollen daran erinnern, daß eine rührige Mutter die nächste und beste Erregerin der Sinne, der Thätigkeit und Sprache des unmündigen Kindes ist, und daß Alles davon abhängt, ob dieses von Geburt an lebendig und wach erhalten wird, ob seine weichen Organe mit Eindrücken befruchtet werden, oder ob es in seine Wiege festgebannt zu einem phlegmatischen Pflanzenleben verurtheilt wird.



V.

Linnenzeug.

Ein Sommer in wirklich gepflogenem Schweiß
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Fleiß.
Schiller.

Schönes Bettzeug ist der Stolz der guten Hausfrau. Der Vorrath, die Beschaffenheit der Leinwand eines Haushaltes geben so ziemlich einen Maßstab für ihren Wohlstand, ihre Reinlichkeit im allgemeinsten Ausdruck. — Ein Hausvater, der seiner Gattin nicht das Mittel zur Anschaffung des nöthigen Bettzeugs reichen kann, nimmt ihr eine Hauptquelle ihrer Lebensfreude. — Der fühlbare Mangel daran verringt sie in stillen Kummer, den sie kaum werden zu lassen sich schämt. Sie weist ihr gattliches Glück gern nach dem Maße, in welchem sie hierin gefördert oder beträgt ist. Sie vergleicht sich hierbei mit ihren Verwandten und Bekannten und tröstet sich gegen sie im Vorsheil oder Nachtheil. — Manche Wohlhabende treiben freilich auch hierin das Verlangen nach Besitz zu weit; sie prahlen mit ungemein großen Vorräthen von Leinwand am Stück und verbrennen in dieser Sammlerpassion nicht genug, daß im Zweifel ein todtes Capital steckt und daß die lange nicht gesäuberten Boden von Hausrauch leicht vergilben und mürber werden. — Eine arme Frau zieht mit einiger Selbstzufriedenheit ihren Kleinen am Sonntage reine Wäsche an, und sind auch etwa die übrigen Kleidungsstücke nicht, wie die Kinder es gern hätten, sitzt irgend an der Hose oder Weste ein abstechender Fleck, drucken sich die hart vorgeschossenen Arme etwas lang aus den kurzen Aermeln hervor, so spricht die Mutter beschwichtigend: Laßt das! Ihr habt doch ganze und reine Hemden an! und bringt dann auch auch dem Leben bei, wie sie bei gewissen vornehmthuenden Leuten seine Kinder und Hinterthaar gesehen, die, wie sie wohl wisse, kein ganzes Hemd auf dem Leibe haben. — Wir sehen hier Mutter, Töchter und Mägdrinn mit Zuschneiden und Verarbeitung der Leinwand beschäftigt. Nach jener Hausordnung zeigt sich das Schadhafte und stellt sich die Nothwendigkeit des Ausbesserns und Nachschaffens heraus. Kleinere Mängel, bald hergestellt, lassen manches Neue ersparen, wo dann oft mit Lachen bemerkt wird, wie ungemein lange man an geflickten Sachen hat; auch wird nirgends so sehr, als bei der Leinwand, die Brauchbarkeit des noch Haltgutten zur Ausbesserung des Schadhaften fühlbar, wie denn überhaupt sorgfältige Hausfrauen das kleinste Stückchen zu Rathe halten, indem sie oft mehr wegen Abgetragenem als Neuem in Verlegenheit sind. — Der Beobachter des Zusammenhangs menschlicher Dinge wird hier unwillkürlich einen Blick auf das Ende des Linnenzeugs, auf die Nachfrage nach Lumpen, als an welche sich eine neue, höhere Anwendung, die zu Papier, anknüpft, worauf die ganze Literatur, das laute Denken der Nation, als auf einer sinnlichen Grundlage aufgebaut ist. — Schade, daß man nicht auf Löschpapier drucken kann! nur wenige gute Buchhandlungen thun es; — denn, während sich die Erzeugung, der Verbrauch und das Nützen des Linnen in unsern Tagen gegen die alten nicht eben sehr vermehrt hat (man möchte wohl gar an ein umgekehrtes Verhältniß der Leinwandproduktion und der durch Erfindung gesteigerten Bücherfabrikation denken). ist das Lumpenwesen von Baumwollen- und Wollenzeugen gegen früher, wo man dauerhaft war, wo die Mode nicht mit jener Jahreszeit wechselte, und wo ein rechter Hausvater seinen Brautgamstock auch noch an der silbernen Hochzeit anziehen konnte, wirklich ungemein gewachsen. Aber, wie bekannt, gehen diese Lumpen fein Papier, mit welchem man auf der Leipziger Messe sein Glück machen kann. — Unter den Hausschätzen ist wohl Eine oder die Andere, welche ein Geschick zum künstlichen Nähen hat, und von ihrer zarten Hand mag denn, was die Zier an das Bettzeug anlegt und als Schmuck nach außen kehrt, mit Geschmack ausgenäht werden. Nur möge dies nicht zum Schaden der Augen und des Unterleibes, ja des Gemüthes geschehen. Das, wochenlang mit mühseliger Arbeit an solchem Kleiderschaum beschäftigt, viel mehr Interesse daran legt, als er im Verhältniß zu einem vernünftigen Dasein überhaupt verdient. — Gefallen wollen ist menschlich; auffallen — will nur die Cokette, und trügen — die Buhlerin. Die kluge Jungfrau darf ihre Gestalt durch geschmackvollen Anzug zur Wohlgestalt erhöhen; aber zu den thörichten müßten wir sie rechnen, wenn der Anzug das herrschende Anliegen bei ihr würde, welches die Freude an der Natur, an den Menschen, ja sogar am Heiligen verschlänge. — Wie nun die Aeltern sich neben diesen Thätigen spielend beschäftigen, wie das Mädchen die eckigten Abschnitzel etwa als Halstuch für die Puppe zu brauchen weiß, die Knaben in den schmalen Abfällen. Zäumen ꝛc. eine Zäumung für ihre Pferde finden, deutet unser Blatt auch an. Das Lebendige ist aber nie abgeschlossen; wir können den Gedanken weiter verfolgen und wünschen, die Knaben möchten einst keine leidenschaftlichen Stickenpferde reiten als jetzt, das Mädchen möchte zu seiner bloßen Zierrappe ausgebildet werden, sondern zu einer Hausfrau, die auch ohne Reichthum eines vernünftigen Mannes würdig ist, indem sie durch Freude am Hauswesen den nachhaltigen Wohlthäter, den selbsterworbenen, begründen hilft. — Wenn wir das vorliegende Blatt noch einmal überblicken, so kommen wir in Versuchung, die Frauen um vieles stille, reinliche Geschäft zu beneiden. Es geht nichts über eine ruhige Entwicklung und sichtbare Förderung unserer Verhältnisse und Machwerke, über das Anschauen eines nahebeigenden Nutzens und zweckmäßigen Gebrauchs. Daher nun die gleichförmige gute Laune wohlgezogener Jungfrauen und geschickter Mütter. Welcher Mann könnte seinen Beruf, sey dieser nun geistig oder mechanisch, mit diesem häuslichen Geschäfte vergleichen! Wie oft hat er mit wirrig monotonen, oder verworrenen, oder rohlos unfruchtbaren Dingen zu thun! Wie oft wird sein Sinn dabei ins Weite, ins Botenlose geführt! Wie oft bleibt es sich vor ihm dergebeck auf, wo er kann oft geratz, wenn er hundert Hände hätte, hätte sollte, sich rathlos und geschlagen fühlt? — Wir möchten den Staats- und Geschäftsmann nicht ausladen, der sich zuweilen aus seinen Verrängnissen heraus an einen Näh- oder Stickrahmen wünscht, wir möchten den Besonnenen glücklich preisen, der seine verschiedenen Geschäfte in einer ruhigen Folge abzumachen im Stand ist, wie das Weib, das ein Hemde Stich um Stich vollendet und das Fertige mit stiller Freude in den Schrank legt.

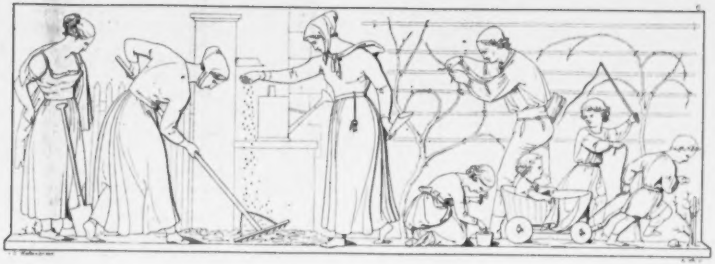
VI.

Bäume und Pflanzen.

Prächtige Bäume bekrönen den Garten, der himmlischen zur Wohnung,
Deine Wohnung romantisch und freudig zu umgehen bestimmt ist,
Gaudern zu göttlicher Gottheit, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendzügelnde Früchte.

Göthe.

„Dem Menschen wächst es im Schlafe!“ pflegt man von Einem zu sagen, dessen zeitliche Güter sich zum Theil durch sich selbst, ohne große und sorgvährende Anstrengung von seiner Seite vermehren. — Wenn nun eine ungehemmte Entfaltung unserer Zuhörte die Grundlage unserer Lebenszufriedenheit ausmacht, so ist dies wohl die ursprünglichste und ausgebreitete, wo wir den größten Theil des Geschäfts der Natur übertassen können. In der ländlichen oder landwirthschaftlichen Oekonomie ist es vorzüglich die wärmere Jahrszeit, wo sich der Mensch des Keimens, Sprossens, Wachsens, Blühens, Reifens seiner Pflanzungen erfreut, wo er tagtäglich zu einem neuen Forschritt erwacht. — Der Städter, der ohne Grundbesitz durch lauter vermittelnde Geschäfte Geld zum Unterhalt erwirbt, lebt stets von der Natur getrennt, und zehrt, statt aus ihrer Hand, aus den oft wechselnden Händen der Menschen. Er kennt nicht die Freude am selbstgepflanzten Kohlkopfe. — Die liebliche junge Dirne hier ruht vom anstrengenden Geschäft des Umgrabens, an ihrem Spaten gelehnt, aus. Die ältere streut Samen, eine Hoffnungsaat, die andere bringt ihn tiefer in den Boden, damit er, den Sperlingen aus den Augen gerückt, keime. Begossen wird dann das gesäete Beet; der Himmel wird seinen Segen dazu geben. — So kommt dann auher den eigentlich nährenden Knollen-, Wurzel-, Salat- und Kohlgewächsen auch eine Anzahl einheimischer Gewürzpflanzen in Küche und Keller und gestattet eine gesunde Abwechslung bei Tische. — Man muß den Ertrag eines wohlgetrüngten Gartenlandes kennen, um zu wissen, welche erwünschte Folge von Gewächsen er zuläßt und wie zwischen den größern, langsam wachsenden eine Menge schnell aufschießender ans Licht dringt, deren Ertrag zuweilen, wenn die Haupternte fehlschlägt, über ein Mißjahr leidlich hinüberhilft. So hat der auf Wohl und Uebel gestellte Mensch zwischen den Reihen manche Nährpflanze stehen, damit er, wenn der Himmel die dreijahrs guten Monate, die ein rechter Wein nach dem Sprichwort haben muß, weil er nur auf einem schon im vorigen Jahr wohl ausgereiften Holze wächst, etwa nicht gewährt, oder wenn vielleicht die Reben ganz ohne Trauben stehen, statt eines erklecklichen Herbstkapitals in runder Summe doch wenigstens kleine Wochenmarkteinnahmen mache, die ihn vor augenblicklicher Noth schützen, während er von seinen Mitbürgern Geduld erwarten darf. — An die Blumenpflanzung erinnert uns das keine Mädchen, das einen Topfing in den Scherben steckt. In unsern Tagen ist Blumistik eine Leidenschaft, eine Ostentation geworden. Mancher Liebhaber gibt mehr für ausländische Pflanzen aus, als eine Taglöhnerfamilie für ihre ganze Nothdurft. — Sey hiebei nun noch so viel Freude und Genuß, sie lassen sich doch nicht mit dem Gefühle vergleichen, mit welchem ein Kind seine eigene Bicken- oder Bohnenpflanze im Scherben keimen, wachsen, blühen sieht. Es denke Jeder an seine Jugend und an die Flora des Stellvertrits unter dem Tischladen zurück. Was sind alle Cactus, Pelargonien und Balsaminen gegen jene einfachen Nelken und die aromatischen Krausemünzengeruch, die man als Kind gezogen? — An der Hausmutter ist es, ihren Kindern diesen Unschulds- und Natursinn möglichst lange zu bewahren. — Der Vater bindet die Spalierreebe an. Was soll man Erklärendes über den Weinstock und sein Gewächs sagen? — Die schönsten Stellen selbst aus Homer und seinem poetischen Gegenkünstler Jean Paul würden jetzt nur trivial und abgetroschen lauten. Hier ist Alles erschöpft und selbst die besten Weinlieder sind mit und ohne Wein kaum mehr auszuhalten. Nur ein praktisches Wort findet noch Gehör. Um den Wein ist es ein gutes Ding, nur könnte er meist besser sein. Ich wünsche es wegen der Hausfrauen, denn diese dürften im Durchschnitte mehr, unser Geschlecht dafür etwas weniger trinken. — Die Rebe mehr als jedes andere Gewächs belohnt die größte Mühe, die höchste Sorgfalt; so auch der Wein, je er wird nur erst durch sie, was er sein kann, sein soll. — Der gewöhnliche Mensch ist dumpf, nachlässig, eigensinnig, alzugläubig, bahlichtig, und alle seine bösen Gewohnheiten fahren in seinen Wein. Ja er läßt, wenn er das edle Gewächs schon zur Reife trägt, dieses kein mühsam errungenes höchstes irrdisches Gut am Ende noch, wie man sagt, aus der Hand fallen. — Darum muß etwas Gemeinsames für die rechte Behandlung dieses flüssigen Goldes, als Gemeingut, geschehen; man muß den Winzer zu seinem eigenen Vortheil zwingen; denn die gemeine Erwerbsucht, so scharf sie in die Nähe sieht, uns so emsig sie dieser ist, so beschränkt und träge benimmt sie sich, wenn sie durch Beleuchtung ihres Schienenbeins entfernte bessere Erfolge herbeiführen soll. — Was nun für Letztere von einsichtigen und uneigennützigen Vereinen geschieht, daran fängt, seit die Proben vorliegen, auch der skeptischste Winzer an zu glauben. — Wir wollen auch der Fassung gedenken, mit welcher der sittlich gut erzogene Winzer das Fehlschlagen seiner Hoffnung aufnimmt. Seine Stimmung, wenn er die Frucht unsäglicher Arbeit und viel vergossenen Schweißes durch eine einzige Frostnacht zerstört sieht, gleicht beinahe der eines an Fatalismus glaubenden Orientalen; doch ist sie weniger ein dumpfes Ertragen, als eine schweigende Ergebung in die höhere Fügung, die uns an dem sonst nicht eben zartfühlenden Menschensohne nur um so mehr rühren kann. — Ein durch sein Winzerleben hindurchgehender Ton ist freilich auch sein Naturgefühl, eine Ahnung ihrer ausgleichenden Gerechtigkeit, die Wahrscheinlichkeitsberechnung, daß im Durchschnitt unter drei Jahren nur ein guter Weinjahr sey. — Wir werfen aber auch hiebei wieder einen Blick auf die Hausfrau, die durch ihren stillen, gottergebenen, beschwichtigenden Sinn vieles zu der Fassung ihres Gatten beitragen kann. Das Weib glaubt eher an die ewige Heilkraft des Lebens, als der Mann; sie sieht die Biederlebe des Reinmenschlichen in weiterer Ferne voraus, als er; sie kann bewirken, daß er dieselbe Mühe fortan an das nun zerknickte Rebgut wendet, eben als hätte es ein schönes Erträge, daß er mit frischem Muth, ohne Nachlick, auf künftige Hoffnung baut. — Will der geneigte Beschauer in dem kleinen Gespanne der drei Jungen ein anteuendes Vorbild des bachischen Wagens finden, so soll ihm das keineswegs verwehrt sein.



VII.

Wohlthätigkeit.

Sind sie der Menschen,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet sie
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Goethe.

Das Kind ist von Natur eher eigenmächtig und habsüchtig, als mitfühlend und wohlthätig; die Vorstellung von fremdem Bedürfniß und Nothdurft ist bei ihm nicht so lebendig, als es das Bild seines Bedürftes durch das Hingehen eines Bettelnden ist. Zur Wohlthätigkeit muß dasselbe hauptsächlich durch seine Mutter geübet werden, damit in ihm der Gedanke an die Freude des Andern gegen seine Selbstsucht aufkomme, das „Zuvor" so gleichstelle. — Die Einrichtungen der Gesellschaft sind jetzt so künstlich getheilet, daß nur der Fleißige, Kräftige, Kluge sich nähren kann, der Lässige, der Schwächliche, der Einfältige aber darben muß. Es ist ein Wettlauf zum Wohlstande, zum Reichwerden, bei welchem die Mehrzahl zurückbleibt. Man dringe einander mit Gewalt und List auf die Seite. — Es soll aber kein Mensch verschmachten. Die Familie, die Gemeinde, der Staat müssen ins Mittel treten. Tausende sind freilich nicht ohne eigene Veranlassung arm. Aber da heißt es, wo nicht von den himmlischen, doch von den irdischen Gewalten:

Wir taxir den Armen schuldig werden,
Denn Gerechtigkeit für ihn der Welt,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

In der Stadt ist die Wohlthätigkeit eine andere, als auf dem Lande. Der Städter muß der polizeilichen Ordnung wegen die einzelnen Bittenden abweisen. Diese Tausende von Thüren sind ein zu großer Reiz für unverschämte Bettelhaftigkeit. Daß er dennoch den sich Einschleichenden gibt, beweist die Uebermacht des augenblicklichen Gefühls über den kalten Vorsatz. Der Städter ist sächlich wohlthätig durch Briefwexel; er hat kein persönliches Verhältniß zu den Empfängern. Manche wollen aber den Dank Ang in Ang einärndten. — Hier ist das Verhältniß gemüthlich aufrechend abgeödet. Ein junger Wandersmann, ein Handwerker, erschient bei der Familie; er hat seine Noth geklagt; seine Wäsche ist nicht mehr im besten Zustande. Vergleichen ist schwer nachzuschaffen; sollen ja auch Rock und Hosen neu in die Sterne gesetzt werden. — Die Hausmutter läßt dem jungen Menschen durch ihre Kleine ein in dem Waschkorb ausgebrauchtes noch ganz Hemd einhändigen, zugleich auch ein Stück Brod auf den Weg; denn er scheint schon zu einem Glas Bier oder Most Eines verzehrt zu haben. — Das Getränke mag zum Besperbrode schon dagestanden seyn, wie wir aus der Mehrzahl der Gläser schließen, welche die Tochter wegträgt. Die Mutter wollte den Fremdling mit davon genießen lassen. — Wer schenkt, muß nicht eben nur das Geringste schenken, sonst fühlt sich selbst der Bettler erniedrigt. Mir fällt ein Vorgang aus meiner Jugend ein, wo ein Bettelzunge meinen Schulfreund um Kirschen bat, weil er ihn solche aus dem Hut essen sah. Ich fand das sehr naschhaft. Mein Freund reichte ihm aber eine Handvoll und betrunte mich, der ich dazu lachte, daß es einen solchen armen Teufel wohl auch nach Kirschen gelüsten dürfe. Dieser Zug charakterisirte ihn. Sein Zartgefühl dachte sich in die Seele des Bettlers hinein. Auch Er konnte sich schwer einen Genuß verlagen; diese Eigenschaft begleitete ihn durchs Leben, ja sie gestaltete es und — endigte es zu frühe. — Die Wohlthätigkeit hat ihre Grenzen; auch unsere Tugenden können uns irre führen, und wer gegen Andere zu weich ist, der ist es gewöhnlich auch gegen sich. Manche treiben es bei einer gewissen Sucht zu geben im Gegentheil in der Härte gegen sich zu weit. Wer ein langes Leben hindurch heilen will, darf sich selbst nie verkümmern lassen. — Vielleicht hat die gute Hausfrau auch einen jüngern Bruder auf der Wanderschaft, dessen sie jetzt gedenkt, oder sieht sie in Gedanken schon den Wiegenpfleretritter in der Fremde und in gleichem Falle mit dem Almosen Heischenden. — Auch der fleißige Handwerker ist zuweilen getrungen, an den Thüren anzuklopfen, gegen die Kutschenschläge den Hut anzustreichen. Er wird in der Werkstätte entbehrlich; sein Meister, die Stadt, das Land behagen ihm nicht; er will oder muß wandern. Die Erzählungen seiner Mitgesellen waren so lockend; in seiner Phantasie liegen die Städte nahe an einander, aber die Reisemeilen und Straßenzeilen dehnen sich lang hin und das Beutelchen wird leicht, am Ende leer. Er macht seinen Reiseetat mit der Rubrik: „Hoffnung"; er rechnet auf die Mildthätigkeit. Hat doch auch der geordnete Hausvater nicht zu jeder Unternehmung das Geld ganz in der Kasse liegen. — Darum gibt man dem Handwerksburschen gern, wenn er nicht einem zerlumpten Fechtbruder und Vagelagerer ähnlich sieht, der sich geflissentlich immer da verirrt, wo er gutgekleidete Leute wandeln sieht. — Die Jungen treffen auch, aber nur in Gedanken. Sie kommen nicht von der Stelle. Auch wir Reisern wegen uns viel und oft mit mancher imaginären Reise, bis endlich eine wirkliche einschlägt. — Das Kleinste schläft im Bettchen und träumt vielleicht auch schon von fremden, phantastischen Dingen. Wie die Zweigstein am Blumenstock wächst die Phantasiewelt im Kind auf; wie der Cissy in der Flasche gähret es in der Seele soll von Reisewünschen. Sie will die Welt sehen, die Welt in sich aufnehmen, Länder und Meere, Städte und Menschen, sie will die Welt nach ihrer Weise bezwaltigen. — Der berufene Handwerksbursche nennt mit Hochmuth fremde Namen; er kennt nur die Wahrzeichen der Städte, weiß recht Albernheiten. Der Klügere beobachtet fremde Gebäuten, Sitten und Einrichtungen, und wem es um wahre Lebenswerthvoll zu thun ist, der möchte die wichtigsten Erscheinungen der Erde und Völker wenigstens in sprechenden Analogien leibhaftig schauen. — Nur der Philister glaubt durch Bücher und Zeitungen von seiner Stube aus mit dem Allem fertig zu werden oder schon längst fertig zu seyn. — Wohl dir, Wandersmann! wenn es dich, nachdem du dich genuglam in der Welt umgetrieben, wieder an deinen heimischen Herd, in die Arme deiner guten Mutter zieht; wenn du mit deinem kleinen Erfahrungsschatze deinen eigenen Haushalt gründest und an der Seite einer braven Hausfrau später mit Lust deiner Wanderjahre gedenkst.

VIII.

Die Hauswäsche.

Wie sich das Waschen und Bügeln vermehrt, das Nähen und Flicken
Hundertfältig, seitdem in weißer, reinlicher Hülle
Sich das Völkchen gefällt, — —

Goethe.

Das Waschen bildet eigene Epochen im weiblichen Familienleben. Der Sinn der Frauen wird durch dieses auf nassem und trockenem Wege zu vollziehende Geschäft gewöhnlich so in Anspruch genommen, daß die Klugheit dem Männervolk anräth, sich möglichst entfernt und passiv dabei zu verhalten, alle Ansprüche an sie mit größter Schonung vorzubringen und kein Wort darein zu reden. — Man kann sich eine auch sonst brauchbare Lebensregel daraus ziehen: wende dich an niemand, der gerade von andern Gedanken und Geschäften erfüllt ist, mit deinem Wunsch und Anliegen, suche nicht sein Interesse für etwas Wahres, Gutes, Schönes in solchen Momenten zu erregen! — Bemerkungswerth ist, daß fast jede Hausfrau, die überhaupt nach dem Waschgeräthe fragt, eine eigene Methode dabei hat. Eine davon sollte, chemisch und ökonomisch betrachtet, die beste seyn. Die Neigung zur Holz- oder Seife- oder Zeitersparniß, die Beschaffenheit der Leinwand, der Grad ihrer Verunreinigung und des Verlangens nach Weiße läßt aber mancherlei Variationen zu. — Zwei Philosophen haben in neuern Tagen über Haushaltungssachen geschrieben, Freiherr von Rumohr einen „Geist der Kochkunst,“ in welchem der Kunstphilosoph einen ebenso geläuterten physischen Geschmack offenbart, als in seinen übrigen Schriften einen ästhetischen, und J. J. Wagner in Würzburg ein „System der Privatökonomie,“ worin er das, was die Frauen empirisch thun und treiben, wissenschaftlich auffaßt und begründet, und wo namentlich auch das Waschgeschäft seine ausführliche Beschreibung und Erklärung findet. — Mehrmals hat sich der Verfasser dieser Blätter durch die Lesung der Schrift seines ehemaligen ältern Schulgenossen, später seines Lehrers auf jener Hochschule und dabei seines verehrten Freundes und Berathers in die rechte Stimmung zu versetzen gesucht. — Die wenigsten Hausfrauen werden angeben können, was beim Waschen chemisch geschieht, so wenig, als die Männer, was beim Feuerschlagen und Brennen. Das Wasser greift den fetten Schmutz nicht an. In der Seife sind Fett und Laugensalz verbunden. Ihr Fett vereinigt sich mit dem Schmutz der Wäsche, das Laugensalz durchdringt nun beide und vermag sich auch mit dem Wasser zu verbinden, welches nun alle drei Stoffe zumal aus der Wäsche nimmt. Es geschieht durch Wahlverwandtschaft, eine Erscheinung, die in der Natur die größte Rolle spielt. Goethe hat auf die doppelte Wahlanziehung im menschlichen Kreise seinen Roman gegründet. — Ein etwas reichlicher Vorrath von Leinenzeug ist den Hausfrauen aus zwei Gründen erwünscht, einmal, weil sie damit in allen Theilen, also mit Hemden, Bettzeug, Tisch- und Handtüchern und Vorhängen öfter wechseln können, und dann, weil sie nicht so oft zu Vornahme einer Wäsche gedrungen sind. — Manche treiben den Aufschub aus einer Art von Hochmuth, um auf die Größe ihres Vorraths zu deuten, gar zu weit, und bedenken nicht, daß der zu lange in dem Weißzeug sitzende ätzende Schmutz demselben ebensowohl schadet, als das Abnützen durch zu häufiges Waschen. — Das Oellämpchen in der Küche deutet auf nächtliche Arbeit. Die Wäscherinnen erhalten sich durch Kaffee wach. Ueberhaupt werden sie wohl gespeist und getränkt und führen einige Licenzen in der Oekonomie herbei. — Der Knabe, auf dem Korbe sich gütlich thuend, mag der Repräsentant unserer politischen Wäschen seyn, wobei gewöhnlich die Weltverbesserer sich auch einiges Gute anthun.

IX.

Das Wäschetrocknen.

> Wahrlich! wären mir auch der Mädchen ein Dutzend im Hause,
> Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
> Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
> Unter die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.
>
> Goethe.

Neben einem wohleingerichteten Waschhause, das auf dem Lande für sämmtliche Dorfbewohner zweckmäßig im Gebäude des Gemeindebackofens angebracht werden kann, (s. Abschn. 11. das Brodbacken) ist der Hausfrau die Nähe eines sonnigen, luftigen Trockenplatzes sehr erwünscht. In enggebauten Städten ist man damit übel daran und muß das Geschäft auf Korn- und Kirchenböden abmachen. — Die waschende Hausfrau möchte eigentlich das Wetter kommandiren. Regentage sind ihr vorher zur Sammlung weichen Waschwassers willkommen. Kommt sie aber an das Aufhängen, so zürnt sie dem Jupiter pluvius und es geht nicht ohne einige stille Blasphemien ab. Hier ist es dann wieder gerathen für den Gatten, sich aller Beschwichtigungen zu enthalten und seine Liebkosungen zu sparen. Kann er nicht schön Wetter machen, so lasse er der Sache ruhig ihren Gang. — Es ist noch alle Wäsche getrocknet. — Hier will ich aber den Frauen eine Wetterregel verrathen, die mich noch nie getäuscht hat, obwohl sie auch von einer Frau kommt, und von keinem Meteorologen. Sie heißt: „Wenn man trockene Hände hat, so gibts Regen.“ — Am deutlichsten zeigt sich eine trockene Hand bei dem Umwenden der Blätter, wenn man die Finger stets befeuchten muß. Hier kann man beim hellsten Himmel auf baldigen Regen warten. — Die Regel gilt aber nicht für Wetterregen, sondern für Regenwetter. — Die Erscheinung kann man sich daraus erklären, daß, wenn die Luft feucht wird, unsere Ausdünstung nicht mehr stark an die Oberfläche tritt, also unsere Haut, unsere Hand trocken wird und nicht mehr am Papier kleben will. Nach dem Trocknen der Leinwand kommt sie zum Glätten auf die Mange; die feinere wird gebügelt, die Hemden, die Chemisetten, Krägen rc. werden gefältelt. — Unter die physiognomischen Forschungen der Hausfrauen gehört vorzüglich die nach der Feinheit, Reinlichkeit und Weiße der Wäsche des lieben Nächsten. Hierin sind sie Zeichendeuterinnen vom Fache. Ein rauhes, ein unreines, ein gelbliches Hemde oder Halstuch setzt aber auch den bestgekleideten Mann herab, ebenso, wie ein grober oder sehr abgetragener Hut. — Bei dem öftern Wechseln des Leibweißzeuges und Bettzeuges denkt die Hausfrau zunächst an die Außenseite, an das reinliche Aussehen. Dieses Wechseln ist aber noch viel mehr diätetisch wichtig. Aerzte werden es bestätigen, daß ein öfteres Anlegen von frischer Wäsche die Haut durch einen gelinden Reiz in kräftiger Thätigkeit erhält, deren Mangel eine Quelle vieler, ja der meisten Krankheiten ist. Die Insekten athmen durch unzählige Luftlöcher und sterben, wenn man sie mit Oel bestreicht. Die Poren unserer Haut sind aber auch eine Art von Luftröhren, bei welchen ein Ausströmen von schädlichen, ein Einströmen von belebenden Stoffen stattfindet. — Die blühende Pflanze auf unserm Blatte soll wohl bloß den freien, sonnigen Platz andeuten, auf welchem die Wäsche am weißesten trocknet. — Was will die kleine Gruppe am Boden? Die Kinder sind mit der Dressur eines jungen Hundes beschäftigt; oder halten sie ihm eine Warnungsrede? Der tragische Fall ist vorgekommen, daß so eine Bestie eine vom Winde herabgewehete Chimesette, das mühsame Werk kunstreicher Hände, den Gegenstand der Beneidung eines weiblichen Ballpersonals, unter dem ein triumphirendes Herz geschlagen, mit schmutzigen Pfoten betappt, herumgezerrt und endlich in Stücke zerrissen hat. — Der geschmackvolle Künstler hat bloß den möglichen Verbrecher, nicht die Unthat selber darstellen wollen.

XI.

Das Brodbacken.

Gib uns heut unsre täglich Brod,
Und was man darf zur Leibesnoth;
Schlt uns, Herr! für Unfried und Streit,
Für Geruchen und für theurer Zeit;
Daß wir in guten Frieden stehn,
Der Sorg und Geizes müßig gehn. Luther.

Die meisten Nationen des Erdbodens bereiten Brod, sey es nun aus Getreide, aus dem Mark des Brodbaumes oder aus sonst einem Gewächs. Es drängt den Menschen zu einer Speise, die sich durch ihre Nahrhaftigkeit und zugleich durch Indifferenz, wie wir die einfache Mitte ihres Geschmackes nennen möchten, zu einer täglichen, stündlichen, ihm nie entleidenden Nahrung eignet. — Brod ist die Grundlage seiner Mahlzeiten, das Begleitende oder der Bestandtheil vieler Speisen. Während wir aber Brod zu Fleisch und Gemüse, zu Milch, Butter, Käse und Obst essen, denken wir nicht daran, daß es eigentlich ein Gegensatz dieser Speisen ist, der ihren Geschmack erhöht und den Appetit dafür rege erhält. Dies gilt auch seinem Genusse zu Getränken. — Kinder ziehen trocknes Brod vielen gekochten Speisen vor, und müssen deßhalb von den Müttern Tadel hören. Es wird beschuldigt, Würmer zu ziehen, zu nähren, während jedoch feiner gepflegte Kinder ebenfalls solche schmarotzende Bewohner und — um zu wortwigeln — Aftermiethsleute beherbergen. — Die häusliche Selbstbereitung des Brodes hat viel für sich. Der Bäcker denkt an seinen Vortheil; die Hausfrau aber denkt an die Gesundheit ihrer Familie und kann stets gesundes, schmackhaftes Brod backen, das, nachdem der Teig durch Hefen oder Sauerteig die erste Gährung durchgemacht hat, nun locker und leichter verdaulich wird. — An dem Fensterchen zur Seite sehen wir, daß das Backen in keinem gewöhnlichen bäuerischen, sondern wahrscheinlich in einem Gemeindebackofen geschieht. Eine solche Einrichtung gehört der neuern Zeit an und ist schon viel besprochen worden. Ihre Zweckmäßigkeit wird immer mehr anerkannt. Die Gemeinde erspart ungemein viel Holz, weil der Ofen Tag und Nacht nicht kalt wird. Auch braucht die Hausfrau keinen zu großen Vorrath auf Einmal zu backen, wodurch nur geschieht, daß das Brod anfangs zu neugebacken und blähend, gegen das Ende aber schimmlicht genossen werden muß. Bei einigen Gemeinden, wo ein tüchtiger Schulze die Indolenz der Bauern zu überwinden wußte, ist wohl auch unter demselben Dach ein Gemeinde-Waschhaus eingerichtet worden, wodurch den Familien die Anschaffung vieler Kessel und Kübelgeschirre erspart ist. — Mit dem Brodbacken ist gewöhnlich ein kleiner Nebengenuß für die Familie verbunden. Die Mutter bereitet nämlich aus Brod- oder feinerm Teige noch einige Kuchen, belegt sie mit Eiern und Kümmel, mit Zwiebeln, Speck, Aepfeln oder Pflaumen, und diese Gebäcke, Flammkuchen genannt, werden dann mit Sachkenntniß und Lust verzehrt. — Da wir am Mehl sind, so müssen wir wohl der Kunstmühlen gedenken, deren trocken gemahlenes Produkt sich beim Kochen und Backen als trefflich bewährt, keinem Verderben unterliegt und, ohne gewendet zu werden, den längsten Transport aushält. In Gemeinden und Familien, wo man die Frucht selbst baut, werden häufiger Mehlspeisen genossen, als da, wo man dem Gartenland und Baufeld Gemüse, Hülsenfrüchte und Salat abgewinnt, dagegen das Mehl kaufen muß. — Es ist aber dem Menschen ein Wechsel aller Hauptgattungen von Speisen, also von Mehlspeisen, bei welchen wir wieder die gesottenen, Klöße ꝛc. die schmalzgebackenen, die Breie und die Aufläufe unterscheiden, von Milch-, Obst-, Fleischspeisen und Gemüsen das Zuträglichste, und wo man sich nicht einseitig nährt, sieht der Menschenschlag meistens auch am besten aus.

XII.

D e r   V i e h s t a n d.

Und der Rinder breitgestirnte,
Glatte Schaaren kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.

Schiller.

Das Fundament einer soliden Landwirthschaft ist — der Mist. Der Boden der alten Welt trägt reichlich nur durch die Kraft des Düngers, der der neuen Welt ist seit Jahrtausenden durch sich selbst gedüngt und unausgesogen, eine tiefe Lage fruchtbarer Dammerde. Das liebe Vieh ist der Angel, um den sich alles dreht. Die Arbeit bleibt dieselbe, ob der Boden mager oder fett sey. Letzterer nährt aber auch hinwieder das Vieh, da keine Brache Stillstand gebietet. — Der Weidebetrieb ist freilich patriarchalisch, und angenehm das Läuten der auf der Ebene oder an den Berghängen zerstreuten Heerde; aber das Vieh sieht hager drein und ein stallgefüttertes stellt sich doch ganz anders dar. Im Gebirgsland, auf fetten Alpen ist das anders. Hier schmeckt auch die bloße Milch der Alpenkühe, wie bei uns nicht einmal der Rahm. — Reinlichkeit ist beim Milchgeschäft die Hauptsache. In der Schweiz, wo zahlreiche lebendige Brünnlein unter den Sennhütten durchrieseln, stellt der Senne seine Gefäße in das krystallhelle Wasser und erhält sie in der größten Reinlichkeit, während er von Kuhmist strotzt. — Bei uns herrscht eine ewige Klage der Hausfrauen über die Milchverkäuferinnen vom Lande, die die ohnehin schon schwächliche, blaulichte Milch durch Wasser strecken, halbsaure Abendmilch zur Morgenmilch gießen und den Rahm durch Mehl verdicken. — In unserem Stalle hier steht eine stämmige Race von Kühen. Sie brüllen wohl selten nach Futter, denn Eine Erndte, die des Heues, Grummets oder Klees schlägt doch wohl jedes Jahr ein, und noch so manches andere Futter, Stroh von Hülsenfrüchten, Grepfutter, Rüben, Kartoffeln rc. wirft ein wohlgeordneter Feldbau ab. — Ein stämmiges Paar Kälber ist angebunden zum Nachziehen, wenn nicht etwa der Schlächter eines davon zum Bedauern der Kinder unter sein tödtliches Messer erhält. — Hier wollen wir der schmählichen Einrichtung des „Stellviehes“ gedenken, wo der ärmere Bauer unter die Hände des Hebräers fällt, der ihm zur Kuh verhilft und sich dafür das Kalb ausbedingt; ebenso bei Schafen einen Theil der Lämmer oder der Wolle; wucherliche Verträge, ein verkümmertes Eigenthum, bei welchem der Gedanke an den lauernden Juden keine Freude am Besitzthum aufkommen läßt. — Keine rechtliche Gemeinde sollte diesen Krebsschaden unter sich dulden, sondern selbst ins Mittel treten. Ist der Aermere ein Lump, so wird er durch jenes ein Bettler und fällt ihr zur Last; ist er rechtlich, so helfe sie ihm aus einer Gemeinde-Leihkasse. — Der sittliche Ernst einer Gemeinde wird am Ende auch der jedes einzelnen Genossen, denn nicht leicht kann Einer die Verachtung seiner Mitbürger ertragen. — Viel mehr als die politischen Vereine, die den Bürger und Landmann von seinem nächsten Thun ab- und in eine ganz unfruchtbare Thätigkeit hineinziehen, und als die sogenannten religiösen, die so leicht vom eigentlichen, inneren Christenthum ablenken und zum Sekten-Formalismus führen, dürfen wir uns die auf nutzbringende Interessen gerichteten Vereine gefallen lassen, die den Rath- und Thatlosen oder Lässigen durch ihre Intelligenz aus seiner Beschränktheit zum Allgemeinen erheben und, wenn es Noth thut, hülfreich unterstützen.

XIII.

Butter, Schmalz, Schinken.

Ihr Freunde! tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe;
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.

Uhland.

Wir schauen hier in drei Räume des Hauses zugleich. Die Milch hat ihren Rahm (anderwärts Sahne genannt) in den Schüsseln oder Töpfen an die Oberfläche geschoben. Er wird durch die Hausfrau abgenommen und in das Rührfaß geschüttet. In größern Oekonomien faßt man ein liegendes Faß, dessen innen umlaufendes Schaufelrad durch eine Kurbel getrieben wird. Das Ausrühren ist ein Gährungsprozeß auf kühlem, mechanischem Wege, der oft schnell vor sich geht, zuweilen aber die rührende Dirne lange hinhält. Der Verlauf hängt von der Beschaffenheit der Milch und von der Temperatur der Luft ab, auch wohl von der Feuchte und Elektricität derselben. — In der anstoßenden Küche sehen wir die Magd damit beschäftigt, die am Feuer zerlassene Butter in einen Topf zu gießen, wobei sich das Unreine in braunen Flocken niederschlägt. Das Zerlassene heißt Schmalz und hält sich in diesem Zustande Jahr und Tag, während frische, ungesalzene Butter in wenigen Tagen anfängt ranzig zu werden. — Zur Maienbutter kann man Schnittlauch, oder geriebenen grünen Käs, — Schabzieger — oder etwas Kümmel empfehlen. In der Schweiz stellt man zum Kaffee weißes Brod, Butter und Honig auf, was sich gut vergesellschaftet. — Auch auf des Topfes geschmackvoller Form ruht unser Auge. Die alten Griechen, deren Sinn auf äußere Gestalt gerichtet und durch stäte Vergleichung verfeinert war, wußten die zweckmäßigsten und zugleich schönsten Formen für alle Dinge aufzufinden. Diese lieferten ihnen im ökonomischen Kreise sogar ihre bloßen Handwerker. Sie sahen nichts Geschmackloses, und die unsrigen werden wohlthun, Muster von ihnen zu nehmen, was durch allgemeine Verbreitung und Zugänglichkeit jener antiken Formen leicht geschehen kann. Die Engländer sind unter andern durch ihr Wedgwood uns darin mit gutem Beispiel vorangegangen. Lassen wir uns dagegen ja nicht durch die Franzosen verführen, das abgeschmackte Chinesische oder ihr Altfränkisches bei uns wieder aufkommen zu lassen, wie es sich schon häufig in Bildern und Porzellain sehen läßt. — Die Mode ist von Flandern, geht stets vom Einen zum Andern. Was aber Einmal schön ist, das bleibt ewig schön und braucht keinen Wechsel. Unserm Künstler gehört das Verdienst, auch in dem sonstigen Hausgeräthe und in den Anzügen nachahmungswürdige Muster gegeben zu haben. — Im Speisekämmerchen hängt das Mädchen Schinken und Würste auf. Das Schwein ist vom Schöpfer gar weise in die Welt hereingesetzt worden. Es ist ein garstiges, borstiges, unholdes Vieh; aber während es sich im Kothe wälzt, ihn durchwühlt und allen Abfall der Küche, selbst den Unrath gierig verschlingt, dann aber auch die ausgerührte Milch zur Mastung erhält, wird es von Tag zu Tag fetter und steht endlich als ein länglicht runder Specksack von ein Paar Zentnern, gleichsam als eine Riesenwurst da, welche der Familie zugleich ein häusliches Fest, die Metzelsuppe, bereitet, dann sowohl frisch genossen, als abgespeckt, zu Würsten gehackt, geräuchert ꝛc. den ganzen Winter hindurch die nährendsten, wohlschmeckendsten Gerichte auf den Tisch liefert. — Die Zergliederer fanden eine merkwürdige Aehnlichkeit des Schweins mit dem Menschen. Wir wollen diese nicht durch unser Benehmen noch weiter treiben. — Auch das Kätzchen, das die Milchtropfen am Boden aufleckt, will erwähnt seyn.

Lustig zur Freude der Kinder mit drolligen Jungen sich balgend,
Lauert sie schlau des Nachts auf Speck benagende Mäuse.

XIV.

S a u e r k o h l.

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn dann ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild,
Wie Venus in den Rosen.

Uhland.

Im Herbst denkt die Hausfrau an den Winter. Das haltbare Obst ist auf die Hürden gebracht, das andere gedörrt worden. Most und Wein sind auf dem Lager; die Kartoffeln liegen im Keller am Boden aufgehäuft und man fragt sich wohl, namentlich in Mißjahren, was doch die Leute gegessen haben mögen, ehe es diese alle Welt nährenden Knollen gab. — Das Rindsschmalz ist im Topfe; das Mastschwein wird an St. Thomas seinen letzten Tag finden; aber Eines fehlt noch, das Sauerkraut. Hier wird der Weißkohl zu diesem Behufe gehobelt. — Man soll die Kinder darauf aufmerksam machen, daß wir von verschiedenen Pflanzen verschiedene Theile zu unserer Nahrung benützen. Sind es die Knollen, wie bei den Kartoffeln &c., so hat Natur für eine große Vermehrung im Boden gesorgt; — sind es die Wurzeln, — sie strecken und vergrößern sich dem Menschen zu lieb, wie die Rüben &c. Sind es die Stängel, so müssen sie zu Kugeln aufschwellen, wie die Kohlrüben, oder die Schalen sich bauchen, wie bei den Zwiebeln. Finden wir die Blätter schmackhaft, so nehmen wir sie jung, fein, würzig, wie Salat und Spinat; oder sie gehen breit, markigt auseinander, wie Kohl, Mangold &c; auch die wuchernden Ranken finden wir zuweilen wohlschmeckend und gesund, wie vom wilden Hopfen, dann wieder die Kronen, wie von den Artischoken. Von den Früchten, Körnern, Kernfrüchten, Obst brauchen wir kaum zu reden. Sogar Blüthentheile, Blumenkapseln kommen in unsere Küche meist als Gewürze. Aber weniger aufmerksam ist man darauf, daß manche unserer Speisen ein unentwickeltes Gewächs ist, z. B. die Spargel, die markigt aus dem Boden dringend als ein Leckerbissen weggestochen wird, ausgewachsen aber ein vielverzweigtes holziges Bäumlein mit rothen Früchten darstellt, das man auf den Mist wirft. Ebenso sind die Köpfe des Blumenkohls, gehäuft in Doldenform zumal hervordringend, eigentlich künftige Kohlblumen, die aber eben nur als Embryone genießbar sind. — Und so ist unser Weißkohl oder Süßkraut ein verschlossenes, der Luft, dem Licht entzogenes Gedränge von Blättern, die hiedurch weiß, mürbe, süßliche bleiben und dann, nachdem der Stengel-Fortsatz ausgebohrt worden, vom Krautschneider gehobelt, zarte Blätterfäden darstellen. — Diese werden im Keller in die Krautstande (Kufe) gebracht, lagenweise eingestampft, mit Salz, Kümmel und Wachholderbeeren bestreut, wozu Einige noch Zwiebeln thun, und dann der Gährung überlassen. In der dritten oder vierten Woche ist diese geschehen und das Sauerkraut fertig, jedoch noch nicht auf dem höchsten Punkte seiner Säuerung. Manche gelüstet darnach, es roh zu genießen, was auf dem Lande zuweilen zum Haferbrei geschieht. Es gehört ein guter Magen dazu. — Durch das Kochen, wobei Schweine- oder Gänsefett nicht gespart werden muß, erhält es einen angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack und ist ein sehr gesundes, mäßig genossen, wohlverdauliches Essen. — So einfach das Einmachen des Sauerkohls ist, so treffen's doch nicht alle Frauen. Auch muß man sich bei dem jedesmaligen Aufmachen der Krautkufe der Reinlichkeit befleißen. — Bohnen, auf ähnliche Weise eingemacht, schmecken mehr salzig, als sauer, und sind auch schwerer verdaulich.

XV.

Feierabend.

Er theilte Jedem eine Gabe,
Dem Frischen, jenem Blumen aus.
Ruß
Schiller.

Es ist Feierabend. Der Vater kehrt vom Felde heim. Was bringt er Neues? — Er hat sich mit seinem Gespann pflügend oder sonst in einem anstrengenden Geschäft abgemüht; — dennoch dachte er an die Kinder. Einen Strauß von Feldblumen erhält das Mädchen, einen aufgelesenen Apfel der am Gängelbande dem Eintretenden entgegenstrebende Säugling. Die große Geißel ist dem Mittlern lieber, als seine Kinderzeitsche. — Lauter frohe Gesichter! Die Darstellung erklärt sich auf den ersten Blick selbst. Doch wir haben noch eine allgemeine Bemerkung auf dem Herzen, welche die Hausfrau angeht. — Nicht jeder Hausvater kehrt von seinem Berufe mit guter Laune, mit lustigen Neuigkeiten oder heitern Gaben zurück. Er hat auf seinem Felde, sey es nun Rathssaal, Bureau, Comptoir, Exerzierplatz oder Werkstätte, vielleicht statt mit lenksamen Pferden, mit störrigen Ochsen oder gar mit bornirten Eseln gepflügt; ein verworrenes Geschäft hat ihn mißgestimmt, eine Sorge seinen Sinn umwölkt. — Um so mehr soll die Gattin ihm mit Freundlichkeit entgegenkommen. Der Moment seines Eintritts in die Wohnstube ist immer ein kritischer. Er hat Mucken und Muckenaugen, und ist empfindlich wie eine Seidenraupe. Eine kluge Hausfrau wird ihn deßhalb ein aufgeräumtes Zimmer und Gesicht sehen lassen. — Manche Weiber haben die böse Gewohnheit, den Mann bei seiner Heimkunft mit Klagen über die Unbotmäßigkeit des Gesindes, über den Muthwillen der Kinder ꝛc. zu überschütten, als wären nicht sie es, die jenes durch festen Charakter im Zaume zu halten, diese, die am meisten unter ihren Augen sind, zum Gehorsam zu erziehen haben. — So sagt man sich nun an ein durch Unmuth gestörtes, ungedeihliches Mahl. — Wie verzeihen der Hausfrau noch eher eine kleine Verstellung, als eine unverhaltene Offenherzigkeit. Was ist letztere anders, als ein Waltenlassen der Anwandlung, jene aber ein kluges Zurückdrängen des vorschnellen weiblichen Gefühls? — Eine vorsichtige, liebevolle Hausfrau weiß den Augenblick abzuwarten, wo der Gatte ein Widriges mit mehr Gleichmuth aufnimmt und wird z. B. das fatale Schreiben eines Gläubigers, der ein Kapital aufkündet, nicht dem Eintretenden alsbald unter die Augen halten, sondern eher aus denselben rücken und es ihm dann mit einer beschwichtigenden Einleitung vorlegen, wenn er mit unumwölktem Sinn in seine ökonomische Lage hineinschauen kann.

XVI.

Das Anrichten.

Laßt den Mädchen die Küche zum Reiche; da gibt es unablässig
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.

Goethe.

Der Künstler läßt uns hier wieder in zwei verschiedene Räume des Hauses schauen. Dies ist ihm erlaubt, da sein Cyklus einen Basrelief-Fries darstellt, dessen einzelne Scenen man sich wohl aneinander gereiht denken darf. — Die alten Maler stellten oft auf demselben Bilde verschiedene Scenen dar, in welchen die gleichen Personen mehrmals auftraten, z. B. die Hauptacte der Passion in perspektivischer Entfernung von einander. Das war fromm gemeint, aber unkünstlerisch dargestellt. — Unsere neuern komischen Dramatiker setzen zuweilen Zimmer neben oder übereinander und lassen uns in das darin Vorgehende, in lustige Wechselfälle des Geschicks hineinschauen. Das ist auch nicht recht in der Theaterordnung, doch mag es als Spaß hingehen. — Auf unserm Bilde wird das Abendessen angerichtet; die Suppe kommt schon auf den Tisch; die Klöße werden geschmälzt, die Becher mit Trank gefüllt. Ein Mädchen schickt sich zum leisen Tischgebet an; ein Jüngling sieht sich nach der Thüre um, durch welche ein stämmiger junger Mann mit seinem Hunde eintritt. Ist's vielleicht ein Fleischerknecht, der nach einem Kalbe zu fragen kommt? Der Jüngling winkt ihm, dem im Hause wohl schon Bekannten, zu Gaste da zu bleiben. Das Mädchen wendet sich auch nach ihm hin und möchte leicht durch sein Erscheinen in ihrer Andacht gestört werden. — Wir würden uns, wenn es sich träfe, auch gern mit diesen kerngesunden Leuten zu Tische setzen und ihre einfache Kost mitgenießen. Es ist erfreulich, Arbeitsmüde tüchtig einhauen zu sehen. Wie in Allem, so sind sie auch in ihren sinnlichen Genüssen ohne Zwang und Zier. — Sinnlicher Genuß! — Das riecht nach dem Katheder. Ihr Psychologen! hat denn nicht auch der geistigste Genuß seine sinnliche Beigabe? Klingt er nicht im irdischen Element ab? Und deutet denn nicht auch hier bei dem sinnlichen Essen ein Zeichen auf das Höhere? Das Bild des Gekreuzigten hängt über jedem ländlichen Speisetisch in der Ecke und der Blick der Betenden richtet sich zu ihm. So ist, oder soll seyn, in jedem irdischen Genuß eine Erhebung der Seele zum Vater der Natur und Menschen, der mit dem Höchsten das Gemeinste innig verbunden hat, so, daß keines sich ungestraft vom andern ganz getrennt halten läßt. Wehe dem! der sich gleichsam körperlos in der geistigen Region des Denkens und Fühlens ergehen will. Wehe auch dem! der ohne Aufblick den Becher sinnlicher Lust leert. Unser Geschlecht sündigt hierin mehr, als das weibliche. Wir raffiniren zuweilen auf eine Copulation und Steigerung sinnlicher Genüsse, was Frauen und Jungfrauen verächtlich machen würde. — In der Kunst sind beide Sphären aufs innigste verbunden. Man denke nur an die Musik, wo unmittelbar an den sinnlichen Wohllaut im Ohre sich die reinste Erhebung zum Höchsten knüpft. — Wer also mit Maß, mit Geschmack, mit reinem, dankbarem Sinne genießt, der adelt auch den sinnlichen Genuß zu einem höhern, er läutert das Animalische zu einem Menschlichen, ja zu einem Religiösen.

XVII.

Das Nachtessen.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders ward beschieden,
Und sieh! wir waren drei;
Und vier und fünf und sechse
Sie saßen um den Topf,
Und bald sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf. Goethe.

Der Vater sieht vom Lehnstuhle mit Behagen seinen drei Kindern am Tische zu; das Kleinste wird von der Mutter geäzt. Man sieht die drolligen Wesen immer gern, wenn sie sich unbeachtet glauben und nach Kinderweise selbstständig gebahren. — Der Gatte denkt dann wohl auch an jene Zeit zurück, wo er die Gattin als Geliebte, dann als Braut in seine Arme schloß; wo er, wenn sie Sonntags in der Flur vor ihm her ging, in süßem Vorgefühl zu sich sprach: Sie wird dir Kinder gebären! Wie werden sie aussehen? wie nach dem Geschlecht vertheilt seyn? wie mögen sie gerathen? — Nun sind sie da, sind sein und ihr Ebenbild und doch jedes nur sich selbst gleich; gehorsam, hingebend und doch einen eigenen Sinn und Willen in sich entwickelnd. — Es ging Alles so natürlich zu und doch dünkt es ihm wunderbar, wie eben auch das Natürlichste ein Wunder ist. — So denkt der Vater dann vielleicht weiter: Wenn sie nun groß und stark werden, was werden sie treiben, erleben, was wird ihr Schicksal seyn? — Doch hiervon wendet er bald seine Gedanken wieder weg. Es ist angenehmer, auf die erfreuliche, gesegnete Gegenwart von der Vergangenheit herzusehen, als sein Geschick in das Dunkel der Zukunft und seine Wechselfälle hinaus phantastisch zu verfolgen. Reicht unsere Kraft und Wirksamkeit, unser Schauen und Denken, unser Erwerb und Geld nicht in die Ferne, warum soll es denn unsere Sorge seyn? Hat nicht jeder Tag seine eigene Freude und Plage? Ein anderer Gedanke kommt ihm, wie er wohl einem natürlich lebenden und ins Leben blickenden Landmanne kommen kann: Was ist doch der Mensch für eine wunderliche Maschine! Eine Uhr geht doch aufgezogen einen Tag, mehrere, ja eine Woche lang, und die Uhr unseres Leibes muß täglich mehrmals aufgezogen werden. Er meint das Essen und Trinken. — Des Nachts schlägt sie nun gar nicht, und zeigt wunderlich auf dem Zifferblatt herum. Er meint die Träume. — Daß der Mensch so seine acht Stunden wie ein Wollsack daliegt, das ist doch für das Bischen Tagesarbeit viel Ruhe. Und den Tag hindurch muß er drei-, vier-, fünfmal essen und trinken, um sich aufrecht und thätig zu erhalten. — Und wenn man vollends an den Athem denkt, dessen belebende Frische man keine einzige Minute lang entbehren kann. — Mancher Menschen Lebenslauf ist nichts als Schlafen, sich ankleiden, umkleiden, Essen, Trinken, und die Zeiten dabei so zu dehnen und an einander zu rücken, daß für keine rechte Arbeit dazwischen mehr Raum bleibt. — Zu bedauern sind diejenigen, die sich vor lauter Geschäften, — oft ziemlich fruchtlosen, — aus dem lieben Essen und Trinken gar nichts machen. Aber diejenigen, die diese Gottesgaben und den süßen Schlaf nicht wieder abzuverdienen trachten, sind doch verächtliche unsers Herrgotts Faullenzer. — Der Vater hat dies laut gedacht. Die Mutter macht dann nach ihrer Art den Kindern es begreiflich. Seht! — sagt sie — ihr habt Kleider und Betten, Speise und Trank, ihr spielt und könnt noch nicht einen Kreuzer verdienen. Wir müssen Alles anschaffen; aber dies ist nur geliehen. Ihr lebt auf Borg und müßt rechtschaffen lernen, um einst diese Schuld wieder zu bezahlen durch Arbeitsamkeit. Der Tag ist lang und es geht viel, was man zur Ehre Gottes, der Menschen und seiner selbst thun kann, in ihn hinein. — Die Kleinen merken am Klang der Worte, daß von etwas Wichtigem die Rede sey; als sie aber bald darauf zu Bette gebracht werden, so stört sie der Gedanke an diese große Verpflichtung keinen Augenblick im Schlafe.

Schlußwort.

Warum noch müssen wir, indem wir diese lebendigen und belebenden Darstellungen mit Worten begleiten, auch das freie Wort aussprechen, daß der Bildner selbst von den Lebenden geschieden sey? Er starb an einem unheilbaren Brustübel am 15. Juli 1836. Folgendes wurde von seinen Lebensumständen öffentlich bekannt gemacht. — Conrad Weitbrecht wurde am 24. Mai 1786 zu Ernsbach bei Oehringen geboren. Sein Vater war ein Hutmacher. Das künstlerische Talent des Knaben wurde früh erkannt. Der kunstsinnige Herzog von Urach in Stuttgart nahm den vielversprechenden Jüngling bei sich auf, verschaffte ihm die Benützung der in der Residenz vorhandenen Kunstbildungsmittel und entsendete ihn im Jahr 1814 auf zwei Jahre nach Italien, wo er vorzüglich auf Mailand und Florenz seine Studien beschränkte. — Nach seiner Rückkunft im Jahr 1817 ging Weitbrecht als Graveur zu dem rühmlich bekannten Silberschmiede Peter Bruckmann in Heilbronn. Im Jahr 1823 erhielt er den Ruf nach Wasseralfingen als Modellinspektor der königlichen Eisengießerei. Viel Geschmackvolles hat er hier für Oefen und andere Gußwerke modellirt. — Eine große Composition: „Die vier Jahreszeiten auf dem Lande," war so ansprechend, daß Se. Maj. der König dem Künstler den ehrenvollen Auftrag ertheilte, die Zeichnung für den großen Saal des k. Lustschlosses Rosenstein in halberhobener Arbeit als Fries ausführen, was ihn zwei Jahre beschäftigte. — Im Jahr 1828 ging W. mit höchster Genehmigung zum zweitenmal nach Italien, wohin ihn seine Gattin begleitete. In Rom und Neapel widmete er sich vorzüglich dem Studium der antiken Ornamentenkunst. — Im Jahr 1830 wurde der Zurückgekehrte zu der neu errichteten Kunstschule gezogen, von welcher er nach zwei Jahren zu der Gewerbschule als Lehrer der Ornamentenzeichnung mit dem Titel als Professor überging. — Hier wirkte W. unermüdet, soweit seine zarte, durch Anstrengungen und Studien geschwächte Constitution es erlaubte, fort, bis ihn ein wachsendes Leiden auf sein Sterbelager warf. — Seine schöne Eigenthümlichkeit als Künstler war, das Leben in seinen einfachen Zuständen und natürlichen Verhältnissen sinnig aufzufassen, mit dem richtigen Gefühl Alles, auch den Gruppirlichen, eine Wohlgestalt zu verleihen. Ein Zug der Anmuth geht durch seine Werke. — Seine Schüler hingen mit inniger Verehrung an ihm als einem gewissenhaften, mild ermunternden Lehrer. Noch innen sittlich und fromm, nach außen still und bescheiden, anerkennend, schonend schuf er auch Werke, welche ein solcher reiner Sinn und meister Geist durchdringt. — Außer den lithographirten Zeichnungen nach dem „Relief" des Rosensteins ist auch von unserm Meister eine „Ornamenten-Zeichnungsschule" erschienen.

deutsche Dichter

Bührlen. 356

Politische

Xenien

von

Friedrich von Büren. [Bührlen

Stuttgart.
Verlag der Cotta'schen Buchhandlung.
1840.

d. D.
oct K
356

Sorgſam hab' ich die Xenien, auch appetitlich bereitet;
Pfeffer und Salz nicht geſpart. Gäſte! ſo nehmt denn vorlieb!

Edler! Du läugneſt doch nicht, daß Du lange reaktionär warſt?
Daß Du der Preſſe mißtraut, freiem Vereinigungsrecht?

Gott verzeih' mir's! Ich ſah im Gefolge des Sinnes den Unſinn,
Nahm des einbrechenden Lichts grellere Schatten auch wahr.

Zweifler! Jetzt ſchwimmen Wir oben; nun anerkenne die Schöpfer
Hoher Errungenſchaft! Sind ſie des Lorbeers nicht werth?

Wohl! Ich begrüße das Stämmchen der Freiheit, den ſchwankenden Sezling.
Sey er den Kindern einſt ſchattender, fruchtbarer Baum.

Majorität und Minorität? Wer will uns beſtimmen,
Welche den richtigen Sinn hege, den klaren Verſtand?

Hell zu ſehen und heilſam zu rathen in kritiſcher Lage,
Klug und gemäßigt zu ſeyn, wird nicht den Meiſten zu Theil.

Wohl! doch iſt es gefunden, das Maß, von dem Kreis der Erwählten,
Nun, ſo ſtimmen ihm auch hundert Wohlmeinende bei.

Schrecken der Majorität, wo Parteiwuth Viele verblendet,
Störriger Eigenſinn nährt den gehäſſigen Wahn.

Wahrlich mich jammert das Volk, doch ſchwer iſt gründlich zu helfen,
Bringt Ihr zur Schale, zur Form nicht die Materie, den Kern.

Alte-Weiber-Völker! ihr vegetiret phlegmatiſch!
Sprühende Geiſter, ſie ſind's, die die Geſchichte gemacht.

Willſt du den Schalk erkennen? du kannſt's am politiſchen Stichwort,
Wenn er es ſtets wiederholt, wenn er's beliebig gebraucht.

Solch ein Schlagwort, es gleicht dem metamorphoſiſchen Filzhut,
Dem vor den Gäſten der Jud wechſelnde Formen verleiht.

Wenn mit dem Mode-Begriff ein Parteimann immer den Saal füllt,
Greif an den Schädel ihm nach dem Verſtandes-Organ.

Warum ſuchen ſie jetzt die „Reform“ verächtlich zu machen?
Weil die Reform ſie beſchränkt; nur die „Revolte“ befreit.

Wer regiert uns denn rechtlich und faktiſch? Doch nicht die Revolte?
Unter dem Schutz vom Geſetz? — Freunde! das klingt doch burleſk.

Seht doch den gleichen Erfolg von Beſchränkung und Emanzipirung!
Klüger der Kluge wird, thörichter immer der Thor.

Das „Von Gottes Gnaden“ das haben ſie klüglich beſeitigt,
Wie ein Gewaltiger kommt herrſchend aus göttlichem Zorn.

Fährt ein Sturm in das Volk, so wühlt er das ſtille Gewäſſer,
Aber den Schlamm auch auf, der ſich zur Tiefe geſetzt.

Wölbt ſich über dem Schiffer ſchon wieder ein ruhiger Himmel,
Immer noch brauſet es wild unter dem ſchaukelnden Schiff.

Warum nur ſind die Klugen ſo ſtill beim Schreien der Thoren?
Hörſt du des Weiſen Wort im allgemeinen Gebrüll?

Wie doch wird es noch kommen? — Wer mag es wiſſen? — Warum nicht?
Durch Verzweiflung bricht Bahn ſich die ruhige Zeit.

Lehrreich iſt neueſte Zeit, doch theuer. Wer zahlt wohl das Lehrgeld?
Herren von Habenichts! Habt Ihr denn Etwas gelernt?

Wem vergleichſt du den Schalk der Clubs, den ewigen Wühler?
Hat ihn nicht Kaulbach gemalt? Kennſt du nicht Reineke Fuchs?

Was Phantaſten und Schälke jetzt eingebröckelt, wer ſoll es Eſſen? Ihr Freunde, zu Tiſch! Nehmet die Löffel zur Hand!

„Wiſſen“ — ein herrliches Ding! doch ſchöner noch klingt „das Bewußtſeyn“,
„Zeitbewußtſeyn“ erſt, — welch' majeſtätiſches Wort!

Aber wie lacht mir das Herz, wenn ſo ein geſpreizter Philiſter
Sich des bombaſtiſchen Worts im Conventikel erkühnt.

Welche wohl nennſt du Verderber des Volks, Reaktionäre?
Sie, die da drängen den Gang kluger Entwicklung zurück.

„Hintergedanken“ verpönt Ihr? Sind's keine Hintergedanken,
Jeder Geſtaltung feind: „Durch Anarchie — Republik“!

Noch iſt der Deutſche poetiſch; er ſchafft ſich zu Allem den Nimbus:
Volks-Majeſtät; Republik; Hecker; dann Struve, dann Blum.

Immer „das Volk“ iſt Trumpf, die vorgeſchobene Karte.
Volke zu ſchlagen gehört zur demagogiſchen Kunſt.

Reichsverſammlung! du wirſt vom ſouveränen Volke verrammelt;
Redefreiheit! und dir zeigt es den hänfenen Strick.

Aufgehob'ne Cenſur, vom Plebs nun zu Handen genommen,
Waltet als Katzenmuſik, auch wohl als Fenſter-Geklirr.

Schweiget doch von des Augias-Stalles chimäriſchem Umbau!
Miſtet den Mißbrauch aus, Ihr Herakliden der Zeit!

Klatſcher zieht ſich der Schreier genug und erreget die Menge,
Wenn der gemäßigte Mann einzelne Freunde nur zählt.

Immerzu! Höhne das Recht, den Stand auf geſetzlichem Boden,
Bodenlos wütendes Heer! Treib in den Lüften dein Spiel!

Deutſchland, einig und kräftig! Es ſtünde wohl zu erringen,
Wären die Theile nur nicht fieberiſch in ſich entzweit.

Staatsheilkünſtler! Ihr habt fürwahr einen kritiſchen Kranken;
Hemigraine im Kopf, und in den Gliedern die Gicht.

Leidige Patienten ſind doch die politiſchen Körper;
Störrig verweigern ſie meiſt jegliche bitt're Arznei.

Deutſchland! von Allen am ſchlechteſten biſt du politiſch erzogen;
Darum hat deine Reform ſo ein frivoles Geſicht.

„Republik“? Die nobelſte Staatsform; ſie wär' dir zu gönnen,
Paßte ſie jemals für dich, wärſt du der Herrlichen werth.

„Landesvater“? Was wollt Ihr mit dieſem altfränkiſchen Staatswort?
Iſt das Familien-Haupt nicht abſoluter Monarch?

Welch' ein Tableau: Der Vater mit großgezogenen Kindern!
Patriarchaliſches Bild! Wären nicht Flegel dabei.

Deutſchland, den hungrigen Hund, Ihr wollt ihn mit Roſamen füttern;
Solch ein Magen verlangt einen ſechspfündigen Laib.

Einſt war gehemmt die Paſſage zu höhern Ehren und Aemtern;
Jetzt hofft jeglicher Schuft auf den vulkaniſchen Stoß.

Umſturz willſt du, Reformer! und Bahn zu nochmaligem Anlauf?
Obs nicht im Sprung dir gelingt, da die Carriere mißlang.

Wehe dir, harrendes Volk! wenn tagen die ewig Entzweiten
Ueber der Einigung Kraft, über des Bundes Gewalt.

Gegneriſch ſteh'n die Parteien getrennt; wo bleibt die Verſammlung,
Wenn das getheilte Princip feindlich ſie polariſirt?

Unter hiſtoriſchem Recht meint Niemand die ſaub're Hiſtorie,
Welche zu Zeiten das Recht freier Entwicklung verpönt.

Licht der Staatsklugheit und Wärme des Patriotismus —
Ihr im Bunde verſüngt auch das hiſtoriſche Recht.

Alte! wie könnt Ihr ſo lang im geſtützten Haus euch gedulden,
Wenn es den Kindern nicht mehr, nicht mehr den Nachbarn gefällt?

„Herrſchende Stimmung" oft gleichſt du, gezählt, dem verwegenen Trommler,
Der als Beſatzung allein hielt die belagerte Stadt.

Rathet und thatet und organiſirt und vollendet den Staatsbau!
Gebe der Himmel dazu beſſ're Geſittung des Volks!

Feiert Exequien Ihm, der den Tod par force provozirt hat!
Feiert nun auch mein Leid um den gezwungenen Sohn!

Wähle nur, mündiges Volk, auf breit demokratiſcher Baſis!
Wahlfrei ziehſt du das Blatt, wie es der Club dir gemiſcht.

Weltverbeß'rer! Du hau'ſt dem hungrigen Hunde den Schwanz ab;
Wirfſt als mitleid'ger Patron ihn dann als Futter ihm zu.

Sprödeſten Stahl mit bleiernem Hammer auf bleiernem Ambos
Fertig zu ſchmieden, wer's kann, zeig' es zu Frankfurt am Mayn.

Leiblich und geiſtige Größen ſchuf pyramidaliſches Volksthum.
Keinerlei Hochbau gelingt dir, nivellirtes Geſchlecht?

Ewige Mückenſeiger und Elephanten-Verſchlucker!
Euer Auge wie klein! aber das Maul koloſſal.

Laß nur den Freiheits-Apoſtel in längerer Rede ſich äußern;
Im patriotiſchen Wort lauert tyranniſcher Sinn.

Auf das feinſchleichende Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, barſche Geſellen daraus.

Himmel! Dir dank ich den Sinn, den Weiſen, Bewährten und Reinen
Zu unterſcheiden vom Schalk und vom fanatiſchen Kopf.

Kritiſchen Tagen erweckſt du, o Vorſicht! den trefflichen Staatsmann.
Schütze nur waltend ſein Haupt! Stümper gibts immer genug.

„Einzelnes“ nennt Ihr den Meuchelmord und „perſönlichen Frevel“?
Giftige Schlangen erzeugt nur ein mephitiſcher Pfuhl.

Geben die Weiſen zu Rath über neue Geſtaltung der Dinge,
Wähnt auch das Narren-Gezücht, jetzt ſey erſchienen ſein Tag.

Anarchiſten! Warum ihr den Teufel uns ſtets an die Wand malt?
Wenn Ihr ihn wirklich citirt, glaubt Ihr, er hole nur Uns?

Terroriſten! Fanatiſcher Plebs! Euer wüſtes Beginnen
Fänden wir abgeſchmackt, wär' es verbrecheriſch nicht.

Kam denn nun wirklich der Tag, wo ein Volk von reichſter Erfahrung,
Durchgebildet und fein, endlich der Schwäche verfiel?

Einziges Schickſal! der Neffe des welthiſtoriſchen Onkels,
Hochgeſchwungen, und nur Interims-Brücke zu ſeyn.

Theilet die Hermelins-Mäntel, politiſche Schneidergeſellen!
Macht Euch auf eigenen Leib ſtattliche Röcke daraus!

Sympathien und Antipathieen beſtimmen die Anſicht.
Ihr Debattirende ſeyd meiſtens ſchon prädeſtinirt.

Glänzende Reden erfüllen St. Paul herüber, hinüber.
Den applaudirteſten fehlt leider der praktiſche Sinn.

Interpellirt nur zu! Es interpellirt ja ganz Deutſchland.
Was der Philiſter nicht ſieht, glaubt er, es ſey nicht gethan.

Heil dir, o Volk! Du ſtößeſt die Schlacken verderblichen Weſens
Aus vom metalliſchen Fluß, ſuchſt die gediegene Form.

Wehe dir Volk! Sie ſprengt dir die Form, die verdorbene Maſſe;
Schleudert, ein glühender Fluß, Tod und Verderben umher.

Spottwohlfeil iſt heuer politiſche Bildung und Staatskunſt.
Architekten genug, jeder mit eigenem Riß.

Mit politiſchem Milchbrei wird jetzt der Säugling gefüttert;
Iſt er gehörig erſtarkt, wird dann ein Staatsmann daraus.

Freiheit! himmliſches Kind! Dir fühl ich mich immer am nächſten,
Folg ich willig und ſtreng äußerer, innerer Pflicht.

Gleichheit! erſcheinſt du denn je? Gleicht doch kein Blättchen dem andern.
Seyd Ihr ja täglich Euch ſelbſt ungleich zu machen bemüht.

„Gleichheit vor dem Geſetz!“ Noch beſſer: Vor der Verwaltung, —
Wo man Bedränger nicht, wo man Bedrängte nicht kennt.

Philanthropen! Ihr ſucht der gedrückten Menſchheit zu helfen.
Soll es gelingen, ſo nehmt nur keine Menſchen dazu.

Höchſtes und Tiefſtes, ſie laſſen ſich nicht commandiren im Hochrath:
Waltende höhere Macht, fromme Geſinnung des Volks.

Alles ſey wahr, was du ſagſt; doch ſage nicht Alles, was wahr iſt!
Lügſt und verleumdeſt du gar, biſt du ein ärmlicher Wicht.

Nichts für ungut, Vereine! wenn ich, wo ihr mißtraut, vertraue,
Und dem Vertrauens-Atteſt nur zu mißtrauen vermag.

Deutſches, thätiges Volk! warum ſchwärmſt du für Nebelgeſtalten?
Zeig' dich enthuſiasmirt, — nur für kein leeres Phantom!

Hört! Volksſtimme iſt Gottes Stimme! — Ja, wenn vom Geſammtvolk
Stimme des gleichen Gefühls tönet durchs Sittengericht.

Adel! du biſt nicht mehr! Das Edle liegt in der Geſinnung.
Erblich erkennen ſie dich nur bei den Pferden noch an.

Aeuſſere ruhige Form bei innerer Lebens-Bewegung;
Kräftiges Wohlgefühl; — das iſt der glückliche Staat.

Krankhaft fiebriſcher Reiz der entzündeten Lebens-Organe;
Tobend erſchlaffende Kraft; ſeht hier ein leidendes Volk!

Alte Geſchichten und neue, daß ſtets der ſtärkeren Caſten
Uebermüthige Kraft drückt auf die ſchwächern herab.

Philoſoph nicht? Gelehrter nicht? Dichter nicht? Kenner der Kunſt nicht?
Nicht Diplomat, Publiziſt? Alles und Nichts — Litterat.

„Zeitgeiſt, Volksbewußtſeyn“ et cetera — Tage der Phraſen,
Ihr ſeyd vorüber! Nun iſt's Zeit zur Vollendung des Werks.

Zeitgeiſt! Genius! Dämon! du treibſt zu raſcher Entwicklung!
Lockſt mit Erweiterungs-Reiz! Löſeſt die Bande der Welt!

Schön iſt ein lediges Roß, das rennend und wiehernd den Grund ſtampft;
Schöner ein muthiges Pferd, das ſich dem Zügel bequemt.

Menſchheit, was haſt du vergeudet an Formeln, an hohle Phantome!
Todter Scholaſtik ein Raub, dann des irrſeligen Wahns.

Menſchenkraft, unerſchöpflich, wenn eifrig, zum Rechten gewendet,
Nur das Natürliche ſie, nur das Reinmenſchliche ſchafft.

Manchen unleidlichen Druck verübte gealterte Praxis.
Nun, ideale Reform! Laß uns dein Meiſterſtück ſeh'n!

Deutſche Verfaſſung! du gleichſt dem künſtlichen Tropfen aus Glasfluß.
In der Spitze, da ligts! Bricht ſie, — zerfällt er in Staub.

Heute berieth der Verein die Adreſſe der tiefſten Entrüſtung, —
Aeuſſerſt intereſſant, — nämlich wen's intereſſirt.

Schafft Aufmunterung! Schafft Nachfrage mit lohnendem Absatz!
Glaubt mir, der Tüchtige wird dreifach ein Thätiger
seyn.

Irren iſt menſchlich, vorweg in politiſch-geſchichtlichen Dingen.
Sieh, ob auf gleicher Bahn mit den Bewährten du biſt.

Wo die Verſammlung der Weiſen, Erfahrnen nicht Hülfe noch
Rath weiß,
Da iſt die Sache nicht reif, wartet auf höheren Wink.

Rathlos zu ſitzen im Rath, iſt ſo ſchlimm nicht, als jählings
zu ſtimmen,
Geiſtreich und tactlos zugleich für den verwegenen Schritt.

Fuchs oder Eſel iſt mir, wer ganze Caſten und Stände,
Aemter und Würden verdammt, und ſo in genere
ſchimpft.

Sehnlich Gewünſchtes! du lachſt uns bräutlich verheiſſend
entgegen;
Endlich errungenes Glück machſt ſo ein ehlich Geſicht.

Volksvertreter! Ihr ſprecht, wie in urzuſtändlicher Menſch-
heit,
Wo ein jugendlich Volk Rechte und Führer erkürt.

Volk! Du Leben und Geiſt in unbehülflicher Maſſe!
Was dir je Großes gelang, haben die Größten voll-
bracht.

Wer iſt der beſte Regent? Den die Guten in Liebe verehren;
Den das mißwollende Volk fürchtet und achtet zugleich.

Volk! erdrücke mich nicht mit deiner hochglühenden Liebe!
Morgen erdrückst du mich, fürcht ich, mit glühendem Haß.

Aerzte am Mayn! Ihr kurirt nach verſchied'nen Katheder-Syſtemen;
Deutſchlands Krankheits-Bild wird ja entſetzlich verzerrt.

Haben denn unproduktiv die Höfe gar Alles vergeudet?
Die Republik nebenan hat Millionen verpufft.

Deutſchland! erflehe dir doch von Gottes Gnaden ein Staatshaupt,
Das diplomatiſcher Witz nimmer zu finden vermag.

Immer noch ſah ich den Weiſen ſich äuſſerer Nöthigung fügen,
Raſch dann den günſt'gen Moment faſſen mit kräftiger Hand.

Leuchtender Saal! erglänzeſt ſo hell du von Lichtern der Staatskunſt?
Sind deine Wiſſenden, ſprich! immer Wohlmeinende auch?

Endlich gelingt, was ſeit Jahren die Vaterlandsfreunde erſtrebten;
Nur das Chimäriſche fliegt chemiſch zerſetzt in die Luft.

Deutſchland! Vom Kopf bis zum Fuß wirſt du neu ausgeſtattet; doch anfangs
Sitzt uns kein Kleid ſo bequem, wie der getragene Rock.

Was iſt das Ende vom Lied? — Die Natur der Sache wird ſiegen.
Statik, Mechanik der Zeit ſpotten des ſchönſten Idols.